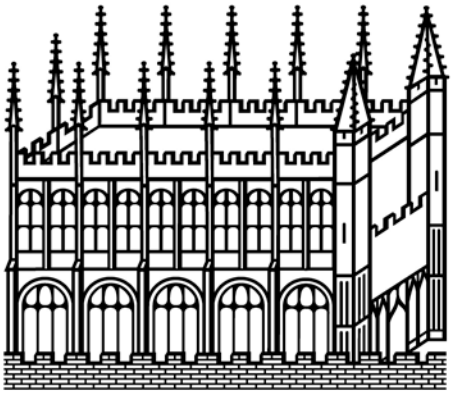

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Hermann Uhde,

Fr. Ludw. Schmidt's Denkwürdigkeiten.

1. Theil.

695 I
24.

~~UHS. 206 A 14~~

Vet. Ge. III B. 326

SPERLING
UCHBINDEREI
LEIPZIG.

OTTO BOHME
HAMBURG

Denkwürdigkeiten

des

Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors

Friedrich Ludwig Schmidt

(1772 — 1841).

Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben

von

Hermann Uhde.

Erster Theil.

OTTO BÖHME HAMBURG

Hamburg,
M. Mauke Söhne,
vormals
Perthes, Besser & Mauke.
1875.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

Nach dem Ableben des Schauſpieldirectors F. L. Schmidt äußerte eine — nicht vereinzelt gebliebene — gewichtige Stimme: „Hätte der Tod ihn nicht überraſcht und es wäre ihm vergönnt geweſen, ſein eigener Biograph zu werden — die deutſche Bühnenliteratur würde um ein Buch bereichert worden ſein, das würdig ſeinen Platz neben Iffland's Memoiren und Schröders Biographie behauptet hätte."

Ein Menſchenalter hindurch ſollte das Verlangen nach Schmidts Denkwürdigkeiten unbefriedigt bleiben; mit dem vorliegenden Werke treten ſie an's Licht. Möge ihre Aufnahme ſo freundlich ſein, wie einſt die Klage über ihr Nicht-Erſcheinen allſeitig und lebhaft war.

Einleitung.

Vom Herausgeber.

Durch das ehrenvolle Vertrauen des am 6. Auguſt 1873 verſtorbenen Dr. med. Philipp Schmidt zum Herausgeber des handſchriftlichen Nachlaſſes ſeines Vaters, des weiland Schauſpielers, Schauſpieldichters und Schauſpieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt, beſtimmt, veröffentliche ich nachſtehend das Reſultat meiner Arbeit. Die von F. L. Schmidt ſeit dem Tage ſeines erſten Auftretens bis zu demjenigen ſeines Abſchiedes von der Bühne mit größter Genauigkeit geführten Tageshefte, Notiz- und Kaſſenbücher waren, im Verein mit einer ziemlich reichhaltigen Briefſammlung, das Material, welches mir vorlag. Bis auf wenige, durch Entwürfe und Notizen des Sohnes zum Theil bereits ausgefüllte Lücken war es in einer Vollſtändigkeit beiſammen, die ein Biograph ſchwerlich oftmals finden mag, und die der muſterhaften Ordnungsliebe F. L. Schmidts ein glänzendes Zeugniß redet.

Da in den geſammten, von dem Helden dieſes Buches herrührenden Aufzeichnungen Letzterer ſtets ſelbſt als Erzähler auftrat, ſo habe ich nicht gezaudert, die wenigen, von Dr.

Philipp Schmidt niedergeſchriebenen Ergänzungen ebenfalls in die autobiographiſche Form zu gießen, um ſo, mittels vorſichtiger Verknüpfung aller Einzelnheiten der F. L. Schmidtſchen Originalmittheilungen und Einſchaltung der vorhandenen Briefe, ein zuſammenhängendes Ganzes zu gewinnen. Dank der Sorgfalt, mit welcher der Künſtler ſeine Notizen ſogar dann beſtändig fortſetzte, wenn ſeine Geſchäfte den äußerſten Grad menſchlicher Leiſtungsfähigkeit faſt überſchritten, durfte ich mich in allen eigenen Zuſätzen auf ein verhältnißmäßig geringes Maß beſchränken. Daß es mir nicht einfallen konnte, F. L. Schmidt allgemeine Betrachtungen oder Urtheile in den Mund zu legen, welche nicht durchaus ſein geiſtiges Eigenthum ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Theaterſcandälchen, pikante Anekdoten und Couliſſengeklätſch darf man auf den folgenden Blättern nicht ſuchen, obwohl auch der harmloſe Scherz, der luſtige Schwank F. L. Schmidt nicht fern lag. Im Grunde aber war er eine ernſthafte Natur, ein Freund des Würdigen, kernhaft Gediegenen. Während einer langjährigen theatraliſchen Laufbahn hat ſich ſein Ernſt, ſeine Gründlichkeit nicht nur nicht verloren, ſondern je länger je mehr geſteigert; ſtets nach der Weſen Tiefe trachtend, widmete Schmidt die wenigen Mußeſtunden, welche ſein Beruf ihm ließ, noch in ſpäten Jahren dem Studium geſchichtlicher und philoſophiſcher Werke, bis zu ſeinem Tode immerfort bemüht, ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, ſein Wiſſen zu vermehren.

Was uns aber des Mannes Bild vor Allem anziehend macht, iſt ſeine ſchlichte Biederkeit und Wahrheit. Ein Deutſcher von echtem Schrot und Korn, war Friedrich Ludwig Schmidt, was man ſo ſelten findet: ein Charakter. Die einzelnen Züge, aus denen dieſer beſtand, ſind aus den nachfolgenden Blättern leicht zuſammen zu ſetzen; wie gegen Andere, blieb Schmidt rückhaltlos und wahr auch gegen ſich, und die fortlaufenden Bekenntniſſe in ſeinen Tagebüchern legen Zeugniß dafür ab, wie ernſt es ihm war um das „Erforſche dich ſelbſt". Ja, ſogar gelegentlich der Darlegung von Anſchauungen, hinſichtlich deren nur Wenige geneigt ſein möchten, der vorgetragenen Meinung zuzuſtimmen, wie z. B. wenn Schmidt für die Ableiſtung des Eides ein phantaſtiſches Ceremoniell verlangt, wird Niemand den hohen ſittlichen Ernſt verkennen, dem jene Anſchauungen entfloſſen ſind. Voll und ganz ſpricht ſich dieſer, und daneben ſtrengſte Rechtlichkeit, auch in den ſchlichten, aber ergreifenden Worten aus, welche der Vater an ſeinen Sohn Philipp richtete, als dieſer am 11. April 1820 zur Univerſität Göttingen abging. Dieſelben lauten:

„Du ſchreiteſt aus dem elterlichen Hauſe, Dich empfängt der Strom der allgewaltigen Zeit, deren Pendel nie ſtille ſteht. Ueberſieh daher nie das Maß der Zeit! Der Weg durch's Leben bis zum Grabe ſcheint dem Jüngling freilich unermeßlich, aber er betrachte die Flüchtigkeit der Stunden, und er wird gewahren, daß er nicht Eine unbenutzt verlieren darf. Bemerkt er den Verluſt auch nicht auf der Stelle, oder glaubt er, ihn

zu erſetzen — umſonſt! Von der Zeit läßt ſich nichts wieder gewinnen.

Erwäge wohl, daß Dein Beruf den heiligſten Ernſt bedingt. Du willſt ein Retter der gebrechlichen Menſchen-Natur werden. Erfahrung iſt Deine nothwendigſte Lehrerin, und da ſich dieſe nicht vorwegnehmen läßt, ſo mußt Du ihr durch unermüdliche Beobachtung entgegen kommen.

Erhalte Dir ſtets fromme und erhabene Gefühle; die erſteren ſichern Dir den wohlthuenden Glauben an eine gütige Weltregierung, die anderen bewahren Deine edle Menſchlichkeit und verhindern, daß Du jemals ſinkeſt.

Das Höchſte in jeder Sache ſei ſtets Dein Ziel. Solches Streben befördert ein richtiges Selbſtgefühl, dieſes wiederum einen edlen Stolz. Nur in dieſer Hinſicht muß der Menſch den Stolz nähren. Wiſſe alſo genau wahre Ehre von chimäriſcher zu unterſcheiden; jene iſt der Wegweiſer durch alle Händel.

Aechte Humanität begleite Dich durch's Leben; die Klinge führe recht und gerecht, und Du wirſt nie fehlſtoßen.

Ueberſieh aber nie, indem Du nach dem Großen ſtrebſt, das Kleine; das iſt das Fundament einer guten Haushaltung. Schulden ſind die erſten Sorgen, die ſich der junge Menſch ſelbſt ſchafft; iß daher kein Brot vorweg. Eher den Hunger vorweg erduldet, als unbezahltes Vergnügen vorweg genoſſen.

Unterſcheide Bekannte von Freunden. Freundſchaft, Liebe und Wein ſind die verfälſchteſten Dinge. Einen bewährten Freund ſchätze höher denn Alles: er gleicht dem Phönix, der unvergänglich iſt.

Deine Geſundheit hege und pflege, ohne Dich zu verzärteln; ſie iſt Jedem, aber Dir zwiefach unentbehrlich. Ein kränkelnder Aeſculap empfiehlt ſich ſchlecht, denn er ſteht im Widerſpruch mit ſeiner Kunſt.

Bleibſt Du brav, wirſt Du ein nützliches Mitglied der Welt, ſo darfſt Du auf die Hilfe Deines Vaters (ſo lange ihm Gott das Leben friſtet) rechnen in Noth und Tod.

Lieſeſt Du dieſe Lehren nicht öfters, ſo lies ſie wenigſtens, wenn Du Dich dem Tiſche des Herrn nahſt, und erneuere dann Deine Gelübde. Wenn Du vor Deiner Selbſtprüfung nicht zu erröthen brauchſt, laß Alles gehen, wie es geht — Gott wird's ſchon machen.

Erſcheinen Dir auch die Lebenspfade noch ſo verworren: ſie führen zuletzt auf Eine große und geebnete Bahn, wo wir uns Alle wiederſehen."

Daß ein Mann, der ſo gediegenen Grundſätzen huldigte, nicht nach dem Maße eines banalen Comödiantenthums zu ſchätzen iſt, liegt auf der Hand; in der That pflegte ſich auch Schmidt ſehr vorzuſehen, ehe er mit Berufsgenoſſen intim verkehrte. So gern er ſich genau Geprüften anſchloß: Fremden gegenüber, deren Werth noch nicht von ihm ergründet war, hielt er ſich gefliſſentlich zurück. Am ſorgfältigſten verbarg er die ſchätzbarſten Tugenden, wie ſeinen Eifer, Hilfsbedürftige zu unterſtützen, und ſeine ſeltene Freigebigkeit. Nach Maßgabe ſeines Vermögens ſpendete er oft und gern, ohne Dank zu erwarten, ohne Seiner oder der Seinen (die er über Alles liebte) engherzig zu gedenken.

Eine nie erkaltende Begeiſterung für jedes Edle und Schöne war die breite Grundlage, auf welcher jene Eigenſchaften ruhten, und Schmidts Wärme für alles Erhabene, ſein unüberwindlicher Abſcheu vor jeglicher Unaufrichtigkeit oder Gemeinheit werden ſinnigen Leſern den Erzähler nicht nur lieb und werth machen, ſondern dieſer Empfindung auch Dauer verleihen, da ſie auf wahrer Achtung beruht.

In dieſer Hoffnung und mit dieſem Wunſche ſei nun F. L. Schmidt das Wort überlaſſen.

Erſter Abſchnitt.

Das Vaterhaus.

(1772—1792.)

„Hanc Registraturam vitae meae in perennem Memoriam scripsi. Incepi Brunopolis Die XXII Mensis Januarii MDCCLXXXXII.“

Mit dieſen weniger correcten als ſtolzen Worten habe ich vor Jahrzehnten mein erſtes Tagebuch begonnen; die Gewohnheit, ein ſolches zu führen, hat mich ſeitdem nicht wieder verlaſſen.

Jener Inſchrift gegenüber ſteht mein Name: Friedrich Ludwig Schmidt. Zu Hannover, am 5. Auguſt 1772, erblickte ich das Licht der Welt.

Unter zwölf Kindern meiner Eltern bin ich das vierte. Mein Vater war königlicher Acciſe-Einnehmer; da aber ſein Gehalt für ſeine zahlreiche Familie nicht ausreichte, ſo hatte er gleichzeitig eine Handlung mit engliſchen Stahlwaaren gegründet, die er ſchwunghaft betrieb. Meine Mutter ſtarb ſehr früh; eine ſtets gütig gegen mich gebliebene Stiefmutter trat bald an deren Stelle.

Aus meiner Jugendzeit ſtehen mir nur noch dunkle Erinnerungen vor der Seele. So entſinne ich mich, daß der Trieb zum Recitiren ſich bei mir ſchon zeitig entwickelte. Derjenige zur Nachahmung liegt tief in der menſchlichen Natur begründet.

In jeder Schauſpielerbiographie — ich wenigſtens kenne keine Ausnahme — kehrt daher bei der Schilderung der Jugendjahre der Bericht wieder: wie der ſpätere Menſchendarſteller ſchon als Kind mimiſch-plaſtiſche und rhetoriſche Verſuche gemacht habe. Auch ich war ein ſolches Kind; oft wiederholte ich die gehörte Sonntagspredigt am Nachmittage vor den erſtaunten Eltern aus dem glücklichen Gedächtniß.

Meine Bildung übernahm die „hohe Schule" meiner Vaterſtadt; ich brachte es bis zum wohlbeſtallten Tertianer. Nach meiner Confirmation wurde ich, da der Vater meinen Wunſch: zu ſtudiren, ſeiner beſchränkten Geldmittel halber nicht erfüllen konnte, als Lehrling in die große Schnittwaaren-Handlung des Kaufmanns von der Heyde gegeben. Dies war Oſtern 1786.

Wenige Monate früher hatte ich den erſten Eindruck vom Theater empfangen; er war ſtark und bleibend. Schröders Geſellſchaft war es, die ihn mir gewährte; das erſte Stück, welches ich in meinem Leben ſah, war „Der Fähndrich".

Ein Freund meines Vaters hatte die Güte, mich zu dieſem Kunſtgenuſſe einzuladen, und da er ſah, wie lebhaft mich das nie Geſehene ergriff, ſo führte er mich noch in die Vorſtellung des „Kaufmann von Venedig", des „Hamlet", und in jene des „Deutſchen Hausvaters".

Namentlich machte „Hamlet" Senſation; mit der Verpflanzung dieſes Trauerſpiels auf die deutſche Bühne, beſonders aber mit der Einführung eines Geiſtes, hebt überall ein neues Blatt in der Theatergeſchichte an. Wie manche epoche-

machende Dichtung auch ſeitdem erſchien: kaum eine hat die Wirkung erreicht, welche „Hamlet" einſt erzielte*).

Deutlich erinnere ich mich noch der erſten Vorſtellung dieſes Stückes: „Hamlet, Prinz von Dänemark" — man las ſelbſt den Titel mit einem heimlichen Grauen, ein Jeder verband mit dem Namen „Hamlet" im Voraus den Begriff einer gewaltigen Tragödie, und las man vollends: „Hamlet: — Schröder" ſo ſteigerte ſich die Erwartung bei Alt und Jung. Dem Knaben kam es vor, als ob am Tage dieſer Vorſtellung eine

*) Wie „Fauſt" und „Don Juan" ward „Hamlet" in Deutſchland volksthümlich; es wurden Tarokkarten angefertigt, deren Bilder Scenen aus „Hamlet" darſtellten; in Hamburg und Berlin wetteiferten Plaſtiker, Zeichner, Kupferſtecher und Stempelſchneider um die Ehre, den Schauſpieler Brockmann in der Titelrolle zu verewigen. Im December 1777 gab dieſer in Berlin den Hamlet zwölf, anderen Nachrichten zufolge gar dreißig Mal zu allgemeinſter Bewunderung und wurde durch Hervorruf (eine damals völlig neue Sitte) und durch eine auf ihn geſchlagene Medaille belohnt; eine Auszeichnung, die vor ihm keinem Schauſpieler zu Theil geworden. Nur damit die Aufführung des „Hamlet" würdig vor ſich gehen könne, wurde 1778 das Theater in Lübeck erweitert und umgebaut. In Königsberg ward die Tragödie zum entſchiedenen Lieblingsſtück des Publicums; in Danzig wurde ſie bei erhöhten Preiſen gegeben, auf dem Comödienzettel las man: „Schon lange erwartet das Publicum die Vorſtellung des ‚Hamlet'. — Jene Vorſtellung in Hannover, von der Schmidt berichtet, wird die des 12. Januar 1786 geweſen ſein, zu welcher ein ſolcher Zulauf ſtattfand, daß es der gewaltſamen Einwirkung der Wache bedurfte, um Ordnung herzuſtellen. (Meyer, F. L. Schröder, II, 6.)

Stille, wie bei Feſttagen, auf allen Straßen bemerklich ſei, und ſah er Abends die dicht gedrängten Menſchenſchaaren geräuſchlos durch die halberleuchteten Vorhöfe des königlichen Schloſſes in's Theater ziehen, flog nun der Vorhang auf, ſah man die Wachen auf der dunkeln Terraſſe, hörte man endlich den Ruf: „Seht, da kommt es wieder!“ und ſchritt dann wirklich der Geiſt „in der Geſtalt, worin die Hoheit des begrabenen Dänemark weiland einherging“, über die Scene — da ſtockte der Athem in jeglicher Bruſt.

Das Zuſammenſpiel bei Schröders Geſellſchaft war muſtergiltig; kein Wunder, denn viele der Mitglieder hatten noch in der damals erſt ſeit Kurzem von der deutſchen Bühne verbannten Stegreif=Comödie mitgewirkt. O ſchöne Zeit der extemporirten Stücke, von deren Reize unſere jetzigen Zuſchauer gar keinen Begriff haben! Im Anfange meiner theatraliſchen Laufbahn habe ich noch manchen älteren Collegen kennen gelernt, der einſt in der Stegreif=Comödie geſpielt, und Jeder ſprach von derſelben mit der größten Begeiſterung. Es verſteht ſich, daß nur Luſtſpiele und Poſſen extemporirt wurden; die Tragödie hatte längſt ihren beſtimmten Rahmen, den ſie auch haben muß. Das echte Luſtſpiel aber iſt mit der extemporirten Comödie zu Grabe getragen. Die Procedur bei dieſer war ſehr einfach: der Inhalt des Stückes ward den Beſchäftigten ſkizzirt; als Perſonen figurirten gewöhnlich der ernſte oder der komiſche Vater, die Soubrette und der Diener; letzterer, in der Geſtalt des Harlequin, war meiſtens der Träger

des Stückes. Weniger, aber auserlesener Talente bedurfte es; von diesen beobachtete jedes die Scenenfolge, und je nachdem der Humor dem Augenblick günstig war, spannen die Spieler den Faden ihrer Scene geistreich aus, und somit war die Wiederholung eines solchen Stückes immer neu. Bei ausgezeichneten Schauspielern dieser Art war der Genuß der Zuhörer unerschöpflich. Daher gefiel eine solche Vorstellung bei der zehnten Wiederholung nicht nur wie bei der ersten, sondern oft noch mehr.

Den Nachklang dieser Zeiten gewahrte man noch deutlich bei Schröders Truppe; das Spiel des Meisters selbst, den ich als Shylock, Hamlet und als Deutscher Hausvater bewundern durfte, steht mir noch heute lebendig vor der Seele; es kann daher nicht befremden, wenn zu jener Zeit, als der Eindruck noch völlig frisch war, eine förmliche Verwandlung meines inneren Menschen vorging.

Im Traum und Wachen beschäftigte mich fortan der Gedanke an Comödie und dramatisches Spiel; auch als ich meine Laufbahn als ehrbarer Kaufmann betreten, änderte sich hierin nichts. Obwohl ich in meinen Geschäften nichts versäumte und Herrn von der Heydes Wohlwollen mir zu erwerben wußte, so war meine innerste Seele doch nie bei der Sache, welcher ich mich gezwungener Maßen hingab. In meinen Mußestunden verfaßte ich kleine Lustspiele für zwei Personen. Diese studirte ich dann mit dem zwölfjährigen Töchterchen meines Prinzipals ein, und an freien Sonntag-Nachmittagen

wurden dieſe Productionen der Frau vom Hauſe vorgeführt, die dem eigenen Kinde und deren dramatiſchen Lehrmeiſter eine ebenſo milde Richterin war, wie den literariſchen Früchten, die auf dem dürren Holze meiner knabenhaften Erfindungsgabe gewachſen waren.

Dies Verhältniß dauerte fort, auch als 1787 das Geſchäft ſich ausdehnte und der Kaufmann Carl Ludwig Bezin Mittheilnehmer deſſelben wurde. Nach wie vor blühten mir gar ſchöne Tage, um ſo mehr, als unterdeſſen wieder wirkliche Schauſpieler ihren Einzug gehalten hatten.

Der bei der Nachwelt ſonderlich durch ſeine Bemühungen um ein Denkmal für Leſſing in gutem Andenken gebliebene, auch ſonſt verdienſtvolle Schauſpieldirector und Schauſpieldichter Großmann war es, der ſein Häuflein Getreuer an die Leine führte. Die Darſtellungen dieſer Truppe, theilweiſe muſterhaft, machten den beſten Eindruck in ganz Hannover; zwei junge Leute, Chirurgen, mit denen ich im Schauſpielhauſe häufig zuſammentraf, wurden gleich mir von der Theaterſucht angeſteckt, und wir drei thaten uns zuſammen, in einem obſcuren Wirthshauſe in der Vorſtadt ein Liebhabertheater zu errichten.

Die erſte Rolle, welche ich dort als ſechszehnjähriger Menſch geſpielt habe, war — der alte Geiger Miller in „Kabale und Liebe“. Ich wimmerte comme il faut und war beim Fallen des Vorhangs überzeugt, „unübertrefflich“ geweſen zu ſein.

Wie gerne hätte ich nun meinen erſten größeren „Triumph“ fort und fort erneuert geſehen, wie gerne recht oft — am liebſten täglich! — Comödie geſpielt! Leider aber erlaubte mir meine Stellung nicht, ſo regelmäßig, wie es meine Sehnſucht erheiſcht hätte, an den Vorſtellungen unſerer kleinen Vereinigung Theil zu nehmen; im Kampfe zwiſchen Neigung und Pflicht wurde mir die letztere je länger, deſto verhaßter.

Ich war unklug genug, dieſe Abneigung offen an den Tag zu legen; trübe und immer trübere Stunden wurden dadurch für mich herbeigeführt, bis endlich die Mißhandlung eines älteren Commis dem Faſſe den Boden ausſtieß.

Feſten Sinnes erklärte ich meinem Vater, ich bliebe keinen Tag länger in der Handlung, und wirklich ſetzte ich meinen Willen durch: ich durfte die Herren von der Heyde und Vezin verlaſſen.

Vergnügt kehrte ich dem „Strafwerkhauſe“, wie ich das Comptoir nannte, den Rücken; gar fröhlich ließ ich den friſchen Muth durch die Segel meines Lebensbootes wehen und war glücklich in dem Gefühle, „frei“ zu ſein — frei wie des Adlers mächtiges Gefieder.

Aber ſchon war eine neue „Sclavenkette“ für mich geſchmiedet. Kategoriſch erklärte mein Vater, daß ich mich zu einem anderen Berufe entſchließen müſſe.

Meine wahren Wünſche hinſichtlich dieſes „anderen Berufes“ wagte ich noch nicht zu äußern; ich war gewiß, daß dieſelben doch nicht erhört werden würden. Der Schauſpieler-

ſtand galt damals bei Vielen noch für verpehmt; die Worte „unehrlich“ und „Comödiant“ waren ſo ziemlich gleichlautende Begriffe. Erzählte man doch von einem Bürgermeiſter unſerer Nachbarſtadt Braunſchweig, daß, als in den 1770er Jahren ein Schauſpieldirector ihn um „Permiſſion“ zu einigen Vorſtellungen gebeten, der Bürgermeiſter gefragt habe: „was er denn für Sachen machen könne?“ „Nur kleine Stücke“ lautete die Antwort, „die ich mit meinen Kindern ſpiele“; worauf der Bürgermeiſter erſtaunt die claſſiſche Frage gethan haben ſoll: „Hefft Ji Lüde orntlich Kinner?“

Bei ſolchem Stande der Dinge und bei meinem Zweifel über die Anſchauungen meines Vaters in dieſem Punkte ſchien mir ſtrenge Geheimhaltung meiner Neigungen vorläufig am gerathenſten. Ich erklärte alſo, daß ich das Studium der Wundarzneikunde ergreifen wolle. Inneren Trieb zu dieſem blutigen Berufe hatte ich durchaus nicht; da aber meine beiden intimſten Schauſpielgenoſſen Chirurgen waren und — wie ich voll Neid bemerkt hatte — zum Comödieſpielen immer genügende Muße beſaßen, ſo geſellte ich mich ihnen gern als Dritter im Bunde zu; die in Ausſicht ſtehende freie Zeit lockte mich gar zu mächtig!

So führte mein Vater mich denn Michaelis 1788, nachdem ich drittehalb Jahre Kaufmann geweſen, dem Kreisphyſicus zu, der aus mir binnen drei Jahren einen tüchtigen Chirurgen machen ſollte.

„Drei Jahr“ ſagt der Schüler im „Fauſt“, „iſt eine kurze

Zeit!“ — wahre Worte, die aber junge Leute ſelten beherzigen. Auch mir ging jener Zeitraum nur zu flüchtig hin, um ſo mehr, als die Erwerbung wundärztlicher Kenntniſſe keineswegs in erſter Reihe für mich ſtand. Apoll und die neun Muſen waren mir weit wichtiger; ſo wurde denn Abends und Nachts fleißig „gedichtet“, früh am Morgen aber gab ich mich dem Studium meiner Rollen hin. Für das Liebhabertheater war ich unſtreitig eine gute Acquiſition und bald deſſen vornehmſte Stütze.

Von zahlloſen untergegangenen oder unvollendet gebliebenen ſchriftſtelleriſchen Productionen, die in jene Zeit fielen, will ich gar nicht ſprechen; einige aber feilte ich ſpäter noch aus, und ſie haben ſich längere Zeit auf dem Repertoire erhalten, ſo z. B. „Die Kette des Edelmuths“ (erſchien gedruckt in Altona), „Die erſte Liebe“, „Vaterlaunen“, „Der Fiſchzug“, „Rechtſchaffenheit und Betrug“ (Leipzig, 1794), „Unglück prüft Tugend“ (Frankfurt a. O., 1795), „Der unerwartete Beſuch“ und vielleicht noch eines oder das andere, deſſen Name mir ſelbſt entfallen iſt. Schon die Titel zeigen an, daß ich nach der damals modernen Schablone Familien-, Rühr- und Thränenſtücke ſchrieb.

Unterdeſſen aber verfloß meine Lehrzeit; am 12. September 1791 war mein Triennium abſolvirt, das Examen rückte näher, und die Sorge, wie ich es beſtehen würde, wuchs je länger je mehr. Leider mußte ich mir ſagen, daß ich meine Lehrjahre wenig im Intereſſe der Wiſſenſchaft verwendet hatte; eine ſchmähliche Niederlage ſchien mir unvermeidlich.

Da kam mir der Gedanke, mein glückliches, durch das Auswendiglernen von Rollen ungemein geübtes Gedächtniß als Schutz und Schirm zu benutzen. Binnen vierzehn Tagen lernte ich ein halbes Dutzend Compendien wörtlich auswendig; also gewappnet, trat ich der Examinationscommiſſion entgegen, und — ſiehe da! — der Handſtreich gelang; ich bekam ein beſſeres Zeugniß, als Studiengenoſſen, welche bei Weitem fleißiger geweſen waren, als ich, und viel gründlichere Kenntniſſe hatten.

„Solche Wagniſſe fordern den kecken Muth der Jugend!“ würde ich mit Mortimer ausgerufen haben, hätte dieſe Geſtalt damals ſchon exiſtirt. Was ich meinem Vater wirklich ſagte, weiß ich nicht mehr; gewiß iſt aber, daß er auf mein Diplom als „ausübender Chirurg“, welches nun nicht lange mehr auf ſich warten ließ, mit größerem Stolze blickte, als ich, dem ein Theatercontract ein weit wichtigeres Actenſtück geweſen wäre.

Aber — ließ ſich denn ein ſolcher gar nicht anſchaffen —?

Ganz leicht war dies nicht: das Mißglücken eines erſten Verſuchs hatte mir das bewieſen. Im Auguſt 1791 ſchon hatte ich nämlich nach Braunſchweig an den damals dort ſich aufhaltenden Sohn des Berliner Schauſpielprincipals Carl Theophil Döbbelin, den Director Carl Döbbelin geſchrieben und ihn befragt: ob ich nicht bei ihm Unterkunft finden könne? Die Antwort, welche ich erhielt, lautete jedoch: „Inſonders hochedler Herr! Mit Vergnügen wollte ich eilen, Dero Wünſche

in Erfüllung zu bringen, wenn ich nicht heilig bei mir beſchloſſen, Keinem den Weg zu bahnen, auf deſſen Irrgang ſchon Mancher das Unternommene bereut. Wenn Ihnen noch eine Ausſicht, wie Sie ſelbſt rühmen, leuchtet, ſo möge Sie das Glänzende nicht täuſchen. Ich halte für Pflicht, Ihnen von Dem abzurathen, was ich durch meine vieljährige Kenntniß erfahren habe. Laſſen Sie ſich meine Warnung angelegen ſein!"

Aber — die Warnung fruchtete nicht. Sie fruchtet nie bei Jemand, der vom Theaterteufel beſeſſen iſt. Bei mir kam noch die Scheu hinzu, als Wundarzt fungiren zu ſollen; nur zu deutlich fühlte ich, wie ich als ſolcher in praxi nichts weniger als ein Held geweſen ſein würde. Heimlich ſchrieb ich daher mit der Bitte um Engagement abermals nach Braunſchweig, als ich erfuhr, daß ſeit dem Advent 1791 die Tillyſche Schauſpielergeſellſchaft dort Vorſtellungen gebe. Diesmal ſollte mir ein beſſeres Geſchick lächeln; die vorſichtiger Weiſe an einen Freund adreſſirte Antwort enthielt die Nachricht: ich ſollte nur kommen; gern würde ich angenommen werden.

Mit kecker Stirn wurde nun dem braven Vater eingeredet: das kleine Hannover ſei nicht der geeignete Ort für meine fernere wundärztliche Ausbildung; das wahre Heil könne mir vielmehr nur von Berlin kommen. Der in das Geheimniß gezogene Freund mußte bekräftigen, daß dort ein halbes Dutzend ſeiner intimſten Bekannten die glänzendſte wundärztliche Carrière gemacht habe, und ſo willigte der Vater — der, gänzlich

unbekannt mit meinen theatraliſchen Vorübungen, jedes meiner Worte für baare Münze nahm — leicht ein, mich in jenes gelobte Land für Wundärzte und Solche, die es werden wollten, ziehen zu laſſen.

Am 17. Januar 1792 reiſte ich aus Hannover nach Braunſchweig ab — das langerſehnte Ziel war erreicht!

Zweiter Abſchnitt.

Die Wanderjahre — Lehrjahre.

(1792—1806.)

Fedor Oſſa in dem vieractigen Schauſpiel „Die Strelitzen“ war am 22. Januar des ſoeben genannten Jahres 1792 meine erſte Rolle auf einer öffentlichen Bühne; der Erfolg war mittelmäßig, dennoch gab mir Tilly feſtes Engagement, von der Zukunft eine Beſſerung meiner Leiſtungen erwartend. Vornehmlich wurde ich in zweiten Liebhabern beſchäftigt; daneben aber „arbeitete“ (wie man damals noch allgemein ganz ernſthaft ſagte) ich auch Bedientenrollen, ja, wirkte ſogar in kleinen Singſtücken, wie ſie damals auf der Bühne heimiſch waren und vom Schauſpielperſonal immer mit dargeſtellt wurden.

Meinen Contract in der Taſche, drängte es mich nun, die wahre Lage, in der ich mich befand, nach Hannover zu melden. In beweglichen Worten ſchilderte ich meine Liebe zur Kunſt, den unbezwinglichen Drang meines Herzens u. ſ. w. — ſchließlich die väterliche Verzeihung für den eigenmächtig gethanen Schritt erflehend. Sie blieb denn auch nicht lange aus; in ſchlichten, herzlichen Worten ſagte mir mein guter Vater, daß ja an und für ſich kein Stand ein ſchändlicher ſei, daß es aber darauf ankomme, ſich zu allen Zeiten und in allen Lebenslagen würdig und achtungswerth zu betragen.

Das Repertoire, in welchem sich die Tillysche Gesellschaft bewegte, setzte sich meist aus Kotzebueschen und Schröderschen Stücken zusammen, dazwischen erschien bisweilen Shakespeare, aber sehr verwässert. Gespielt wurde fast täglich; sehr oft auch in Wolfenbüttel. Nur außergewöhnliche Umstände konnten eine Stockung der Vorstellungen veranlassen; so z. B. wurde im März 1792 bei Kaiser Leopold II. Tode die Bühne vier Tage lang geschlossen. An Buß- und Bettagen wurde natürlich nicht gespielt, eben so wenig in der Charwoche, in der wir daher auch nur halbe Gage bekamen. Dagegen durften wir an Sonn- und Feiertagen unsere Kunst ausüben; eine Vergünstigung, die keineswegs allgemein war; in Hamburg z. B. hatte der Senat Schröders Gesuche um Freigebung der Sonntage zu theatralischen Lustbarkeiten bislang immer abgeschlagen*).

Im Mai 1792 trat ich mit der Hälfte der Tillyschen Gesellschaft meine erste größere Reise an. Wir pilgerten nach Lübeck, während die halbe Truppe im alten Standquartier zurückblieb.

Tilly hatte große Hoffnungen auf Lübeck gesetzt; die ersten drei Vorstellungen bewiesen ihm aber, wie sehr er sich getäuscht

---

*) Erst im September 1798 erfolgte die Erlaubniß des Hamburger Senats: im Winter, am 20. Mai 1803 diejenige: auch im Sommer an Sonn- und Festtagen spielen zu dürfen. Schröder selbst wurde dieser Vergünstigung nicht mehr froh, da er bei deren Bewilligung bereits von der Leitung der Bühne zurückgetreten war.

hatte. Kurz entſchloſſen, ließ er daher wieder aufpacken, und wir kehrten nach Braunſchweig zurück. Zu dieſer Reiſe gebrauchte man damals drei Tage.

Vorbedeutungsvoller Weiſe war in Braunſchweig unſere erſte Vorſtellung mit ganzer Geſellſchaft: „Das Blatt hat ſich gewendet.“ In der That war dies der Fall; Tillys Stern, der ihm im Winter an der Oker hell geleuchtet hatte, fing an, zu erbleichen. Eine viertägige Concurrenz mit der Braunſchweiger „Maſch“ — dem Vogelſchießen der Stadt der Wurſt und Mumme — beſtand er noch ganz leidlich, namentlich durch das Gaſtſpiel eines Tänzers Silani, deſſen Sprünge die Braunſchweiger trefflich fanden; dann aber ward das Haus leer und leerer, ſo daß der Principal am 28. Juni zum zweiten Male mit der halben Truppe nach Lübeck wanderte.

Haupturſache der ſinkenden Theilnahme an dem Theater war, neben der zunehmenden Sommerhitze, unſtreitig das wachſende politiſche Intereſſe; am Rhein bereiteten große Dinge ſich vor — Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig ward Oberbefehlshaber der öſterreichiſch-preußiſchen Armee gegen Frankreich. In dieſer Eigenſchaft reiſte er am 30. Juni 1792 nach Coblenz zum Sammelplatze der deutſchen Truppen ab.

Zwei Tage ſpäter wurde das Schauſpiel, welches wie gewöhnlich angekündigt war („Elfriede“ und „die Perrücken“) plötzlich abgeſagt, weil Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der ruhmgekrönte Feldherr des ſiebenjährigen Krieges, der ſeit Jahren zurückgezogen auf ſeinem Schloſſe Vechelde bei Braun-

ſchweig lebte, ſchwer erkrankt war. Der greiſe Fürſt ſtarb in der That am Tage darauf.

Dieſer Todesfall war ein ſchwerer Schlag für uns, denn der Herzog war ſtets ein beſonderer Freund der Comödie geweſen, ſo daß ich ſogar gewagt hatte, ihm mein Schauſpiel „Die Kette des Edelmuths" ehrerbietigſt zu überſenden. Mit der Verſicherung ſeines Dankes und des Beifalls, den ihm die Lectüre deſſelben abgewonnen, verband er die Zuſendung einer „kleinen Ergötzlichkeit als Merkmal ſeiner Zufriedenheit", und ſagte zum Schluſſe: die Aufführung meines Stückes durch unſere Geſellſchaft würde ihm ſicher viel Vergnügen machen.

Nun war dieſer liebenswürdige Fürſt unerwartet ſchnell aus dem Leben geſchieden! Sein Tod verſchaffte uns unfreiwillige Muße; die Bühne blieb vierzehn Tage lang geſchloſſen; wir hatten — leider auch hinſichtlich der Gagenzahlung — vollſtändige Ferien.

Während derſelben trafen die nach Lübeck gegangenen Mitglieder unſerer Geſellſchaft, welche dort abermals keine Seide geſponnen hatten, wieder bei uns ein; den Verſuch, an der Trave Anker zu werfen, hat Tilly in jenem Jahre nicht zum dritten Male unternommen.

Mit einem Gelegenheitsprolog: „Ferdinands Todesfeier", welcher bald darauf in Wolfenbüttel wiederholt ward, eröffneten wir die Vorſtellungen in Braunſchweig am 19. Juli 1792 auf's Neue; vier Wochen ſpäter, am 15. Auguſt deſſelben Jahres — verheirathete ich mich mit 20, ſchreibe zwanzig Jahren

zum erſten Male; die Erkorene war eine friſche, hübſche Schauſpielerin, Demoiſelle Löwe.

Zwei Jahre währte dieſe ſchöne Zeit der jungen Liebe; am 12. September 1794 nahmen die Eltern die Frau gutwillig zurück. Ich war bei dem Handel garſtig betrogen; gewiſſenloſer Weiſe hatte man mir verſchwiegen, daß mein Mädchen ſchon ſeit ihrem fünfzehnten Jahre an periodiſchem Wahnſinn litt! Mit welchen Empfindungen ich gleich in den Flitterwochen dieſe Entdeckung machte, läßt ſich denken; ich verſuchte alle möglichen Heilmethoden, doch ohne Erfolg, ſo daß nichts übrig blieb, als eine Scheidung zu beantragen, in welche denn auch alle Theile ohne Schwierigkeit willigten.

Zwei Tage nach meiner Hochzeit, am 18. Auguſt 1782, brachen wir nach Kaſſel auf, um dort Vorſtellungen zu geben; nach zweitägiger Reiſe langten wir an, ſchlugen ſogleich unſere Zelte auf und debütirten (in dem arg gemaßregelten Lande!) mit dem Schauſpiel „Bürgerglück", dem wir aber — gleichſam als Gegenſtück — am Tage darauf das Gemälde grimmigſter Tyrannei: Shakeſpeares „Richard III." folgen ließen.

Die Geſchäfte gingen gut; einige Nachzügler, welche Tilly zunächſt verſuchsweiſe in Braunſchweig zurückgelaſſen hatte, trafen bald bei uns ein, und mit vereinten Kräften konnten wir nun unſere Arbeit fortſetzen. Somit wäre Alles in erwünſchtem Gleiſe geweſen, hätte nicht ein böſer Teufel Macht über die ganze Geſellſchaft (ich erinnere mich keiner einzigen Ausnahme) beſeſſen, nämlich der Zankteufel. Die Mitglieder

waren beſtändig mit einander uneins; um der nichtigſten Urſachen willen gab es Streit. Dieſe Widerwärtigkeit ging zuletzt ſo weit, daß die Vorſtellungen merklich darunter litten. Früher als ſonſt wohl der Fall geweſen wäre, nämlich ſchon am 13. October, mußte daher Tilly von Kaſſel wieder abreiſen, nicht ohne daß zu guter Letzt noch mit dem Speiſewirth gezankt worden wäre. Am ärgſten wurde es aber unterwegs. In Königslutter, wo wir kurze Raſt hielten,

„. . . . brach der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepreßte Gluth,
Zur offenen Flamme ſich entzündend, los.“

Was für eine ſchreckliche Prügel-Revolution der ganzen Geſellſchaft da erlebt wurde, ſei in die Nacht der Vergeſſenheit getaucht; der zärtliche Vater zankte mit dem Tyrannenſpieler, die Anſtandsdame mit dem erſten Liebhaber, der Souffleur mit dem Director — kurz, Alle mit Allen, und endlich gab es blau geſchlagene Geſichter, blutende Naſen und halb ausgekratzte Augen.

Daß mir ein ſolches Treiben nicht gefallen konnte, braucht wohl keiner Verſicherung. Gleich in Braunſchweig, wohin wir uns von Kaſſel zurückgewendet hatten, redete ich daher mit dem Principal und bat um meine Entlaſſung. Er wußte mich jedoch durch freundliche Worte zur Zurücknahme meines Wunſches zu bewegen, und da durch den Austritt mehrerer Mitglieder das Perſonal ohnehin ſchon lückenhaft war, ſo gab ich gern mein Wort, zu bleiben, vorausgeſetzt, daß beſſere Ordnung eingeführt werden würde.

Tilly verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, allein er erreichte keine andere Einhelligkeit unter den Mitgliedern, als daß dieſe ſich verbanden, ihn zu prügeln, ſo oft er ernſthaft aufzutreten Miene machte.

So dankte ich denn in Lübeck, wohin wir von Braunſchweig gezogen waren, förmlich ab. Auf Oſtern 1793 wollte ich aus dem Verbande der Tillyſchen Geſellſchaft ſcheiden.

Wirklich verließ ich dieſelbe am 2. März 1793; ſie blieb in dem unterdeſſen wieder aufgeſuchten alten Standquartiere Braunſchweig zurück.

Ich hatte für mich und meine Frau Engagement am deutſchen Theater zu Amſterdam gefunden; fröhlichen Muthes machten wir uns nach Holland auf den Weg.

Dieſer führte uns zunächſt nach Hannover. In Peine wurde übernachtet; am nächſten Mittage um 1 Uhr ſetzten wir die Reiſe fort. Die Landſtraße war aber ſo ſchlecht, daß wir erſt Abends 10 Uhr in Hannover anlangten; man bezahlte damals drei, auch vier gute Groſchen à Perſon für die Meile.

Drei Tage, ſchöne, glückliche, unvergeßliche Tage verweilte ich bei meinen guten Eltern, dann brachen wir nach Holland auf. Der Poſtmeiſter, ein Bekannter meines Vaters, gab mir einen freien Paſſierſchein, giltig für meine Perſon; ich hatte alſo nur das Reiſegeld für Einen Paſſagier zu beſchaffen, ein Umſtand, der meiner Caſſe weſentlich zu Statten kam.

Am 13. März langten wir, ziemlich erſchöpft von der beſchwerlichen Reiſe, glücklich in Amſterdam an; gaſtlich öffnete

ſich uns das Logirhaus eines Wirthes, Namens Blume — op de Buitekant in de Booter-Tonn.

Hatte ich hauptſächlich „um die Welt zu ſehen“ ein Engagement nach ſo entlegenen Gegenden angenommen, ſo war mein Wunſch jetzt erfüllt und zwar reichlicher, als ich ſelbſt gedacht, denn ich ſah nicht nur ein Stück Welt, ſondern auch ein Stück Weltgeſchichte. Die Franzoſen waren in Holland eingerückt; die Theater mußten, ſo lautete ein Befehl der Behörde, ſämmtlich geſchloſſen bleiben; es ſollte nur gebetet werden.

Schlimme Ausſichten für uns und die Actionaire, von denen das ganze Unternehmen ausgegangen war! Indeſſen: „wozu ſind Gebote gegeben, wenn ſie nicht übertreten werden ſollen?“ ſo mochten Jene denken; ſie ſchloſſen daher das Theater allerdings, verkauften jedoch ihre Billets unter der Hand und ließen nun bei verhangenen Fenſtern und verriegelten Thüren Vorſtellungen geben. So ſpielten wir, meine Frau und ich, am 20. März 1793 in dem fünfactigen Schauſpiel „Das Kind der Liebe“ als Amalie und von der Mulde.

Daß dieſe Zuſtände auf die Dauer nicht haltbar waren, leuchtet ein. Ich war daher ſehr froh, als die Directoren mir eine halbe Monatsgage für mich und meine Frau als Abſtandsſumme anboten und trat gern von unſerm Contracte zurück. Am 24. April 1793 wandten wir Amſterdam den Rücken und langten ſechs Tage ſpäter in Hannover bei den Eltern wieder an.

In der Noth meines Herzens hatte ich, faute de mieux, ſchon von Amſterdam aus an Tilly geſchrieben und mich ihm wieder angetragen; der gute Director hatte mir ſogleich nach Hannover eine bejahende Antwort geſendet, die ich zu meiner großen Freude dort vorfand. Am 28. Mai traten wir zu Braunſchweig in der altgewohnten Umgebung als Lord und Olivie im „Landprediger von Wakefield" wieder auf.

Die Geſellſchaft ging bald nach Wolfenbüttel; dort erreichte uns die Nachricht, daß die Feſtung Mainz, welche etwa drei Vierteljahre früher durch Verrath in Cuſtines Hand gefallen war, am Abend des 21. Juli 1793 durch Capitulation wieder in preußiſchen Beſitz gekommen ſei. Nun gaben wir eiligſt, um eine Ehrenſchuld einzulöſen, nur noch eine Vorſtellung zum Beſten der Armen, deren Beſchluß ein Epilog: „Leſſings Denkmal" bildete; dann kehrten wir nach Braunſchweig zurück, deſſen Herzog als glorreicher Eroberer der Feſtung Mainz von uns gefeiert werden ſollte. Dies geſchah in einem von mir gedichteten, von meinem Schwager Leopold Löwe in Muſik geſetzten Epiloge mit Geſang und Tanz: „Der Siegestempel". Wenige Tage danach, am 7. Auguſt, gab die Herzogin von Braunſchweig, eine wahrhaft gütige Landesmutter, aus Freude über die Einnahme von Mainz den nächſtgelegenen Dorfſchaften ein Feſt. Nachmittags trafen in großen Zügen die Landleute auf ihren Wagen ein. In einem Saale des Schloſſes tanzten ſie bis zum Abend, dann wurden ſie geſpeiſt. Auch die Schloßdienerſchaft nahm an dem

Feſte Theil, das Luſtſchloß Richmond aber, die Reſidenz der Herzogin, war illuminirt. Das Theater blieb an dieſem Abend geſchloſſen.

Auf ähnliche Weiſe wurde bald darauf auch der Sieg des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig bei Pirmaſens gefeiert. Das größte Feſt aber war die am 6. Februar 1794 erfolgende Rückkehr des Herzogs, der 83 Wochen und 5 Tage als Commandeur der Preußen gegen die Franzoſen im Felde geſtanden hatte. Das Theater feierte ſein Wieder-Eintreffen mit einem Vorſpiel aus der Feder des Directors Tilly: „Ingomars Schlaf". Auch als Ende April und Anfangs Mai die Braunſchweigiſchen Regimenter nach und nach wieder einrückten, gab es, wie natürlich, großen Jubel und helle Fröhlichkeit.

Unterdeſſen hatte ich meine freie Zeit benutzt, zunächſt einen Operntext: „Die verkaufte Braut" zu ſchreiben, welchen mein Schwager — jedoch nicht ſo glücklich, daß die Arbeit öfters aufgeführt worden wäre — in Muſik ſetzte; wir gaben das Werk nur einmal, am 29. November 1793. Nach dieſem wenig günſtigen Erfolge wandte ich mich zum Verfaſſen von Schauſpielen zurück, deren ich mehrere vollendete. Eines davon: „Die beſchämte Eiferſucht" ſandte ich, großer Hoffnungen voll, an den berühmten Leiter der Hamburger Bühne, F. L. Schröder. Er antwortete mir ſehr leutſelig: „meine Arbeit bedürfe mancher Aenderungen und Milderungen", und munterte mich dann auf, fortzufahren, die Muße, die mir

der Schauſpieler laſſe, als Dichter zu benutzen. „Doch rathe ich Ihnen“ ſchloß der Brief, „lieber einen moraliſchen Gegenſtand zu bearbeiten.“

Federflink wie ich war, ließ ich mir das nicht zweimal ſagen, um ſo weniger, als „moraliſche“ Stücke ja damals allgemein an der Tagesordnung waren. Ich ſchrieb ein „moraliſches“ Drama und ſandte es neuerdings an Schröder; dieſer aber antwortete: „Allerdings iſt der Stoff Ihres Stückes moraliſch, aber es iſt zu wenig Neuheit darin, um es hier mit Glück auf die Bühne bringen zu können.“

Während ich ſo als Autor eifrig nach Fortbildung ſtrebte, drohten die unerquicklichen und zerfahrenen Verhältniſſe der Tillyſchen Geſellſchaft dem ausübenden Schauſpieler je länger deſto mehr verderblich zu werden. Als es daher bekannt wurde, daß Tilly ſeine Geſellſchaft für Petersburg einzurichten entſchloſſen ſei, wandte ich mich an mehrere Directoren um Engagement, während der größte Theil der übrigen Mitglieder, darunter Herr Stollmers (der erſte Mann der ſpätern Sophie Schröder), nach St. Petersburg dirigirt wurde.

Aus Berlin, wo eben Profeſſor J. J. Engel, der Verfaſſer des „Lorenz Stark“, des „Philoſophen für die Welt“ u. ſ. w. die Bühnenleitung in Ramlers Hände gelegt hatte, erhielt ich trotz einer gewichtigen Empfehlung des Braunſchweiger Profeſſors Eſchenburg eine abſchlägige Antwort, „da das Perſonale des Theaters bereits zu groß ſei und man der Theatercaſſe keine Laſt mehr aufbürden könne.“ Aehnlich

ſchrieb Großmann aus Hannover; eine erbaulichere Antwort bekam ich endlich von meinem alten Gönner Carl Döbbelin aus Poſen, der, als er gewahr wurde, daß ſeine wohlgemeinte Warnung nicht gefruchtet hatte, ſich freute, von mir zu hören und hinzufügte: „Wollen Sie auf Ihre Koſten zu mir kommen und einige Rollen ſpielen; wenn Sie unſerm Publico gefallen, ſo wird es mir ſehr angenehm ſein, meine Geſellſchaft durch ein gutes Subject vermehrt zu ſehen.“

Was war zu thun —? Da ich ſoeben wieder ein lediger Mann geworden war, ſo ließ ſich die Sache am Ende wagen, und am 13. September 1794 reiſte ich von Braunſchweig ab; zunächſt nach Berlin, wo ich vier Tage darauf eintraf.

Es war meine Abſicht, etwa eine Woche in der preußiſchen Reſidenz zu verweilen, um das dortige Theater kennen zu lernen; ungeſäumt machte ich daher den Koryphäen deſſelben meine Aufwartung. Vor Allem intereſſirte mich Fleck, der ein wahrhaft großer Schauſpieler war; an ſeinem trefflichen Beiſpiele wurde ich zum erſten Male gewahr, eine wie bedeutende Wirkung auf den empfänglichen Zuſchauer ein von geiſtvoller Urtheilskraft regiertes Mienenſpiel macht. Der Künſtler entließ mich bei meinem Abſchiedsbeſuche nicht, ohne mir noch einige beherzigenswerthe Lehren mit auf die Poſener Reiſe zu geben. „Suchen Sie“ ſagte er mir, „Ihren Geſchmack durch ununterbrochene Lectüre zu bilden; hüten Sie ſich, bei überhäufter Arbeit nachläſſig zu werden; opfern Sie lieber Ihre nächtliche Ruhe, als daß Sie nur oberflächlich

vorbereitet vor das Publicum treten. Ringen Sie nie danach, in Ihrem Spiel aufzufallen, und bilden Sie ſich lieber langſamer durch ſtetes Selbſtdenken, als daß Sie dies und jenes einem Lieblingsacteur ungeprüft nachahmten. Studiren Sie auch Ihr Geſicht, damit Sie wiſſen, welches Mienenſpiel Ihnen wohl anſteht, halten Sie überhaupt mehr auf Mimik, als auf Geſticulation."

Eine Stunde nachdem ich dieſe goldenen Lehren gehört, brach ich nach Poſen auf; unterwegs waren meine Gedanken begreiflicher Weiſe auf's Lebhafteſte mit meinen Berliner Erinnerungen beſchäftigt.

Bald aber ſollte ich unſanft an die Gegenwart gemahnt werden. Es war die Zeit der Inſurrectionen des getheilten Polen; Kosciuszko, von der polniſchen Revolutionspartei an die Spitze der Bewegung geſtellt, focht mit einer Handvoll zuſammengeraffter, aber muthiger Truppen für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes.

Mitten in dieſe kriegeriſchen Unruhen hinein platzte meine arme Poſtkutſche; auf dem halben Wege hielt in einem elenden ſchmutzigen Neſte der Wagen an, und der Poſtillon konnte — da Streifereien der föderirten Truppen dies unmöglich machten — nicht weiter fahren. Ich war ſo in Verzweiflung, daß ich alle meine Effecten leichtſinniger Weiſe bei einem mir gänzlich fremden Gaſtwirth zurückließ und mich zu Fuße nach Poſen auf den Weg machte. Nachdem ich wenige Meilen zurückgelegt, verirrte ich mich ſo gründlich, daß, wenn

nicht zufällig ein reitender Poſtillon daher gekommen wäre, welcher mich zurechtwies, mein Geſchick leicht das unglücklichſte hätte ſein können. Nach abermaliger kurzer Wanderung — ſchon hatte ich ingrimmig wieder umwenden und auf's Gerathewohl nach Hannover zu meinen Eltern zurückkehren wollen! — traf ich endlich mit einem Schuhmacher aus Poſen zuſammen, der den Weg ebenfalls zu Fuß machte und der Gegend kundig war; ich ſchloß mich ihm an, und nach langem Irrſal erreichten wir endlich ſelbander das Ziel unſeres Marſches; durch das Thor fuhren wir auf einem elenden Bauerwagen, welchen wir kurz vor der Stadt getroffen und um Mitnahme gebeten hatten.

In Poſen fand ich das ſchrecklichſte Kriegsgewühl, aber auch meine Beſtimmung, die Döbbelinſche Geſellſchaft. Raſch waren nun alle Fährlichkeiten vergeſſen, Döbbelin aber ſah mich als ein Wunder von Beherztheit an und wünſchte mir Glück, daß ich, „wie einſt Orpheus in den Tartarus, mitten durch alle Förderationsſchreckniſſe nach Poſen geſtiegen ſei.“

Bald war mein Koffer von jenem Wirthe herbeigeſchafft, und am 5. Oktober debütirte ich als v. d. Huſen in dem Schauſpiel „Armuth und Edelſinn“. Die Vorſtellung gefiel ſo ſehr, daß ſie auf lautes Begehren des Publicums wiederholt werden mußte, obwohl ſie die letzte vor Döbbelins bereits angekündigtem Weggang aus Poſen hatte ſein ſollen.

Wir blieben nun bis auf Weiteres noch im alten Quartier; am 7. October trat ich zum zweiten Male auf, und zwar

als Franz in Schillers „Räubern“. Nach der Vorſtellung kam Döbbelin zu mir und ſagte mir leiſe: er engagire mich hiermit feſt und wolle mir ſogar die Reiſekoſten erſetzen, was aber ſeine Frau nicht zu erfahren brauche, da dieſe gar haushälteriſch ſei.

Wenige Tage ſpäter wurde ein förmlicher Contract gemacht. Ich leugne nicht, daß ich mich in dem neuen Verhältniß wohl fühlte; es iſt einem erſt in der Ausbildung begriffenen Schauſpieler ſo nöthig, Routine in guten Rollen zu erhalten, und die konnte ich mir hier erwerben. Außerdem war Döbbelin ſelbſt ein erfahrener Bühnenpraktiker und ein vorzüglicher Schauſpieler in ſeinem Fach: in komiſchen Rollen Alle Anderen, welche ich bis dahin geſehen, glichen in meinen Augen nur armen Schächern gegen ihn; ſeine komiſche, immer wechſelvolle, niemals verſiegende Laune war unverwüſtlich, wenn er auch bisweilen übertrieb. Und doch — wen kleidete ſelbſt das Outriren ſo, wie ihn!

Als Bühnenleiter war der bei'm Theater aufgewachſene Döbbelin gewandt, in allen Sätteln gerecht. Von dem kriegeriſchen Wirrniß, das uns umgab, wußte er trefflich Vortheil zu ziehen; und als wegen der ſiegreichen Schlacht der vereinigten Preußen und Ruſſen unweit Warſchau (am 10. October) und wegen der Gefangennahme des verwundeten Kosciuszko, am 18. October Victoria geſchoſſen wurde, that auch Carl Döbbelin keinen Fehlſchuß. Er ſchloß endlich ſeine Bühne am 26. October mit einem Nachſpiel: „Das Opfer der Dankbar-

keit, oder: Der Abſchied aus Poſen"; dann hielt die Anſtandsdame noch eine „Abſchiedsrede".

Durch eine Reihe von polniſchen Neſtern — das ſpäter durch Heymann Levi ſo berühmt gewordene Meſeritz war auch darunter — zogen wir nun nach Frankfurt an der Oder.

Zwei Thatſachen ſind es, an welche ich bei der Nennung dieſes Ortes denken muß. Zuvörderſt erntete ich dort am 24. November in der Rolle des Präſidenten in „Weltton und Herzensgüte" meinen erſten Hervorruf: eine Ehre, die damals noch etwas bedeutete und zu den allergrößeſten Seltenheiten gehörte. Eigentlich datirt die Sitte — oder ſoll ich ſagen, Unſitte? — Schauſpieler hervorzurufen, erſt aus eben jener Epoche.

Der zweite Umſtand aus meiner Frankfurter Zeit, an den ich mit Freuden zurückdenke, war die Trauung unſeres Muſikdirectors Pitterlin am 23. November 1794, bei der ich Trauzeuge war. Ohne daß ich beſondere Anwartſchaft auf dieſes Amt gehabt hätte, war ich halb und halb vom Zufall zur Uebernahme deſſelben geführt worden; ich bin aber dieſem Zufall noch heute ſehr dankbar, denn ich trat bei jener Gelegenheit, wie dies natürlich iſt, dem Bräutigam beſonders nahe, und meine Bekanntſchaft mit Pitterlin iſt mir bis in meine ſpäteſten Jahre fruchtbringend geblieben. Er machte mich aufmerkſam, wie wenig meine Schulkenntniſſe mit meinem Eifer für die Sache gleichen Schritt halten wollten; durch ihn immerwährend angefeuert, begann ich nun, unabläſſig an

meiner Selbſtausbildung zu arbeiten. Es bleibt aber allemal wahr: daß die Götter vor den Erfolg den Schweiß geſtellt haben; nur die ſtrenge, nie raſtende Arbeit an ſich ſelbſt kann auch den Schauſpieler, deſſen Beruf, als Spiel, jedwedem Ernſte zu widerſprechen ſcheint, auf die Höhe eben dieſes Berufes bringen.

Die Weihnachtszeit des Jahres 1794 wollte Döbbelin nicht in Frankfurt verleben; er zog daher mit der Geſellſchaft am 1. December nach Stettin, wo wir die Bühne am 5. mit „Weltton und Herzensgüte" eröffneten. Leider aber war uns die Witterung ſehr wenig günſtig; am 23. December war es ſo fürchterlich kalt, daß das Theater gänzlich leer blieb. Zwei oder drei einſame Vergnüglinge, die in das Parterre gekommen waren, erhielten ihr Geld zurück, und wir gingen nach Hauſe, ohne die rührenden Folgen von „Leichtſinn und kindlicher Liebe" (welches Stück angeſetzt geweſen) gezeigt zu haben.

Ich ſchloß das alte Jahr mit dem frohen Bewußtſein, in meiner Kunſt Fortſchritte gemacht zu haben. Schon nährte ſie mich in anſtändigſter Weiſe; ich hatte anno 1794 die Summe von 338 Thaler 8 guten Groſchen Gage erhalten — Herz, was begehrſt Du mehr!

Mit guten Auſpicien für mich ſollte das folgende Jahr beginnen. Der Neujahrsabend brachte die Vorſtellung eines „Schauſpiels in drei Aufzügen von Friedrich Ludwig Schmidt, Mitgliede der hieſigen Bühne" wie auf dem Zettel ſtand; das Stück hieß: „Unglück prüft Tugend". Am erſten Tage des

Jahres 1795 genoß ich zum erſten Male die ſtolze Freude, in dieſem Schauſpiel eines meiner größeren Werke dargeſtellt werden zu ſehen; die Nachſicht, mit der man es aufnahm, entzückte, der Beifall rührte mich; ja, er machte mich ſo kühn, bereits achtzehn Tage ſpäter ein zweites Schauſpiel von mir: „Rechtſchaffenheit und Betrug" auf die Bühne zu bringen, über deſſen Aufnahme ich mich ebenfalls nicht beklagen konnte.

War das Publicum am Neujahrstage durch die ſtärkere Beleuchtung, war es durch das Applaudiren warm geworden — genug, es hielt (trotz eiſiger Kälte draußen) aus, bis das letzte Wort geſprochen und der Vorhang gefallen war. Nicht ſo gut wurde es uns am 2. Januar bei der Vorſtellung von „Bürgerglück". Es war den Bürgern entſchieden zu kalt, ihr Glück auf der Döbbelinſchen Bühne geſchildert zu ſehen; ſie blieben alſo zu Hauſe. Einige Wenige, die ſich doch herausgewagt, kehrten halb ärgerlich, halb erfroren in ihre Wohnungen zurück, Döbbelin aber erhub die Stimme, redete uns an und ſprach: „Gehet hin und thuet desgleichen."

Unterdeſſen nahte der Tag, welcher unerwartet, ungeahnt, eine Epoche in meinem Leben machen ſollte. Dies war der 5. Januar 1795, an welchem (zum erſten Male überhaupt) ein neues Drama von Heinrich Zſchocke: „Abällino, der große Bandit" geſpielt wurde. Die Hauptpartie, die Doppelrolle des Abällino und des Flodoardo, war mir anvertraut worden.

Mit mir — deſſen war ich mir klar bewußt — ſtand und fiel das neue Stück. Ich ließ es daher an allem erdenklichen

Fleiße nicht fehlen, trat auch ſelbſt mit dem Dichter, der damals in Frankfurt an der Oder ſich aufhielt, über die ſchwierige Aufgabe in Correſpondenz. Im Nachſtehenden gebe ich einige Mittheilungen aus ſeinen inhaltreichen Briefen.

Noch ehe das Stück aufgeführt ward, ſchrieb mir Zſchocke (am 24. Decbr. 1794): „Die Rollen ſind ganz nach meinem Wunſch vertheilt; nur daß es am Neujahrstage gegeben werden ſoll, thut mir leid; ich bezweifle recht ſehr, grade an dieſem Tage in Stettin ſein zu können. In dieſem Falle aber hoffe ich, daß Sie Freund genug ſein werden, mir mit treuer, unbeſtochener Feder das Schickſal unſeres „Abällino" umſtändlich zu erzählen. Sollte das Stück mit dem Enthuſiasmus aufgenommen werden, wie es der Roman ward, ſo haben Sie die Güte, Ihren Brief ſo einzurichten, daß er in einem Journale abgedruckt werden kann. Von ſich ſelber ſchreiben Sie wie ein Fremder, und um dies zu können, hören Sie das Urtheil der Fremden, der Zuſchauer. Vielleicht erhalte ich hierdurch Gelegenheit, Ihren Namen zuerſt öffentlich mit meinem Urtheile zur Empfehlung für eine glänzendere Carrière zu nennen.

Daß „Abällino" in altdeutſcher Tracht gegeben wird, nähert ſich freilich mehr dem Coſtüm jenes Zeitalters; aber ich wünſche, daß nicht durch die vielen Mantelrollen das Stück vermäntelt und verſteift würde."

Nun, der Verfaſſer hatte ſich unnütze Sorgen gemacht; „Abällino" gefiel außerordentlich. Ich ſelbſt wurde nach Been-

digung des Stücks mit dem rauſchendſten Applaus beehrt, wofür ich in einer kurzen Rede dankte.

Ich meldete den Erfolg ſogleich an Herrn Magiſter Zſchocke, wenn auch nicht in der von ihm gewünſchten Weiſe, zu der ich ſo recht eigentlich den Muth nicht faſſen konnte.

Zſchocke antwortete am 25. Januar 1795: „Gern hätte ich von Ihrem Briefe den bewußten Gebrauch gemacht, allein die Notizen waren zu allgemein, zu wenig in die Natur des Stücks und Spiels eindringend. Ich wünſchte eine dramaturgiſche Kritik der Vorſtellung! Inzwiſchen danke ich Ihnen doch tauſendmal für das, was Sie mir gaben. Daß Abällino durch Ihr Spiel nicht anders als gewinnen konnte, erwartete ich ſchon mit zweifelloſer Zuverſicht.

Ich will erſt die Aufnahme des „Abällino" auf anderen deutſchen Theatern abwarten und dann einen zweiten dramatiſchen Verſuch irgend einer Direction übergeben: „Wanda, Königin von Polen." Ich verwand an der Bearbeitung dieſes Stücks ungleich mehr Mühe, als ich dem „Abällino" widmete und widmen konnte. Ich möchte meinen Credit lieber ſteigen, als fallen ſehen."

Zweifellos iſt es intereſſant, denſelben Zſchocke, welchen das größere Leſepublicum jetzt faſt nur noch als Verfaſſer von Erbauungsbüchern wie die „Stunden der Andacht" kennt, hier auf einem ſo ganz entgegengeſetzten Wege anzutreffen. Aber da ſieht man wieder, in wie nahem innerem Zuſammenhange Kanzel und Schaubühne ſtehen.

Der Erfolg des „Abällino“ übte einen ſtarken Rückſchlag aus auf meine Stellung bei Döbbelin; nachdem das Stück am 9. Januar mit noch größerem Erfolge als das erſte Mal wiederholt worden war, kam Döbbelin am 11. zu mir und bot mir einen neuen dreijährigen Contract unter weit vortheilhafteren Bedingungen an. Ich unterſchrieb denſelben, ohne zu markten; — „ſchnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort!“

Noch drei Mal, im ganzen fünf Mal gaben wir im Januar „Abällino“; am letzten dieſes Monats hatte ich bei Tiſch eine äußerſt angenehme Ueberraſchung. Ich erhielt nämlich durch die Herren Bieſter und Wollenburg, zwei Kaufleute, folgendes ſehr erfreuliche Billet:

„Unterſchriebene haben die vortheilhafte Stimmung des Publicums, das Ihnen ſchon ſo oft lauten Beifall bezeugt, benutzt und durch eine Subſcription 10 Stück Friedrichsd'or, welche Sie hierbei erhalten, zuſammengebracht. Beſonders die Förſterſche Reſſource und einige Theaterfreunde geben Ihnen dadurch ihren guten Willen zu erkennen und wünſchen mit uns recht ſehr, daß Sie noch lange mit eben dem Fleiß und Eifer, wie bisher, das Theater betreten mögen.“

Das hieß praktiſch und wie echte Kaufleute gedacht, die die Kunſt lieben, leben und leben laſſen. Dankend nahm ich die wohlgemeinte Gabe an.

Drei Wochen blieben wir nun noch in Stettin; nach der letzten Vorſtellung ſprach Döbbelin die übliche Abſchiedsrede Tags darauf reiſten wir ab, begleitet von einigen Stettiner

Kunſtfreunden, welche eine Station mit uns fuhren und uns dann mit einem ſolennen Abſchiedsſchmauſe regalirten. Mein „Lebehoch", das ich den treuen Stettinern zutrank, kam aus innerſtem Herzen.

Dann kehrten Jene zurück; wir aber zogen weiter, gen Frankfurt a. d. Oder. Nicht ohne allerlei Fährlichkeit kamen wir endlich dort an, namentlich erhöhte der Bruch eines Rades mitten auf der ſchlechten Landſtraße keineswegs das Vergnügen der Fahrt.

Der Aufenthalt in Frankfurt bot nichts Bemerkenswerthes dar, wenn man nicht den Umſtand dafür halten will, daß „Abällino" auch dort mehrere Male mit unerhörtem Erfolge gegeben wurde. Meine Darſtellung der Titelrolle ward ebenfalls durch einen Hervorruf belohnt.

Wir blieben bis in die Mitte des März, dann wanderten wir nach Magdeburg, wo am 27. deſſelben Monats die erſte Vorſtellung gegeben wurde. Wenig Tage nach derſelben ward durch „Unglück" nicht allein „Tugend geprüft", wie ich im Titel meines, nunmehr auch den Magdeburgern als Novität dargebotenen Erſtlingsſchauſpiels behauptet hatte, ſondern auch der Geldbeutel ward auf eine harte Probe geſtellt, denn das Schauſpielhaus blieb bei meinem Stücke ſo leer, daß wir vorzogen, nicht zu ſpielen. Es war dies die Kehrſeite der Autorsfreuden für mich! Erſt ſpäter, als ich durch den „Abällino" Boden gewonnen hatte, erhielt ich auch Credit als Dichter; vielleicht überſchätzte man mich in Magdeburg ſpäter eben ſo ſehr, wie man mich anfänglich unterſchätzt hatte.

Wenn „Abällino“ Zulauf fand, ſo hatte dies noch einen beſonderen Grund darin, daß Zſchocke ein geborener Magdeburger war. Wie ſehr er ſich ſelbſt über ſeinen Erfolg in ſeiner Vaterſtadt freute, geht aus nachſtehendem Briefe an mich hervor:

„Frankfurt a. O., 20. April 1795.

Durch einen Brief von einem Verwandten erfahre ich, daß unſer Bandit bis zum 13. April ſchon drei Mal bei vollſtem Auditorio aufgeführt worden ſei. Ich muß geſtehen, daß ich dieſes Schickſal, wenigſtens ein ſo günſtiges, nicht von dem Orte erwartete, worin ich geboren und erzogen ward, und ich eine eben ſo große Menge heftiger Gegner als enthuſiaſtiſcher Freunde zu beſitzen glaube.

Inzwiſchen iſt es mir ungemein ſchmeichelhaft, auch in der Entfernung etwas zum Vergnügen meiner lieben Mitbürger beigetragen zu haben, und vielleicht auch ſelbſt derer, die einſtmals Pasquillen auf mich anſchlugen, anſchlagen ließen oder mit Vergnügen davon hörten.

Sie ſelbſt haben ſich von meiner theuern Vaterſtadt durch Ihr glückliches Spiel als Abällino den Lorbeerzweig zu Ihrem Kranze verdient, welchen Thalia Ihnen, wenn Sie dereinſt vollendeter Künſtler ſein werden, mit dankbarem Lächeln aufſetzen wird. Sie haben nicht mehr Freunde, ſondern Enthuſiaſten. Ich ſelbſt muß Ihnen meinen Dank für Ihr braves, durchgedachtes Spiel bringen, denn wenn „Abällino“ meinen Namen, mein Gedächtniß in den Herzen meiner Mitbürger

wieder auf eine liebliche Weiſe rege gemacht, ſo haben Sie den größten Theil daran. Schreiben Sie doch recht bald, mein Lieber, und füllen Sie Ihren Brief mit Anecdoten und Urtheilen über Ihr Spiel und mein Stück!"

Dieſer Brief war noch nicht der letzte, nicht einmal der vorletzte, den ich von Zſchocke erhielt. Ende Mai 1795 traf bei mir ein Schreiben von ihm aus Leipzig ein, worin er mir ſeine Abreiſe nach der Schweiz meldete und erzählte, wie er bei kurzem Aufenthalte in Leipzig grade recht gekommen ſei, um dort ſeinen „Abällino" von der Secondaſchen Truppe aufführen zu ſehen. Der Entrepreneur, der von der Anweſenheit des Dichters benachrichtigt war, hatte dieſem ohne deſſen Anſuchen die bequemſte Loge im erſten Range angeboten; von dort aus ſah Zſchocke ſein Stück, welches gut geſpielt ward, ſehr gefiel und „lärmenden Beifall" einerntete.

Der Brief ſchloß mit dem ermunternden Zuruf: „Studiren Sie; laſſen Sie ſich durch keinen Beifall in den Schlaf lullen!"

Als wäre aller Erfolg, den ich ernten ſollte, an den „Abällino" gekettet, ſandte mir Döbbelin am Tage nach der dritten Aufführung deſſelben das werthvolle Präſent einer ſchönen Nadel, „als Beweis ſeiner Freundſchaft und für meinen Fleiß." In dem Munde des praktiſchen Bühnenleiters und erfahrenen Directors aber hatte ſicher das Wort beſondere Bedeutung, mit dem er ſchloß: „Fahren Sie ſo fort, und Sie werden überall Beifall und das Auge des Kenners

auf ſich ziehen; die Ausſicht in ein glückliches Alter kann Ihnen dann nicht fehlen." — Wie ſtolz machten mich dieſe Zeilen!

Unſere ferneren Schickſale in Magdeburg ſind bald erzählt. Hebe ich hervor, daß wir zur Feier des am 5. April 1795 abgeſchloſſenen Baſeler Friedens — der eigentlich, da Preußen Land und Leute an Frankreich hatte abtreten müſſen, gar nicht hätte gefeiert werden ſollen! — ein Feſtſpiel „Volksglück" aufführten, daß die franzöſiſchen Gefangenen, welche 1560 Mann ſtark in Magdeburg internirt geweſen waren, unter großem Zuſammenlauf der Bevölkerung wieder nach ihrem Vaterlande aufbrachen, ſo iſt das Wichtigſte geſagt. Literariſch intereſſant wäre vielleicht noch, daß ein vom ſpäteren Königsberger Schauſpieldirector Steinberg verfaßtes fünfactiges Schauſpiel: „Die Hand des Rächers", welches als Fortſetzung von Iffflands „Jägern"*) gelten ſollte, jämmerlich

*) Im Perſonenverzeichniß ſteht obenan Oberamtmann v. Zeck und in der Mitte Oberförſter Anton Warberger. Mancherlei Aeußerliches hat ſich von dem verſtorbenen Oberförſter auf den Nachfolger vererbt, doch heißt es darum nicht: wie die Alten ſungen, ſo — —. Der Oberamtmann ſucht durch Anwendung von Gefängniß und Folter den vermeintlichen Thäter eines in der Schreiberei verübten Diebſtahls zum Geſtändniß zu zwingen, und zwar den ehrlichen Dorfſchulzen. Warberger drückt auf den unmenſchlichen Quäler eine Piſtole ab, ohne ihn zu tödten. Noch Schlimmeres ſteht nun dem Verfolgten bevor, bis es ſich ergiebt, daß Zecks eigener Sohn das Geld entwendet hat. (Hagen, Geſchichte des Theaters in Preußen, 490 fg.)

durchfiel; ferner, daß Zſchocke uns ſein Trauerſpiel: „Monaldeschi“ zur Aufführung ſandte. Die Einnahme, zum Benefiz der Geſellſchaft beſtimmt, belief ſich auf 131 Thaler 11 Sgr. 6 Pf., von denen bei einem ſonderbaren Eintheilungs-Verfahren, welches beliebt worden war, jede Perſon 3 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf. bekam. Ich war geneigt, dies noch für ſehr viel zu halten, in Anbetracht der ſchlechten Vorſtellung, welche gradezu ſcandalös ausfiel.

Der gute Döbbelin war eben damals ſchon in Zerwürfniſſe der ſchlimmſten Art mit den Eigenthümern des Schauſpielhauſes gerathen. Dieſe Zerwürfniſſe bilden ein merkwürdiges Capitel in der Geſchichte des deutſchen Theaters, ich will ſie daher kurz erzählen.

Längſt hatten die Einwohner Magdeburgs gewünſcht, nach dem Beiſpiele mehrerer angeſehenen Städte Deutſchlands ein eigenes Haus zu Schauſpielvorſtellungen, Redouten, Concerten ꝛc. zu beſitzen, da ſie genöthigt waren, zu ſolchen Zwekken immer einen Saal in einem Innungshauſe oder den Vorſaal des Rathhauſes zu gebrauchen.

So wurde denn 1794 eine Subſcription auf Actien eröffnet; viele wohlhabende Einwohner Magdeburgs unterzeichneten, Einige aus Liebe zur Kunſt oder zu ihrer Vaterſtadt, Andere, weil ſie das Unternehmen im Lichte einer einträglichen Speculation anſahen.

In Zeit von Jahr und Tag ſtand, vornehmlich Dank der raſtloſen Thätigkeit des Kaufmanns Georgy, das Schau-

ſpielhaus zu Nutz und Zier Magdeburgs, in einer der beſten Gegenden der Stadt, nach Ideen des Herrn von Erdmannsdorff in Deſſau und denen Palladios in der Art von deſſen trefflichen Werken, namentlich zu Piacenza, dauerhaft und geſchmackvoll da.

Dieſes Theater hatte Döbbelin eröffnet; die Vorſtellungen wurden ſehr gut beſucht, die Redouten außerordentlich frequentirt; um ſo mehr, als ſeit einem Jahrzehent keine dergleichen öffentlichen Vergnügungen in Magdeburg geſehen worden waren.

Die Eigenthümer des Hauſes hatten mit Döbbelin einen Contract abgeſchloſſen, nach welchem ihm das Haus gegen billige Miethe überlaſſen blieb; Döbbelin hielt indeſſen dieſen Contract nicht pünktlich inne. Dies und eine perſönliche Fehde mit einem der Mitglieder des Ausſchuſſes der Actionäre bewog die Eigenthümer, dem Entrepreneur kurzweg das Haus zu verſchließen.

Verzweiflungsvoll wandte ſich Döbbelin an den Feſtungsgouverneur, Herrn v. Kalkſtein; dieſer legte ſich in's Mittel und der Schauſpielprincipal erhielt den Schlüſſel wieder.

Die Vorſtellungen begannen auf's Neue, indeſſen bald riß der alte Schlendrian wieder ein. Wegen fortgeſetzter Pflichtwidrigkeiten Döbbelins klagten nun die Eigenthümer auf Annullirung des Contractes, Döbbelin verlor dieſen Proceß und der Contract ward gerichtlich für aufgehoben erklärt.

Nun verließ Döbbelin Magdeburg, um nach Potsdam zu gehen und dann ſeine alten Quartiere, Frankfurt a. d. Oder und Stettin, wieder aufzuſuchen. Ehe er aber abreiſte, erbat er ſich vom Kammerpräſidenten v. Puttkammer und dem Gouverneur v. Kalkſtein ein Atteſt, daß er ſich mit ſeiner Geſellſchaft in Magdeburg gut betragen und zur Zufriedenheit des Publicums gute Stücke mit ſchönen Decorationen und ſchöner Garderobe aufgeführt habe.

Jene beiden Herren, welche ſich herzlich wenig um das Theater bekümmert haben mochten, gaben Döbbelin dieſes Atteſt um ſo bereitwilliger, als er verſicherte, ohne daſſelbe nirgend mehr ſeine Vorſtellungen eröffnen zu dürfen, da jede Behörde nach ſolchen Zeugniſſen frage.

In Potsdam aber ging Döbbelin dreiſter Weiſe direct an den König Friedrich Wilhelm II., der ſich ſehr für Komödie intereſſirte. Das Magdeburger Atteſt in der Hand, verklagte er die Eigenthümer des dortigen Schauſpielhauſes: „ſie hätten den Contract mit ihm ohne Urſache aufgehoben“ und bat den König, er möge ſie anhalten, ihm das Schauſpielhaus wieder zu überlaſſen.

Der König, der Döbbelins, in Folge des Atteſtes wahr erſcheinenden Worten Glauben beimaß, ließ ſich bewegen, an den Gouverneur v. Kalkſtein eine Cabinets-Ordre d. d. Berlin, 4. März 1796 zu erlaſſen, des Inhalts: „Daß Se. Majeſtät um ſo eher wünſchten, daß der p. Döbbelin in dem, was ihm wirklich und mit Recht gebühre, nicht gekränkt werde,

da aus dem beigefügten Zeugniſſe erſichtlich ſei, daß ſein Betragen dazu keineswegs Anlaß gegeben habe. Der p. von Kalkſtein werde von der wahrſcheinlichen Beſchaffenheit des Streites in loco am beſten urtheilen und Se. K. Majeſtät gäbe ihm daher auf, ſolchen auf die billigſte und friedlichſte Art beizulegen."

Der Gouverneur wies dieſe Cabinets-Ordre den Eigenthümern des Hauſes vor, um von dieſen das Material zur gründlichen Rückantwort zu erhalten; man überlieferte ihm die Acten des Proceſſes contra Döbbelin, welche denn freilich gegen dieſen ſo gewichtig zeugten, daß der König den Magdeburger Actionären mittels Cabinets-Ordre, d. d. 20. Mai 1796, das Privilegium zur Haltung einer eigenen Schauſpielergeſellſchaft ertheilte und Döbbelin auf dieſe Weiſe mit dem lediglich durch eigenen Leichtſinn verſchuldeten Verluſt von Magdeburg beſtrafte, wo es ihm ſo wohl ergangen war.

Ich habe den Verlauf dieſer beſonders durch das perſönliche Eingreifen des Königs von Preußen höchſt merkwürdigen Angelegenheit im Zuſammenhange erzählt, und kehre nun zu dem Zeitpunkte zurück, wo wir Magdeburg, am 12. Auguſt 1795, verließen, um nach Potsdam zu gehen; unſere letzte Vorſtellung war der unverwüſtliche „Abällino", nach deſſen Schluß ich eine von mir ſelbſt verfertigte Abſchiedsrede hielt.

In Potsdam, wo ich mich der Annehmlichkeit eines beſonders freundlichen Quartiers erfreute (ich zahlte monatlich

für Wohnung und ſämmtliche Lebensbedürfniſſe, außer der Wäſche, 7½ Thaler), erging es uns nicht ſchlecht; namentlich fühlten wir uns durch den lebhaften Antheil gehoben, den König Friedrich Wilhelm II. uns fortdauernd ſchenkte. Oft ſuchte er ſelbſt die Stücke aus, die geſpielt werden ſollten, und faſt jeden Abend erſchien er nebſt dem Kronprinzen, den Prinzen und deren hohen Gemahlinnen in ſeiner Loge. Auch um Theaterſcandale bekümmerte er ſich; ſo mußte z. B. ein Schauſpieler, der es gewagt hatte, betrunken vor dem Auditorio zu erſcheinen, auf ſeinen allerhöchſten Specialbefehl einen halben Tag auf der Wache im Arreſt zubringen.

Gleich dem König waren auch Potsdams Bürger und das dort liegende Militär ſehr gütig gegen uns; die Officiere luden mich oft zur Tafel. So ſpeiſte ich eines Tages (3. September) bei'm Lieutenant von Schwerin, als ich gegen vier Uhr Nachmittags aus deſſen Fenſter blickte und plötzlich Rauch aus dem Thurme der Stadtkirche emporwirbeln ſah. Während wir uns noch den Kopf über dies Phänomen zerbrachen, ſchlug ſchon die helle Lohe empor; in dreiviertel Stunden war der Thurm ſo weit herabgebrannt, daß er einſtürzte. In Folge davon entzündeten ſich noch acht umliegende Häuſer ſowie die Kirche, welche ganz abbrannte. Alle Nachbarn, darunter auch ich, räumten aus, packten ein und waren auf das Schlimmſte gefaßt. College Hoſtovsky, ein Böhme, mußte auch ausräumen und ſchimpfte deshalb in ſeinem ſchlechten Deutſch unaufhörlich; die Uhr auf einem benachbarten Kirch-

thurme ſpielte dazu: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan“ —!

Das Theater blieb natürlich an dieſem Abend geſchloſſen, zwei Tage ſpäter aber gaben wir eine Vorſtellung zum Beſten der Abgebrannten, welche Kronprinz Friedrich Wilhelm mit ſeiner Gegenwart beehrte; die Einnahme belief ſich auf 259 Thaler. Zum Schluß hielt ich eine von mir verfertigte Dankrede.

Wie man ſieht, war ich ſchriftſtelleriſch nicht in Unthätigkeit verfallen; nicht nur Gelegenheitswerke ließ ich vom Stapel, ſondern es wurde auch mein Schauſpiel „Unglück prüft Tugend“ in einer neuen Bearbeitung wieder einſtudirt, und zwar nicht zum Nachtheil der Caſſe. Der König, welcher es das erſte Mal nicht geſehen, verlangte ausdrücklich eine Wiederholung, bei welcher das Haus gedrängt voll war. Nach Beendigung des Stücks ließ der König mir ſagen, er ſei durch daſſelbe ſehr gerührt worden.

Dies machte mir Muth, den Prolog: „Der glückliche Tag“, welchen ich zum 25. September, des Königs Geburtstag, geſchrieben, dem Monarchen zu widmen; der Geheim-Kämmerer Rietz hatte die Güte, das Geſchäftliche dieſer Angelegenheit zu beſorgen. König Friedrich Wilhelm dankte für dieſe Aufmerkſamkeit mit ſehr gnädigen Worten.

Am 6. October ſollten wir Potsdam verlaſſen; wirklich wurde ein Abſchieds-Gelegenheitsſtück: „Die Weihe des Künſtlers“ gegeben, dem die Vorſtellung von „Weltton und Her-

zensgüte" folgte. Während derſelben ſtellte ſich jedoch heraus, daß Döbbelin keine Reiſewagen bekommen konnte; als der letzte Act beendigt war, trat daher unſer Principal vor den Vorhang, um zu dem Publicum zu ſprechen.

Alles horchte geſpannt, da er, ähnlich wie ſein Vater*), die Vorſtellung des nächſten Tages, welche damaliger Sitte gemäß ſtets am Schluſſe eines Theaterabends angekündigt wurde, meiſt mit allerlei Scherzen anſagte. An jenem Abend aber mochte Döbbelin zu übler Laune ſein, um ſeine gewohnten Späße zu machen; mürriſch kündigte er „Don Juan, Oper von Mozart" an. Das Publicum aber ziſchte und verlangte laut den „Abällino"; Döbbelin ſagte zu und die Wogen der Empörung, aufgewirbelt durch die Ausſicht auf ein Meiſterwerk, beruhigten ſich bei der frohen Hoffnung auf eine ſchaale Tragödie.

---

*) Carl Theophil Döbbelin pflegte in gebundener Sprache zu annonciren, z. B.:

„Liſouart und Dariolette,
Eine komiſche Operette
Wird am nächſten Dienſtag ſein;
Zwei Ballette dann daneben
Werden ſie noch mehr erheben;
Gönner, ſtellt Euch zahlreich ein!"

Als ihn einmal in Halle die Studenten auspfiffen, improviſirte er die Verſe:

„Einſt, in Arkadiens Gefilden,
Da ſuchten Schäfer ſich zu bilden,
Allein ſie pfiffen nicht, wie hier."

(Anmerkung F. L. Schmidt's.)

Wir ſpielten nun noch bis zum 14. October; am 15. früh reiſten wir ab. Gegen Abend mußte die ganze Geſellſchaft, Herren und Damen, eine halbe Meile zu Fuß marſchiren, da wir uns verirrt hatten und die Wagen im Sande ſtecken blieben; im nächſten Dorfe nahmen wir einen des Weges kundigen Führer an, der unſere Karoſſen losmachen half und uns dann nach unſerem erſten Nachtquartier geleitete. Am 17. erreichten wir Magdeburg; die wachſende Unordnung bei unſerer Geſellſchaft war aber ſchuld, daß mein Koffer irgendwo zurückgeblieben war; ich erhielt ihn erſt nach langem Bemühen wieder.

In Magdeburg verweilten wir bis zum 9. Februar. Etwas Bemerkenswerthes ereignete ſich nicht, ausgenommen, daß Döbbelin nicht aus dem Zanken mit den Eigenthümern des Theaters kam, wobei dieſes aber nichtsdeſtoweniger ſtets gut beſucht war. Neujahr gaben wir ein Gelegenheitsſtück: „Das gute Beiſpiel“ von mir, welches ſo wohl gefiel, daß es am 5. wiederholt werden konnte. Zum Benefiz der Geſellſchaft wurde wieder „Abällino“ gegeben; die Einnahme betrug 104 Thaler; ich erhielt davon 2 Thaler 21 Sgr.

Am 9. Februar ſchloſſen wir mit Iffflands „Ausſteuer“, dann ſprach ich eine Abſchiedsrede. Nie wieder habe ich das Theater in Magdeburg ſo mit Menſchen angefüllt geſehen, wie an jenem Abend. Nicht nur war das Orcheſter ausgeräumt, ſondern die Officiere gingen während der Zwiſchenacte vor dem Vorhang ſpazieren, um wenigſtens auf Augenblicke von

ihrer Einpferchung loszukommen; ja, die Bühne ſelbſt war von Zuſchauern beſetzt, ſo daß wir Schauſpieler uns kaum ſelbſt dazwiſchen wiederfanden! Es war ein Auftritt ſonder Gleichen; ein Officier ſaß zuletzt auf dem Tiſche, welcher nothwendig von uns zum Schreiben gebraucht wurde; er mußte aufſtehen, als die betreffende Scene kam. Die Generalin von Kalkſtein hatte ſich mitten auf der Bühne niedergelaſſen.

Den Abend nach dieſer Vorſtellung brachte ich in der von mir ſchon damals hoch verehrten Familie des Landrentmeiſters Moers zu, mit welcher mich bald innige Bande verknüpfen ſollten.

Die Geſellſchaft ging nun nach Frankfurt a. d. Oder; ich ſelbſt aber wandte mich nach Berlin, wo ich zu einem Gaſtſpiel zugelaſſen zu werden hoffte.

Freundliche Empfehlungen an einflußreiche Perſonen, welche man mir in Magdeburg gegeben, erleichterten mein Vorhaben, und wirklich trat ich auf der Berliner Bühne am 15. April 1796 als von der Huſen in „Armuth und Edelſinn“, und einen Tag ſpäter als Anton in den „Jägern“ auf, wobei ich das große Glück hatte, nicht übel zu gefallen. Auch Fleck, der mich ein Jahr früher zu Frankfurt a. d. Oder hatte ſpielen ſehen und damals noch Mangel an Haltung, zu heftig aufbrauſendes Weſen und Uebermaß an Declamation als meine Hauptfehler gerügt hatte, war jetzt recht zufrieden und prophezeite mir eine Zukunft.

Vergnügt kehrte ich zu unſerer Truppe zurück. Nach kur-

zem Interregnum in Frankfurt a. d. Oder verließ uns Döbbelin, um in's Polniſche zu reiſen, wo er einen Erfolg verſprechenden Theaterort ausſuchen wollte; während ſeiner Abweſenheit belehnte er mich mit dem Directorate. Zum erſten Male trug ich die Dornenkrone des Schauſpielprincipals.

Wir zogen unterdeſſen nach Stettin, wo Döbbelin nach einer Abweſenheit von fünf Wochen wieder zu uns ſtieß, jedoch ohne das Geringſte ausgerichtet zu haben.

Unterdeſſen waren die Dinge in Magdeburg ſoweit gediehen, daß die Eigenthümer des Theaters ſoeben ihre Conceſſion zur Errichtung einer eigenen Schaubühne erhalten hatten. Döbbelin, mißlaunig durch theatraliſche und eheliche Zerwürfniſſe, doppelt ärgerlich durch den Fehlſchlag ſeiner polniſchen Reiſe, fing an, die ganze Geſellſchaft ziemlich brutal zu behandeln, ſo daß es öfters Streit gab. Da bekam er die Nachricht, daß Magdeburg ihm fortan für immer verſchloſſen ſein werde; wahrſcheinlich wußte er nun nicht mehr, was er anfangen ſollte, und in dieſer Betäubung, will ich annehmen, gab er „Der Teufel iſt los", und ſorgte dafür, daß er unter den Mitgliedern auch wirklich los war. Kein Wunder, daß es zwiſchen ihm und ſelbſt den friedliebendſten Collegen zum offenen Bruch kam.

Zu letzteren gehörte mein Freund Pitterlin, ſowie ich ſelbſt; der Principal behandelte uns aber ſo rückſichtslos, daß auch wir uns empörten und abdankten.

Wohin wir uns wenden ſollten, war uns für den Augen-

blick noch unklar, denn gewiſſe Magdeburger Hoffnungen, welche man dort in uns rege gemacht, ſchienen ſich nicht erfüllen zu wollen. Schon dachten wir daran, ſie aufzugeben, als Pitterlin plötzlich ein Schreiben vom Kanzleidirector Breitſprach aus Magdeburg erhielt, welches uns ſagte, wie man eingeſehen habe, daß die dortige Bühne ohne eigentliche Principalſchaft, bloß von einem Ausſchuß der Actionäre, nicht wohl zu leiten ſei, und daß man deshalb einen bühnenkundigen Lenker für das Unternehmen ſuche. Als ſolcher ſei ich auserſehen worden; Pitterlin möge mich ſondiren, ob ich kommen würde.

Natürlich griff ich mit beiden Händen zu; auch der treue Pitterlein erhielt Contract, und ſo waren wir denn für Magdeburg angeworben; Glück oder Unglück hing für uns von dieſem Schritte ab.

Ende Juni zog Döbbelin mit ſeiner Geſellſchaft nach demſelben Orte, wo ich ihn zwei Jahre früher getroffen hatte: nach Poſen; Pitterlin aber und ſeine Familie brach, gleich mir, auf gen Magdeburg.

Dank meinen angeſtrengten Bemühungen war das Perſonal zur Wiedereröffnung der dortigen Bühne bald beiſammen; die Intereſſenten des Schauſpielhauſes ſparten keine Koſten, um die ausgeſuchteſte Garderobe und die ſchönſten Decorationen (gemalt von dem ſchon damals als gründlicher Kenner des Theaterdecorationsweſens berühmten Baucommiſſar Breyſig, dem ſpäteren Director der Kunſtſchule zu Danzig)

anzuſchaffen, und am 19. September 1796 konnten wir die neu errichtete Bühne mit Ifflands Schauſpiel „Vermächtniß“ eröffnen; vorher ſprach ich eine kurze Antrittsrede.

Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt, Stück und Darſtellung wurden mit großer Wärme aufgenommen und die Geſellſchaft konnte als beſtens eingeführt gelten.

Wie war doch Alles ſo gekommen, wie es nur in meinen kühnſten Wünſchen hatte liegen können! Geehrt von dem Vertrauen würdiger Männer, an die Spitze eines wahrhaft patriotiſchen Unternehmens gerufen, welches der Kunſt im edelſten Sinne des Wortes zu dienen beſtimmt war — welch' eine ſchöne Ausſicht für mich!

In der That war meine Stellung zu Anfang die angenehmſte. Zwar war mir mein College Hoſtovsky coordinirt und, gleich mir, als Regiſſeur der Entrepriſe angeſtellt, allein es gelang ihm nicht, ſich in der Gunſt des Publicums feſtzuſetzen, da ihm namentlich ſein böhmiſcher Dialect ſehr im Wege ſtand. Auch war er nicht immer der Fleißigſte; ich entſinne mich einer Vorſtellung des Schillerſchen „Tell“, wo er, als Attinghauſen, keine Sylbe wußte. Da war es denn nicht befremdlich, daß die an die Adreſſe des Rudenz gerichteten Verſe:

„— — Uly! Uly!
Ich kenne Dich nicht mehr! In Seide prangſt Du,
Die Pfauenfeder trägſt Du ſtolz zur Schau
Und ſchlägſt den Purpurmantel um die Schultern,
Den Landmann blickſt Du mit Verachtung an
Und ſchämſt Dich ſeiner traulichen Begrüßung!“

folgendermaßen zu Gehör kamen:

„Ach Uly, Uly! Was biſt Du ſtolz worden! Tragſt Pfauenfedder auf Hut, ſchlagſt Bauer nicht mehr traulich auf Schulter und ſagſt nicht „Bon jour!“ wenn er Dir begegnet auf Chauſſée!“

Mit beſagtem Hoſtovsky nun war ich zuſammen in's Regie-Joch geſpannt; im Uebrigen beſtand der „Directions-Cirkel“ aus den Herren: Kaufmann Keller, Rathmann Fritze (Oberaufſeher der Garderobe), Rathmann Jörgenſon (Syndicus und Rendant), Criminalräthe Coſtenoble und Sucrow (Literatoren zur Wahl und Prüfung der aufzuführenden Stücke), Kaufmann Georgy (Bau-Inſpection) und Hofrath Guiſchard, welcher — als Hauptactionär, der auch im Stillen immer noch mehr Actien aufkaufte und das Haus endlich nahezu in ſeinen Alleinbeſitz brachte — die Oberdirection über das Ganze hatte. Das Perſonal beſtand aus zwanzig und einigen Herren und Damen, ungerechnet den Chor, das Orcheſter, den Souffleur, den Requiſiteur, Theatermeiſter u. ſ. w. u. ſ. w.

So blieb der Stand der Dinge während des Jahres 1796; aber ſchon mit dem 1. Januar 1797 traten die Herren Keller, Jörgenſon und Coſtenoble, denen Guiſchard ihr Intereſſe baar auszahlte, zurück. Meine eigene Stellung wurde dadurch nicht beeinträchtigt, ich hatte im Gegentheil erſt am Weihnachtsfeiertage vom Directionscirkel eine prachtvolle goldene Uhr erhalten, als unerwartetes, freundliches Zeichen der Zufriedenheit mit meinen Leiſtungen. Auch willigte man gern in einige Modificationen meines Contracts, deſſen Verlänger-

ung directionsſeitig gewünſcht worden war. Das Reſcript, welches ich damals erhielt, iſt culturhiſtoriſch zu merkwürdig, ein Talglicht ſpielt darin die Rolle eines zu koſtbaren Objects, als daß ich mir verſagen könnte, dieſes Actenſtück wörtlich mitzutheilen. Es lautet:

„Da der Herr Regiſſeur Schmidt die offerirte Verlängerung des Contracts bis Oſtern 1799 unter den Bedingungen angenommen hat, daß den Schauſpielern bei unternehmenden Reiſen eine billigmäßige Entſchädigung wegen theurer Zehrung und Logis zugebilligt werde, und wir dieſe Forderung billig finden, auch geſchehen laſſen wollen, daß ein jedweder ſpielender Schauſpieler ein ganzes Licht zu ſeinem Gebrauch ſich von dem Hausknecht geben laſſen darf, ſo wollen wir erwarten, wie der Herr Regiſſeur Schmidt dieſe unſere Geſinnung der ganzen Geſellſchaft bekannt machen werde, beſonders letzteres betreffend, daß eine jede auf dem Anſage-Zettel aufgeführte ſpielende Perſon ein ganzes Licht, jedoch Mutter und Tochter beide nur ein Licht, ſo auch ſämmtliche Statiſten nur ein Licht ſich abfordern dürfen.“

Drei ſonſt geiſtreiche Männer hatten dieſen Ukas unterzeichnet!

Was unſere Mitglieder betraf, ſo war die Mehrzahl derſelben nicht ſchlecht; die meiſten zeigten Eifer und guten Willen, und wenn ich anfänglich die vielen Freunde gefürchtet hatte, welche Döbbelin der Schauſpieler (weniger der Menſch und Bürger!) in Magdeburg beſaß, ſo hatte ich mich ange-

nehm getäuſcht; man kam uns von allen Seiten mit dem beſten Willen entgegen. Und das iſt nöthig in unſerem Stande, denn drückend und unſelbſtſtändig iſt das Verhältniß des Schauſpielers; auf ſeiner Kunſt ruht der Fluch: daß ſie nicht abgeſondert und einzeln, ſondern nur in Zuſammenſtellungen geübt und gezeigt werden kann. Wehe dem ſtillen, beſcheidenen Streben, wenn es mit der Dummheit und dem Stolze gewöhnlicher dramatiſcher Handwerker in Colliſion kommt! Nur anerkanntes Verdienſt oder imponirender Eigendünkel ſiegt über dieſe Peſt; unſcheinbar hervorſproſſende Talente werden von ihr vergiftet werden.

— Das neue Jahr 1797 ſollte mir gleich in den erſten Tagen die freudige Ueberraſchung eines Beſuchs des bekannten Schauſpielers Beck vom Mannheimer Theater bringen. Er war mit ſeiner Frau auf einer Gaſtſpieltour begriffen, trat aber bei uns nicht auf. Einen deſto angenehmeren Abend verlebte ich mit dem feinſinnigen, geiſtvollen Manne, der ſelbſt dramatiſcher Dichter war (ſein beſtes Luſtſpiel war wohl die „Schachmaſchine") und ſich der Freundſchaft Iffl ands, Dalbergs und Schillers erfreute.

Er erſchien mir als das Muſter eines ſoliden, einſichtsvollen Mannes. So war das Ideal, das ich mir von jeher vom Schauſpieler außer der Bühne entwarf. Wenn dies durchaus erreicht würde — wie ehrenvoll ſtünde unſer Stand da und wie leicht würden wir alsdann das bewirken, was die

Schauſpielkunſt bewirken ſoll: nämlich den ſittlichen Menſchen zu heben und zu veredeln!

Auch künſtleriſch wichtig wurde mir der Monat Januar. Während deſſelben ſtudirten wir das Trauerſpiel „Hamlet“ von Shakeſpeare, nach Schröders Ueberſetzung in ſechs Acte getheilt, mit großem Fleiße ein. Es wurde am 10. Februar gegeben.

Dieſer Tag war mir ſo feſtlich, wie jemals einer, und ich freute mich ſehr, daß er allen meinen Mitarbeitern, welche mich als den Vertreter der Titelrolle unterſtützten, ebenſo erſchien. Alle beeiferten ſich, durch gutes Spiel und geſchmackvolle Kleidung die Vorſtellung zu verſchönern.

Ich hatte mit dem Stücke einige Veränderungen nach Goethes Romane „Wilhelm Meiſter“ — der noch neu und ſehr beliebt war — vorgenommen; von trefflicher Wirkung waren namentlich die Flämmchen, die beim jedesmaligen Beſchwören des Hamlet aus der Erde aufloderten und die Erſcheinung des Geiſtes ankündigten. Vorzüglich aber hatte die Unterredung Hamlets mit ſeiner Mutter gewonnen, da die Portraits der beiden Könige in Lebensgröße aufgeſtellt waren. Der Effect entſprach ganz den Erörterungen hierüber im „Wilhelm Meiſter“.

Mit mir ſelbſt als Hamlet war ich ſo ziemlich zufrieden, wie beſorgt ich auch vorher wegen der Größe dieſer Aufgabe geweſen war. Ich erinnere mich kaum, je eine Rolle ängſtlicher behandelt und mich mehr an Regeln gebunden zu haben.

Obwohl „Hamlet“ in Magdeburg oft gegeben und die Titelrolle von manchem Meiſter unſerer Kunſt geſpielt worden war, ſo befand ſich das Publicum doch tagelang vor unſerer Aufführung in der größten Spannung. Schon um drei Uhr Nachmittags ſtrömten die Menſchen vor das Theater, und gewiß gingen eben ſo viele wieder fort, wie Eintritt finden konnten.

Ein volles Haus applaudirt immer leichter, als ein leeres; dieſe Wahrnehmung beſtätigte ſich auch hier. Wir Alle wurden mit Beifall überſchüttet, über den ich in mehr als einer Rückſicht äußerſt erfreut war.

Ein gleich ſtark von Zuſchauern beſetztes Theater ſah die am 16. März erfolgende Vorſtellung der Oper: „Das Sonntagskind“. Gegen Abend war der Erbprinz von Heſſen-Caſſel, welcher ſich in Berlin mit der Prinzeſſin Auguſte von Preußen vermählt hatte, in Begleitung des Kronprinzen und der Prinzen Heinrich und Wilhelm eingetroffen, feierlichſt eingeholt von der Bürger- und Kaufmannſchaft. Um ſieben Uhr erſchienen alle Hoheiten im Theater, wo ich eine kurze Rede zu ihrer Begrüßung hielt; Tags darauf beſuchten ſie die Redoute.

Beehrten hohe Herrſchaften uns Magdeburger, ſo nahmen wir auch Gelegenheit, uns dieſe oder jene Reſidenz anzuſehen, wenn es ſich gerade fügte. So erinnere ich mich eines Ausflugs nach Deſſau; namentlich der Wörlitzer Park mit ſeinen merkwürdigen Schnurrpfeifereien, wie ſie der barocke Geſchmack der damaligen deutſchen Kleinfürſten liebte,

ſteht mir lebhaft vor der Seele. Ein unterirdiſcher Gang führte in den erſten, im engliſchen Geſchmack angelegten Theil des ausgedehnten Gartens; dann kam man in die „heilige Grotte", worin die Büſten Gellerts, Lavaters und Rouſſeaus aufgeſtellt waren. Auch für Waſſerpartieen war geſorgt, d. h. der Reiſende fuhr ſich auf einer dazu eingerichteten Fähre ſelbſt. Mittels einer ſolchen gelangte man zum „Palais", in welchem ich einige ſehr ſchöne Gemälde älterer Meiſter, ſowie ein ausgezeichnetes Portrait des alten Deſſauers fand; prachtvoll war auch die Bibliothek eingerichtet, erinnerte mich aber mit ihren goldenen Leiſten und prunkhaften Büchereinbänden an das Wort jenes Juden, der in Berlin die Ausſicht aus einem Gerichtsſaal bewunderte. „De Ausſicht is gut!" ſagte er; „wenn nur aach de Einſicht ſo gut is!"

Hatte man das Schloß nach allen Richtungen hin durchwandelt und glaubte im letzten Gemach deſſelben zu ſtehen, ſo wurde man plötzlich mittels einer in die Zimmerdecke eingefügten unſichtbaren Treppe, die ſich unverſehens herabließ, in einen geräumigen „chineſiſchen Salon" geführt, welcher einen herrlichen Ausblick darbot.

Nachdem ich Alles wohl beſichtigt, machte ich eine Promenade nach der Seeſpitze, auf der ein ungeheurer Coloß von Feldſteinen lagerte, den ich ohne alle Erwartung beſtieg; inwendig aber befanden ſich zu meinem Erſtaunen die regelmäßigſten Zimmer, die jedoch eben ſo ſchnell wieder mit ganz unregelmäßigen Gewölben abwechſelten; dann wieder wurde

man durch einen „Tempel der Sonne" oder „Tempel der Nacht" überraſcht, welcher nur durch einzelne transparente Sterne aus buntem Glaſe von oben herab erleuchtet wurde. Zuletzt will ich noch erwähnen, daß auch das in jener Zopfzeit ſo beliebte „lebendige Theater" nicht fehlte, welches ich ſchon in dem franzöſiſchen Garten zu Herrenhauſen, bei meiner Vaterſtadt Hannover, kennen gelernt hatte.

Sehr befriedigt von dieſer Tour kehrte ich nach Magdeburg zurück, wo ernſte Pflichten mich erwarteten, denn am 14. Juli, wenig Tage nach meiner Wiederkunft, gaben wir zum erſten Male die „Verſchwörung des Fiesco" nach Schillers Originalausgabe*); ich war Fiesco. Das Haus füllte ſich bis auf den letzten Platz, trotz der unerträglichen Schwüle; die Vorſtellung verlief im Ganzen wohl.

*) Die abſolute Recht- und Schutzloſigkeit, in der ſich ein deutſcher Schauſpieldichter damals noch den Bühnen gegenüber befand, hatte es möglich gemacht, daß der Secretär des Berliner Theaters, C. M. Plümicke, Schillers „Räuber", wie deſſen „Verſchwörung des Fiesco" mittels einer „freien Bearbeitung" für die Darſtellung „einrichten" („verhunzen" ſagt Schiller in ſeinem Briefe an Körner vom 3. Juli 1785) konnte. Natürlich ſteckte er für dies beiſpiellos freche literariſche Attentat (Iffland nannte es einen „Frevel", mit dem Plümicke „ſeinen Namen an den Pranger geſtellt" habe) auch das Honorar, welches die Bühnen etwa zahlten, ſowie den buchhändleriſchen Ertrag (dieſen von mehreren Auflagen) als „rechtmäßig erworbenes Eigenthum" in die Taſche, während Schiller darben mußte. Erſt ſpät wurden dieſem die ihm gebührenden literariſchen Rechte unverkürzt zu Theil; die pecuniäre Einbuße mußte er wohl oder übel unentſchädigt verwinden.

So ging das Werk ſeinen Gang, ohne daß etwas Wichtiges vorgefallen wäre, bis am 16. November 1797, Morgens, wenige Minuten vor neun Uhr, König Friedrich Wilhelm II. ſtarb. Die Nachricht hiervon erreichte Magdeburg am 17. Nachmittags; in demſelben Augenblicke leiſtete auch ſchon die Garniſon Friedrich Wilhelm III. den Eid der Treue.

Der Landestrauer halber ſchloſſen wir die Bühne auf eine Woche.

Das Jahr 1798, in welches wir nun bald eintraten, ſollte mir am 12. März einen neuen Erfolg als dramatiſcher Dichter bringen; an jenem Tage nämlich gaben wir zum erſten Male den „Fiſchzug", Luſtſpiel in vier Aufzügen von mir. Die Arbeit gefiel und gewährte mir viel Vergnügen, wenn ſie auch vor dem Auge ſtrenger Kenner nicht tadelfrei beſtehen mochte.

Zu den letzteren gehörte der geiſtreiche, hochbegabte Magiſter Delbrück, ſpäter Erzieher der Söhne König Friedrich Wilhelm III., mit dem ich viel verkehrte und dem ich die Ausfüllung weſentlicher Lücken in meinen Kenntniſſen zu verdanken habe. Manche Stunde, die ſich der wackere Mann von der freien Zeit abmüſſigte, welche ihm ſein mühevolles Amt am Kloſter „Unſerer lieben Frauen" zu Magdeburg übrig ließ, verwandte er, mir allerlei wichtige und nützliche Fingerzeige zu geben, für die ich ihm noch heute dankbar bin. Nichts belohnte ihn dafür, als mein Eifer, ihm zuzuhören!

Dieſer Treffliche nun begleitete auch jeden Schritt, den ich als Schriftſteller that, mit ſeinem rathenden und lehrenden Worte. So ſchrieb er mir am Tage nach der Aufführung meines „Fiſchzuges“: „Gern hätte ich Sie, wertheſter Freund, noch geſtern Abend nach geendigtem Schauſpiel geſprochen, aber es war zu ſpät. Ich darf wohl heute Morgen meinen Dank nachholen und ein Wörtchen über die Wirkung des Ganzen bei mir ſagen!“ Nun folgte eine lange, trefflich motivirte und überaus lehrreiche Kritik, dann ſchloß der Brief: „Dies iſt mein Privaturtheil, die Stimme eines Einzelnen. Mit Vergnügen habe ich bemerkt, daß Ihr Stück mit Beifall, in einzelnen Scenen mit beſonderem Beifall aufgenommen iſt, und ich zweifle gar nicht, daß es durch einige Abkürzungen und Milderungen noch größeren und ungetheilteren Beifall finden wird.“

Der Reſt des Jahres 1798 brachte noch ein ſehr wichtiges Ereigniß für mich: nachdem ich lange um die Hand Henriettes, der Tochter des bereits von mir erwähnten Landrentmeiſters Moers, geworben hatte, wurde ſie mir endlich zu Theil, und am 13. Auguſt 1798 verband ich mich mit ihr als einer treuen Lebensgefährtin. Die Trauung ward in dem nahen Maizendorf durch den Prediger Keßler vollzogen; es war ein ernſter, aber in ſeinen Folgen für mich durchaus ſegensreicher Schritt.

Vier Monate ſpäter, am 18. December, ſchritt ein neues Schauſpiel von mir: „Die gerechte Commiſſion“, in vier Ac-

ten, über die Bühne; es gefiel ſehr und ich hatte einen beſonders fröhlichen Abend.

1799, am Charfreitage (22. März), hatte ich einen noch weit fröhlicheren Morgen, indem mir früh um drei Uhr meine liebe Frau eine Tochter ſchenkte; das zarte, zu früh geborene Kind ward am 7. April in der deutſch-reformirten Kirche auf die Namen Marie Louiſe Dorothea getauft.

Als ſollte in meiner Erzählung ein immerwährender Wechſel zwiſchen Familienereigniſſen und den Aufführungen neuer Stücke von mir obwalten, ſo muß ich hier berichten, daß kurz vor Pfingſten, am 10. Mai 1799, mein vaterländiſches Schauſpiel: „Der Sturm von Magdeburg" gegeben und ſo gut aufgenommen wurde, daß wir es binnen einer Woche fünfmal-bei ausverkauftem Hauſe wiederholen konnten und damit eine Einnahme von 1133 Thalern erzielten. Von allen meinen Schauſpielen hatte ſich dieſes des wärmſten, ja, ich darf ſagen, durchgehends eines außerordentlichen Beifalls zu erfreuen. Das Haus war gedrängt voll; die Einnahme des erſten Abends (296 Thaler) war die ſtärkſte ſeit dem Beſtande unſerer Bühne.

Nach Beendigung des Stücks ward ich hervorgerufen; ich leugne nicht, daß ich in dieſem Augenblick eine frohe Genugthuung empfand.

Die Vorſtellung war übrigens trefflich von Statten gegangen; ſichtlich beſtrebte ſich jedes der Mitglieder, dem Ganzen Ehre und mir Freude zu machen. Da der Erfolg ein ſehr

guter war, ließ ich das Stück drucken und widmete es dem Regierungspräsidenten von Vangerow, der so gütig war, mir zu schreiben: „Sie wählten zur Bearbeitung einen Gegenstand, welcher jedem Patrioten, der auch für die Vergangenheit dieser Stadt theilnehmend ist, wichtig bleiben muß. Ich bin am Freitag Zeuge der Vorstellung des Schauspiels und des Eindrucks, den es überall wirkte, gewesen. Nur blieb es mir unentschieden, ob man mehr die Ausführung des Sujets oder die Darstellung desselben bewundern sollte."

Der preußische Minister von Klewitz aber antwortete auf die Uebersendung meiner Arbeit: „Sogleich am Abend des Empfanges las ich das Werk meiner Frau vor, die eine gute Magdeburgerin ist. Beide verdanken wir Ihnen einige recht angenehme Stunden. Ich finde Geschichte und Localität sehr gut benutzt und die Wirkung des kriegerischen Geräusches wohl berechnet."

Ja, am 27. Mai hatte ich sogar die Freude, daß die Direction zur Feier der ersten Anwesenheit König Friedrich Wilhelms III. mit seiner schönen Königin Louise in Magdeburg mein Stück zur Aufführung vor den Majestäten ausersah; der König, welcher das Schauspiel beehrte, sprach sich über den empfangenen Eindruck sehr liebenswürdig aus.

Als Schauspielregisseur hatte ich unterdessen mit Iffland, der unlängst als Director des Nationaltheaters in Berlin angestellt worden war, über ein Gastspiel an unserer Bühne correspondirt. Er forderte aber für sieben Rollen, auszufüh-

ren binnen einer Woche, ſechshundert Thaler in Gold, außerdem ein Logis während der Dauer ſeines Aufenthalts in Magdeburg, beſtehend aus einem Wohnzimmer, Schlafzimmer mit zwei Betten für ihn und ſeine Frau, Zimmer mit Bett für ſeinen Schreiber und dito für eine Magd; überdies freie Stallung für ſeine Pferde und eine Remiſe für ſeinen Reiſewagen.

Der großen Koſten wegen konnte die Direction hierauf nicht eingehen; Iffland reiſte daher, als er freie Zeit hatte, zum Gaſtſpiel nach Deſſau. Bei der kurzen Entfernung ſcheute ich die Mühe nicht, ihn dort aufzuſuchen und verlebte am 31. Mai 1799 genußreiche Stunden mit ihm. Wie geiſtvoll, bedeutend und überzeugend wußte er Gegenſtände der Kunſt zu beſprechen! Wie meiſterlich groß — das heißt: wahr! — ſpielte er am Abend den Hofrath Reinhold in den „Hageſtolzen“! Gewiß, er konnte damals als der größte Schauſpieler des Jahrzehents in ſeinen charakteriſtiſchen Rollen gelten.

Nur zu flüchtig verflogen mir die kurzen Stunden mit dem ausgezeichneten Manne; die Trennung von ihm wurde mir nicht leicht.

Einer am 2. Auguſt 1799 bei uns aufgeführten Dramatiſirung von Goethes herrlichem Idyll „Hermann und Dorothea“ will ich hier um deßwillen gedenken, weil etwa fünfundzwanzig Jahre ſpäter ein anderer Bühnen-Schriftſteller, Carl Toepfer, denſelben Gegenſtand bearbeitet hat. In Magdeburg ſpielte ich den Hermann, habe aber weder da-

mals, noch ſpäter einſehen können, daß der Stoff eine theatraliſche Zurichtung ertrage, geſchweige denn ſie fordere. Ich theile in dieſem Punkte vielmehr ganz und gar Goethes Anſicht, die er gegen Eckermann ausſprach: „Für das Theater zu ſchreiben, iſt ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, der mag es unterlaſſen. Ein intereſſantes Factum, denkt jeder, werde auch intereſſant auf den Brettern erſcheinen; aber mit nichten! Es können Dinge ganz hübſch zu leſen und hübſch zu denken ſein, aber auf die Bretter gebracht, ſieht das ganz anders aus, und was im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt laſſen. Wenn man meinen „Hermann und Dorothea" lieſt, ſo denkt man: das wäre auch auf dem Theater zu ſehen. Toepfer hat ſich verführen laſſen, es hinaufzubringen; allein was iſt es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich geſpielt wird, und wer kann ſagen, daß es in jeder Hinſicht ein gutes Stück ſei? Für das Theater zu ſchreiben, iſt ein Metier, das man kennen ſoll, und will ein Talent, das man beſitzen muß. Beides iſt ſelten, und wo es ſich nicht vereinigt findet, wird ſchwerlich etwas Gutes an den Tag kommen."

Wie untergeordnet dieſes Talent iſt und wie wenig es mit wahrhaft dichteriſcher Kraft zu thun hat, wie ausſchlaggebend wichtig es aber für die Bühnenwirkung bleibt — davon habe ich während meiner theatraliſchen Laufbahn unzählige Beiſpiele erfahren.

Vielleicht hatte eine gütige Natur es mir verliehen, jenes

Talent, jenes „Geſchick in der Mache", wie man ſpäter zu ſagen pflegte. Wenigſtens iſt mir mancher theatraliſch wirkungsvolle Wurf gelungen, der ſich vor den Lampen leidlich ausnahm, wenn man auch die kritiſche Sonde am Schreibtiſch nicht anlegen durfte. Es iſt ein ſpecifiſches Merkmal der älteren Schauſpielergeneration und Schule, daß Alle über ihr Metier ſo mit ſich ſelbſt im Klaren waren, daß die Hervorragenderen unter ihnen jene Regeln praktiſcher Bühnenwirkſamkeit, die ſie als Schauſpieler befolgten, gleichzeitig als dramatiſche Schriftſteller anwenden und damit höchſt achtungswerthe Erfolge erzielen konnten. Das Gros des Mittelguts an Bedarf von effektreichen Bühnendichtungen ward damals von den Schauſpielern ſelbſt geliefert, welche ſomit die geiſtigen Unkoſten des Theaters zu einem Theile und in einem Maße trugen, wie es ſpäter nie wieder erreicht worden iſt, — was ſehr zu bedauern bleibt, denn das Publicum wie die Künſtler haben dadurch gleichmäßig eingebüßt.

So ſchrieben Großmann, Beck, Eckhof, Brandes, Schröder, Iffland und eine ganze Reihe Anderer wirkungsvolle, zum Theil ſogar dichteriſch ſchöne Bühnenſtücke, von denen namentlich die Ifflandſchen bis auf den heutigen Tag ein Prüfſtein des Talents für die wahre ſchauſpieleriſche Kraft geblieben ſind.

Auch ich, in jener Zeit geboren und groß geworden, ſuchte mich nach ſchwacher Kraft dieſer ehrenwerthen Reihe

anzuſchließen und beſtrebte mich, jeden neuen Verſuch in dieſer Richtung immer vollkommener zu geſtalten.

„Weiberpolitik", ein Luſtſpiel in fünf Acten, zum erſten Male am 19. September 1799 von uns gegeben, gefiel durchaus; man wollte es für das beſte bis dahin von mir geſchriebene Stück halten. Alſo ermuntert, wagte ich es, meine Arbeit an Iffland zu ſenden, um deſſen Urtheil zu hören. Seine Antwort, eine merkwürdige Charakteriſtik des Berliner Publicums, wie er es als Schauſpieldirector ſeit drei Jahren kennen gelernt, enthaltend, theile ich hier auszugsweiſe mit. „Weiberpolitik" ſchrieb Iffland, „hat anziehende Sachen, allein ich lege Ihnen meine Erfahrungen vor, damit Sie beurtheilen mögen, was hier — für und wider das Stück ſpricht. Dafür ſpricht der komiſche Inhalt und mehrere Scenen von komiſcher, guter und wahrer Laune. Dagegen ſprechen folgende Dinge.

Berlin läßt in allem Genuß des Schauſpiels nicht das unbefangene Gefühl, ſondern den Verſtand vorwalten, daher Prüfung, wo Genuß; Grübelei, wo Vergnügen ſein ſollte, und daher Ungeduld, welche raſch verwirft, ſtatt das Ende ruhig abzuwarten. Das Berliner Parterre wird ſagen: daß ein Phlegmatiker durch Aerger über das Phlegma eines Andern curirt wird, iſt ſchön und neu. Aber curirtes Phlegma iſt ein Gegenſtand für zwei Acte, nicht für fünf!

Sie können mir mit Grund antworten, daß Stücke gegeben ſind, woran dieſelbe Ausſtellung zu machen war, und

daß dennoch dieſe Stücke nicht ohne Beifall gegeben ſind. Allein entweder waren es Verfaſſer, deren bekannterer Autorname für ſie beſtochen hatte, oder die Stücke, bei weniger innerem Verdienſt, hatten doch in ihrer innèren Oekonomie etwas, was den Geſchmack dieſes Parterre, wie es nun einmal iſt, zu faſſen wußte. Denn in der That, es iſt damit eine eigene Sache!

Dieſe Dinge beſtimmen mich, Ihnen leider das Stück zurückzuſenden."

Ein Fehlſchlag! Aber das iſt das beneidenswerthe Erbtheil der Jugend, daß ſie ſich durch ſolche Vorkommniſſe nicht niederdrücken läßt. Frohen Muthes trat ich in das neue Jahr, in das neue Jahrhundert, welches wir auf der Bühne durch eine von unſerer erſten Schauſpielerin gehaltenen Rede und durch ein Feſtſpiel „Das neue Jahrhundert" einweihten. Das war auch eine Theaterſitte, welche die Neuzeit — und wie mich dünkt, bedauerlicher Weiſe! — vertilgt hat, daß bei hervorragenden Gelegenheiten ein beliebter Künſtler einige herzliche Worte, ſchlicht und prunklos, an das Publicum richtete. So wob ſich zwiſchen Scene und Auditorium ein unſichtbares geiſtiges Band, welches Schauſpieler und Zuſchauer gleichſam einander menſchlich nahe brachte. Dann mochten auch „Benefiz-Vorſtellungen" einen wohlbegründeten, ſchönen Sinn haben, während dieſelben in der Neuzeit zu einer inhaltloſen und daher widerwärtigen, an ſchnöde Bettelei gemahnenden Form herabgeſunken ſind.

Schlecht aufgeführt, aber dennoch durch die Nachsicht des Publicums freundlich aufgenommen, wurde am 24. Februar ein abermaliges neues Lustspiel in drei Acten von mir: „Das Geheimniß", und da auch mein „Sturm von Magdeburg" bei immer noch sehr hohen Einnahmen (durchschnittlich 150 bis 160 Thaler jeden Abend) ziemlich alle Woche ein Mal gegeben ward, so beherrschte meine Muse einigermaßen unser Repertoire. Weniger entschiedenes Glück als das letztgenannte Stück machte „Mathilde die Magdeburgerin", vaterländisches Schauspiel in fünf Acten und in Jamben von mir, welches am 11. Juli 1800 zum erstenmale gegeben wurde.

Wahrscheinlich um die nichts weniger als pädagogisch zu rechtfertigenden Wirkungen der Stücke ihres Mannes durch ein Gegengift zu mildern, hatte am 21. April Frau von Kotzebue geb. von Krusenstern einen merkwürdigen Wechselbalg auf die Bühne gebracht: „Die Hofmeister, Schauspiel in fünf Acten, für Eltern und Erzieher. Von Fabre d'Eglantine; frei übersetzt." Die breite Bettelsuppe trivialer Moral, welche die Dame unserm Parterre damit auftischte, mundete diesem jedoch ganz und gar nicht; desto mehr behagte ihm ein Schauerdrama, welches Kotzebue nach Bouilly bearbeitet hatte: „Der Taubstumme". Wir gaben es zur Feier des Geburtstages des Königs, am 3. August 1800; nach einer patriotischen Rede, welche den Abend eröffnete, sangen Schauspieler und Theaterbesucher im Chor das Lied: „Heil unserm König,

Heil!" welches an der Caſſe zum Beſten irgend welcher Abgebrannten gedruckt verkauft wurde.

Das eintauſendachthundertſte Jahr ſollte noch zwei große Freuden für mich in ſeinem Gefolge haben. Am 18. December, Abends 11 Uhr, gebar mir meine liebe Frau einen Sohn, welcher zehn Tage ſpäter in der deutſch-reformirten Kirche auf die Namen Philipp Friedrich Moſes Paul getauft ward; faſt gleichzeitig aber mit dieſem kleinen Ankömmling erblickte ein neues Werk meiner Feder das Licht der Lampen, nämlich „Die Weihnachtsfeier", Schauſpiel in vier Acten. Es hatte das Glück, ſehr günſtig aufgenommen zu werden. Mit wie frohem Herzen ſtimmte ich in den Choral „Nun danket Alle Gott!" mit ein, welchen Magdeburger Bürger in der Neujahrsnacht mit dem Glockenſchlage Zwölf vom Balcon des Rathhauſes erſchallen ließen!

Der achtzehnte Tag des neuen Jahres 1801 brachte uns ein denkwürdiges Erinnerungsfeſt: Preußen beging die hundertjährige Wiederkehr des Datums der feierlichen Königskrönung Friedrich I. zu Königsberg. Wir leiteten an dieſem Abend unſere Vorſtellung mit einem von mir verfaßten Gelegenheitsſtück: „Die Königs-Eiche" ein, welches bei der herrſchenden gehobenen Stimmung ſo außerordentlich gefiel, daß man mich hervorrief. So glaubte ich es denn wagen zu ſollen, dem König Friedrich Wilhelm III. eine Abſchrift meiner Arbeit zu überſenden, worauf derſelbe mittels eigenhändig unterzeichneten Cabinetsſchreibens mit der Verſicherung antwor-

tete: „daß die gute Bearbeitung des ſehr glücklich gewählten Gegenſtandes eben ſo ſehr, als die Abſicht des Verfaſſers Beifall verdiene, den Er mir gerne auf dieſe Weiſe zu erkennen geben wolle.“

Wenige Tage ſpäter that ich auf der theatraliſchen Laufbahn einen weiteren, bedeutungsſchweren Schritt; ich unternahm im Verein mit einigen Collegen — Fabricius und Hoſtovsky an der Spitze — meine erſte Gaſtſpielreiſe.

Ueber die Zuläſſigkeit einer ſolchen, namentlich über die Frage, ob ich bereits Reife genug zu derſelben beſitze, konnte man verſchiedener Meinung ſein; um ſicher zu gehen, fragte ich Iffland um ſeine Anſicht. Ich ſchrieb ihm, daß ich es für beneidenswerth halte, wie er alljährlich auf längere oder kürzere Zeit die Welt durchſtreife und ſich durch das Auftreten vor einem fremden Auditorio erfriſche, um dann deſto freudiger in den gewohnten Wirkungskreis zurückzukehren.

Er antwortete: „Sie werden bei dem Reiſen verlieren — gewinnen; und, wie Goethe ſagt: ob man Erbſen zählt oder Linſen, es kommt auf eins heraus. In uns ſelbſt und etwa noch zwei Seelen liegt unſere Welt; das Uebrige —? Ach!

Wie ſehr verkennen Sie meine Lage!! Was ich liebe, muß ich miſſen wenn der Augenblick gebietet, und oft wählen, was ich nicht liebe. Ein Director und ein Geſandter leben nicht für ſich ſelbſt!“

Wir werden ſolchen ſentimentalen Anwandlungen Iffſlands noch öfter begegnen.

Da der Meister mir nicht abgeredet hatte, so beschloß ich, bei meinem Vorsatze zu verharren. Wie der Peter in der Fremde wollte ich „nicht länger bleiben", sondern „durchaus fort in die Welt". Ich verabschiedete mich daher in meinem und meiner Theilnehmer Namen am 22. Januar von den Magdeburger Theaterbesuchern; am nächsten Morgen um sechs Uhr traten wir die Reise an, die uns nach Braunschweig (wo eben Messe war) führen sollte, welche Stadt wir — abgesehen von einem zerbrochenen Rade — ohne Unfall erreichten.

In Braunschweig gab damals eine französische Gesellschaft unter Direction der Madame Aurora Bursay und deren Gatten Monsr. Fleury Vorstellungen. Sie war von Rheinsberg gekommen, wo sie vom Prinzen Heinrich von Preußen für dessen französische Comödie engagirt gewesen, und hatte ursprünglich klein angefangen, nach und nach aber, wie eine Schmarotzerpflanze, sich breiter ausgedehnt. Namentlich verstanden es Madame Bursay und eine Dlle. Duquesnoi trefflich, die damalige Modeneigung für französisches Wesen mit anderen Liebhabereien bei Hofe zu benutzen, und so hielten sie sich, zum Verdrusse der guten Braunschweiger, sieben Jahre in der Stadt, bis 1807, wo Hieronymus Napoleon sie nach Kassel an sein königlich westfälisches Hoftheater berief.

Diesen Franzosen mußten wir, als wir 1801 zur Meßzeit in Braunschweig spielen wollten, eine Abzahlung leisten, wogegen wir uns nicht sträuben konnten. Das Publicum

aber nahm unſere Partei, und wiederholt wurde, wenn für den nächſten Abend franzöſiſche Comödie angekündigt ward, laut deutſches Schauſpiel verlangt.

Mich ſelbſt behandelte man in Braunſchweig ſehr liebenswürdig. Vor unſerer erſten Vorſtellung am 27. Januar („Johanna von Montfaucon") hatte ich die Antrittsrede zu ſprechen; wie überraſcht war ich, als ich mit lebhaftem Beifallklatſchen empfangen wurde! Dieſe Theilnahme, welche mir während unſeres ganzen Aufenthaltes in Braunſchweig treu blieb, war mir deshalb im höchſten Grade angenehm, weil ich ja an eben dieſem Orte neun Jahre zuvor meine theatraliſche Laufbahn begonnen hatte.

Wohlgewogen, wie Braunſchweigs Bürger, war mir auch der Hof. Sämmtliche Fürſtlichkeiten, unter ihnen der zum Beſuch anweſende Erbprinz Carl Friedrich von Weimar, beſuchten bei einer Vorſtellung meiner „Weiberpolitik" das Theater und halfen mich hervorrufen; ja, Herzog Carl Wilhelm Ferdinand dankte mir für die ehrerbietige Zuſendung meines „Sturm auf Magdeburg" durch Ueberreichung von zwölf Ducaten, die folgendem eigenhändig unterzeichneten Cabinetsſchreiben vom 18. Februar 1801 beigefügt waren: „Vielgeehrter Herr! Ich danke Ihnen für den Ausdruck der guten Geſinnungen, die Sie mir in Ihrem heutigen Schreiben im Namen der Magdeburgiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft haben bezeugen wollen. Ich erſuche Sie, derſelben meinen

Dank zu verſichern, ſo wie den Wunſch, daß der hieſige Aufenthalt ihnen einige Zufriedenheit gewährt haben möge.

Für das mir neulich zugeſandte, mit ſo vielem Beifalle hier gegebene Drama, welches ſeinem Verfaſſer hohe Ehre macht, bin ich Ihnen ſehr verbunden. Nehmen Sie die Einlage als einen geringen Beweis meiner Erkenntlichkeit an und ſein Sie von der beſonderen Achtung verſichert, womit ich verbleibe

Ihr freundwillig ergebener
(gez.) Carl Wilhelm Ferdinand,
Herzog zu Braunſchweig.“

Unſere Trennung von Braunſchweig erfolgte raſcher als wir gedacht hatten, und zwar wurde ſie beſchleunigt durch den am 16. Februar eintretenden Tod der Herzogin Wittwe, Schweſter Friedrichs des Großen. In Folge dieſes Trauerfalls mußten wir die Bühne ſchließen und uns wieder nach Magdeburg zu unſern dort zurückgelaſſenen Freunden wenden. Nicht ohne mancherlei Anregung und Belehrung kehrte ich von Braunſchweig zurück; namentlich hatte mich das Studium der franzöſiſchen Comödie ſehr gefeſſelt. Ein Herr Deligny war ein trefflicher Acteur, der mich — Einförmigkeit in der Modulation und Mimik abgerechnet — lebhaft an Iffland erinnerte und folglich meine ganze Aufmerkſamkeit erwecken mußte.

In Magdeburg ſollte wenige Wochen ſpäter kriegeriſcher Lärm ſich entfalten; es war große Revue angeſagt worden, welche der König ſelbſt abhalten wollte. Am 17. Mai rückten

die erſten Truppen ein, Halberſtädter und Halleſche Regimenter. An demſelben Tage kam der Herzog von Braunſchweig; am 25. König Friedrich Wilhelm mit der Königin Louiſe, den Prinzen Wilhelm und Heinrich. Die Prinzen von Braunſchweig, Herzog Carl Auguſt von Weimar und der Erbprinz Carl Friedrich vervollſtändigten die ſtattliche Reihe erlauchter Häupter, die ſich damals in Magdeburg verſammelten.

Zur Feier der Anweſenheit des Königspaares hatte ich ein kleines Vorſpiel: „Der junge Patriot" gedichtet, deſſen Aufführung die Herrſchaften am 28. mit ihrer Gegenwart beehrten; der König ſchickte nach der Vorſtellung einen Adjutanten auf die Bühne und ließ mir ſagen: Plan, Ausführung und Abſicht des Stückchens ſei edel und bezeuge achtungswerthe patriotiſche Gefühle; bei der Vorſtellung habe ſich Alles vereinigt, um den beabſichtigten Zweck zu erfüllen.

Kriegeriſcher Lärm außer, und — auf der Bühne! Das konnte damals die Loſung ſein, denn unlängſt war Schillers Wallenſtein-Trilogie herausgekommen, vom Comité ſogleich erworben*) und von uns mit großem Eifer einſtudirt worden.

---

*) Vollendet wurde der letzte Theil des „Wallenſtein" im März 1799, am 20. April deſſelben Jahres zuerſt in Weimar, am 17. Mai in Berlin gegeben. Muthmaßlich war der Erfolg dieſes Dramas die Urſache, daß das Magdeburger Theatercomité mit Schiller eine nähere Verbindung ſuchte. Goethe ſchreibt dem Dichter unter'm 18. November 1799: „Loder läßt anfragen, ob Sie mit dem Anerbieten der Magdeburger zufrieden, Ihre Stücke dorthin geben wollten? Oder ob man

Daß der Erfolg ein großer, nachhaltiger war, bedarf wohl keiner Verſicherung; dieſe wundervollen Dichtungen wirken durch ſich ſelbſt. Auch die erſten Weimariſchen Aufführungen können nicht durchgehends tadelfrei geweſen ſein, wenn man aus einer alten Theater-Anecdote Schlüſſe ziehen darf. Dieſer zufolge war Schiller, als er den „Wallenſtein" zuerſt auf die Weimariſche Bühne bringen wollte, genöthigt, ein kleines Röllchen von einem Beiläufer ſpielen zu laſſen, der ein Oeſterreicher war. „Spielen Sie, ſo gut Sie können!" ſagte Schiller zu ihm, „namentlich aber laſſen Sie mir keinen Fuß aus!" — „Ei, wie werd' i!" antwortete der Oeſterreicher, und blickte mit Sicherheit auf ſeine Beine. Als ſeine Scene nahte, wiederholte Schiller: „Nur keinen Fuß laſſen Sie mir aus!" — „Eh laß' i Allens aus", antwortete Jener, „als meine Füß'!" und trat nun derb darauf ein. Die Einfalt amüſirte nicht wenig. — Guter Schiller; wie viele „Füße" ſind Dir ſeitdem

---

den dortigen Theaterfreunden etwas mehr abfordern ſollte?" Schon am nächſten Tage antwortet Schiller: „Die Magdeburger Herren ſind Lumpenhunde, ſagen Sie dies Lodern meinetwegen, und daß ich dieſem Herrn Rathmann Fritze, an den er mich gewieſen, meine Meinung geſtern geſchrieben. Die Belege zu meinem Urtheil will ich morgen ſchicken, da ich jetzt eben die Briefe nicht gleich zur Hand habe." Daß ſpäter doch eine Einigung zwiſchen dem Dichter und dem Magdeburger Theatercomité erzielt ſein muß, beweiſt die verhältnißmäßig frühzeitige Aufführung des „Wallenſtein" und anderer Schillerſcher Dramen, wovon F. L. Schmidt berichtet.

von manchem Künſtler geraubt worden! Ganze Cadaver könnteſt Du vorfinden!

Im Gegenſatze zu Schillers ſchwerterklirrenden, geharniſchten Geſtalten wagte ich es, am 27. Juli 1801 ein Frieden und Verſöhnung in jedem Worte athmendes Drama auf die Bühne zu bringen, nämlich Leſſings, bis dahin erſt auf einem einzigen Theater aufgeführten „Nathan“.

Bekanntlich hatte der edle Dichter jene Stadt vor allen glücklich geprieſen, in der dieſes herrliche Gedicht zuerſt über die Scene gehen würde; Berlin hatte 1783, am 14. April, den Ruhm errungen, dieſe Stadt zu ſein. Allein der Erfolg hatte dargethan, daß das Jahrhundert für Leſſings Ideal nicht reif war: nur dreimal hatte der Director Carl Theophil Döbbelin das Meiſterwerk geben können; dann war das Publicum ausgeblieben — unſtreitig weſentlich aus dem Grunde verſcheucht, weil Döbbelin, ein hohler Couliſſenreißer, für die Darſtellung der Titelrolle im allerhöchſten Grade ungeeignet war.

Unterdeſſen waren achtzehn Jahre, und deren zwanzig nach Leſſings Tode verſtrichen; war — ſo durfte man ſich billig fragen — jetzt das deutſche Volk reif genug, den wunderwürdigen „Nathan“, das hohe Lied der Toleranz, verkörpert auf der Bühne zu ſchauen? Und wenn dies der Fall — waren unſere Kräfte, waren namentlich die meinigen hinlänglich, die Rieſenaufgabe (ich ſpielte den Nathan!) nicht allzu unwürdig zu löſen?

Welche Freude, welcher Stolz für mich, als die Haltung des Publicums während jener erſten Aufführung zu Magdeburg mir bewies, daß ich dieſe Fragen mit Ja! beantworten durfte! Wie innig beglückt fühlte ich mich, als ich bei der Vorſtellung ſah, daß ich mich in meinen Hoffnungen auf den Erfolg dieſes Abends nicht geirrt hatte!

So ſollte ich alſo Recht behalten haben — gegen alle Zweifler. Denn die Meiſten glaubten, unſer Verſuch würde ſcheitern; mir jedoch war es ſeit jener Zeit, wo Goethe und Schiller in ihrer dramaturgiſchen Laufbahn eine neue Periode begannen, indem ſie Tragödien in Jamben ſchrieben, namentlich aber ſeitdem jene Dichter einen ſo ſichtlichen Einfluß auf das Publicum gewonnen hatten, immer ein Räthſel geblieben, warum man nicht auch „Nathan“ wieder auf die Bühne brachte. Ich behauptete immer (und ließ mich durch keinen Einſpruch irre machen), daß dies Drama noch mehr gefallen müſſe, als z. B. Schillers hiſtoriſche Stücke, weil der Stoff des „Nathan“ jedem Menſchenherzen näher liegt, als jener des „Wallenſtein“, und weil die Sentenzen Nathans, die ſämmtlich aus der Erfahrung geſchöpft ſind, in jeder Bruſt ein Echo finden müſſen. Ferner entſpringen dieſe Sentenzen unmittelbar aus der Situation, aus dem Charakter, während Wallenſtein — wie vortreffliche Phraſen er auch ſpricht — ſie doch als Wallenſtein häufig nicht ſprechen müßte. Sie ſind oftmals äußerlich, aufgeklebt, nur der Dichter wird, philoſophirend, darin vernommen.

Das Magdeburger Parterre von 1801 ſchien ähnlich zu denken; wenigſtens übertraf der Erfolg des „Nathan“ den des unmittelbar zuvor gegebenen „Wallenſtein“ um ein Bedeutendes. Das Gedicht wurde von dem — freilich ſehr gebildeten — Auditorium mit wahrhaft andachtsvoller Stille angehört und gefiel beiſpiellos; als der die Vorſtellung des nächſten Tages ankündigende Schauſpieler vor die Lampen trat, ſcholl ihm der laute Ruf entgegen: „man ſolle „Nathan“ wiederholen.“ Das geſchah denn auch, und die Stimmung des Publicums war wo möglich noch enthuſiaſtiſcher, als am erſten Abend. Dies, dünkt mich, beweiſt Alles, denn wohl war unſer Parterre vorzüglich gebildet, allein man weiß, wie oft auch die „Gebildeten“ den Werth eines Dichterwerks verkennen!

Soll ich von mir ſelber ſprechen, ſo muß ich ſagen, daß mir an dieſem Tage zu Muthe war, als ob ich mich in höheren Regionen befände und dort ein Schauſpiel aufführte. In ähnlich gehobener Stimmung waren meine Collegen.

Die Einnahme, welche zum Beſten der Mitglieder beſtimmt war, betrug die vorher noch nie bei einem Benefiz dageweſene Summe von 269 Thalern 20 Groſchen; nach Abzug der Tageskoſten (25 Thaler 20 Silbergroſchen) ward der Reſt nach Verhältniß der Gagen getheilt. Zahlen beweiſen; deshalb führe ich dieſe an.

Daß unſere Aufführung des „Nathan“ Senſation in den weiteſten Kreiſen erregte, läßt ſich denken. Das Eis war ge-

brochen, der Beweis ſtand feſt: Leſſings Meiſterwerk ſei lebensfähig auf der Bühne. Und da der Menſch „ein nachahmendes Geſchöpf“ iſt, wie Schiller ſagt, ſo folgten bald andere Theater dem von dem unſrigen gegebenen Beiſpiele; zuerſt am 28. November 1801 das Weimariſche, dann das Berliner, wo Iffland am 10. Februar 1802 das Drama ſpielen ließ und ſelbſt die Titelrolle gab. In Weimar brachte „Nathan“ (für die Bühne eingerichtet von Schiller) einen ungetheilten, mächtigen Eindruck hervor; in Berlin jedoch habe, ſo erzählte mir Iffland ſpäter, trotz aller ſeiner Mühen der Erfolg an einem Haare gehangen und ſei ſogar beinahe durch ein heilloſes Verſprechen des Schauſpielers, der den Sultan gegeben, geſcheitert. Bekanntlich hat dieſer zum Tempelherrn zu ſagen: „Auch ſoll es Nathan ſchon empfinden, daß er ohne Schweinefleiſch ein Chriſtenkind erzogen!“ Der gedankenloſe Berliner Darſteller aber ſagte ſtatt deſſen: „daß er ohne Chriſtenfleiſch ein Schweinekind erzogen,“ worüber das Auditorium einen Augenblick unruhig wurde. Der Geſammteindruck war aber auch in Berlin ganz außerordentlich und von Dauer. So erwachte, nach achtzehnjährigem*) Todesſchlaf, „Nathan

*) Dies iſt nicht ganz genau. Nach C. Theoph. Döbbelin hatte ein Schauſpieldirector Seipp, der „in dem neuen Schauſpielhaus zu Presburg“ ſpielte, den „Nathan“ auf die Bühne gebracht, und zwar laut Gothaer „Theaterkalender auf das Jahr 1786“ (S. 205) „erſt ohnlängſt“, alſo — da die Beiträge zum Th.-Kal. bis Ende Auguſt in des Herausgebers Händen ſein mußten — etwa im Juli 1785.

der Weiſe" zu neuem Leben auf der Bühne, und ich darf ſagen, daß vom 27. Juli 1801 an die dauernde Einbürgerung dieſes claſſiſchen Stückes auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zu datiren iſt.

Wie tief aber an dieſem Tage die Herzen aller Hörer von dem Inhalt des unvergleichlichen Gedichtes berührt wurden, zeige nachſtehendes Billet eines angeſehenen Magdeburger Arztes, welches ich noch am Abend nach der erſten Vorſtellung empfing:

„Ich kann es meinem Herzen nicht verſagen, Ihnen und Ihren Künſtlern allen für die treffliche Darſtellung des Meiſterwerks unſeres unſterblichen Leſſing mit den innigſten Gefühlen meinen Dank zu ſagen! Nie werden dieſe, für Verſtand und Herz gleich gewinn- und genußreichen Stunden meinem Gedächtniß entſchwinden; nie kann ich ſie vergeſſen!"

Solche Tage, ſolche Aeußerungen belohnen für den, ach! ſo oft dornenvollen Beruf des Künſtlers, der es ernſt mit der Sache meint und nicht nur dem leeren Scheine nachtrachtet.

Drei Tage nach der zweiten Aufführung des „Nathan" pilgerten wir unter Führung Fabricius' und Hoſtovskys, welche das Riſico trugen, abermals nach Braunſchweig — Wanderzüge, aus denen ſich ſpäter die in den Annalen der Theatergeſchichte wohlbekannte Magdeburgiſch-Braunſchweigiſch-Helmſtädtiſche Direction dieſer beiden Männer entwickelte, welche mit einem Knalleffekt in des Wortes vollſter Bedeutung tragiſch endete. Fabricius nämlich erſchoß ſich im Jahre 1821

auf der Magdeburger Bühne, und zwar während einer Aufführung des „Don Carlos". Als „Vermummter" verkleidet, der dem Marquis Poſa durch die Gitterthür den tödtlichen Schuß zuzuſenden hat, ſchlich er auf die Bühne, richtete aber das (ſcharfgeladene) Piſtol nicht auf den Darſteller des Poſa, ſondern auf die eigene Bruſt, drückte auf das Stichwort ab und ſank todt zu Boden.

Auf unſern Wanderzügen aber war er damals noch der zuvorkommendſte Camerad, wie denn überhaupt dieſe kleineren oder größeren Touren mit ihrer Poeſie und Romantik unſtreitig dazu beitrugen, die Mitglieder einander collegialiſch näher zu bringen. Bei ſtabilen Bühnen kann man Jahrelang neben einander Comödie ſpielen und ſich innerlich doch fremd bleiben; bei Wanderzügen iſt Einer auf den Andern angewieſen und ein trauliches Band der Cameradſchaft ſchlingt ſich ſchnell — und ſicher niemals zum Schaden der Kunſt.

In Braunſchweig gaben wir diesmal zuerſt die Wallenſteintrilogie; ſie gefiel, aber lange nicht ſo nachhaltig, wie Iffflands „Mündel", welche eine wahre Senſation erregten. Uebrigens ging unſer Unternehmen in gewohnten Bahnen weiter; mir blieb viele freie Zeit, die herrlichen Kunſtſchätze zu betrachten, welche Braunſchweig und das benachbarte — ſeitdem abgeriſſene — Schloß Salzdahlum, die Stätte, wo Friedrich der Große ſeine unglückliche Ehe einging, darbot. Der Cuſtos des Schloſſes, Profeſſor Weitſch, ein liebenswürdiger alter Herr, deſſen Herz aber für die Kunſt noch jugendlich-

feurig ſchlug, war der leutſeligſte Führer durch alle vorhandenen Herrlichkeiten, welche jammervoller Weiſe durch Napoleon ſpäter zu einem nicht unbeträchtlichen Theile geſtohlen ſind.

Auch das Braunſchweigiſche Muſeum, eines der anſehnlichſten im nördlichen Deutſchland, mußte mich intereſſiren; am merkwürdigſten erſchien mir das ſ. g. Mantuaniſche Gefäß, eine überaus koſtbare Antike, welche ſchon Mithridates beſeſſen haben ſoll und für welche die Kaiſerin von Rußland noch unlängſt 6000 Rubel vergebens geboten hatte. In ſeiner äußeren Form glich dieſes acht Zoll hohe, aus einem einzigen Onyx geſchnittene Gefäß einer oben und unten mit Gold eingefaßten Theekanne; auch wird muthmaßlich aus demſelben der Ceres geopfert worden ſein, deren Bild ich auf der Außenſeite fand. Außerdem entzückte mich eine Cocusnuß, in deren Schale die Hiſtorie des alten und neuen Teſtaments von Albrecht Dürer geſchnitten iſt. Eine feinere Schnitzarbeit wird eine Menſchenhand ſchwerlich wieder hervorbringen.

Nicht unbelehrt kehrte ich diesmal nach Magdeburg zurück, wo ich mich alsbald wieder in eine ſchriftſtelleriſche Arbeit vertiefte. Der unlängſt erſchienene Roman: „Herr Lorenz Stark“ von Joh. Jak. Engel war mir in die Hände gefallen und hatte mich ſogleich ſehr gefeſſelt; ich glaubte zu erkennen, daß das Sujet ſich trefflich auf der Bühne ausnehmen müſſe. Um ſicher zu gehen, befragte ich hierüber eine zuſtändige Autorität, nämlich Kotzebue in Weimar. Er antwortete mir, der „treffliche Lorenz Stark“ ſei allerdings zu einer dramatiſchen

Bearbeitung ſehr geeignet und Engel ſelbſt habe das Werk anfangs dazu beſtimmt, wie Kotzebue aus deſſen eigenem Munde wiſſe. An dem guten Effekte ſei wohl nicht zu zweifeln.

Nachdem ich ſolches Votum erhalten, ging ich mit regſter Luſt an's Werk und bald konnten die Rollen vertheilt werden. Die erſte Aufführung fand am 25. December 1801 ſtatt; am Weihnachtsfeiertage, dem deutſchen Familienfeſte par excellence, mochte ſich die Vorſtellung eines Stückes, welches ich „Die deutſche Familie" genannt hatte, wohl ſchicken, und in der That übertraf der Erfolg meine Hoffnungen. Er hat ſpäter auch an andern Orten Stich gehalten, und namentlich war Iffland ein brillanter Vertreter des Lorenz Stark, ja, es knüpft ſich eine der niedlichſten Anecdoten von ihm an dieſe Rolle. Als er in Bremen den Stark zuerſt ſpielte, hatte er das Unglück, ein gar altklug ſich geberdendes Großkind (Eduard Lyk) zu haben. Solche Aeffchen waren ihm ſehr zuwider. Als daher der letzte Act kam, wo er dem Kinde einen Ducaten zu ſchenken hat, bemerkte er mit treffender Ironie: „Wenn es der alte Mann nur nicht übel nimmt, daß ich ihm einen Ducaten anbiete!"

Bei unſerer Magdeburger erſten Vorſtellung meiner „Deutſchen Familie" überzeugte ich mich vollkommen, daß — wenn von der Bühne einige Beſſerung und Belehrung der Menge ausgehen ſoll — der Weg der Satyre (verſteht ſich: der feinen!) der einzig richtige zu dieſem Ziele iſt. Lorenz

Stark kann zum Modell eines Hausvaters, eines Erziehers dienen. Und wie fängt es der Dichter an, uns den Charakter ſeines Helden von dieſen beiden Seiten zu zeigen? Läßt er ihn in zärtliche Phraſen ausbrechen, um ſeine Vaterliebe zu bethätigen? Predigt Stark den Seinen moraliſche Sentenzen, wie man ſie uns ſo oft von der Bühne herab aufzwängen will?

Wohl thut das Lorenz Stark — aber man achte nur auf ſeine Weiſe dabei! Ruhigen Gleichmuthes ſehen wir ihn in faſt allen Lagen; wo ihm etwas mißfällt, wo er zu tadeln findet, da ſchwingt er nicht pedantiſch die moraliſche Geißel, ſondern äußert ſeine Mißbilligung durch feines Spötteln, das aber immer mehr Gutmüthigkeit als Bitterkeit enthält. Es iſt zu bewundern, wie viel er auf dieſem — ich möchte ſagen indirecten — Wege der Erziehung bewirkt, und wie er das Uebel auf ſolche Weiſe ſicher beſeitigt. Warum ſchlagen nicht alle Schauſpieldichter dieſen wahreren, amüſanteren Weg ein! Belehrung und Unterhaltung wäre dann dem Publicum in gleicher Weiſe geboten.

— Ein Vierteljahr verſtrich, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre; da erhielt ich in den erſten Apriltagen 1802 Urlaub zu einer Reiſe nach Berlin.

Dort erlebte ich des Ungewöhnlichen ſo viel, daß ich nicht ſchlechthin darüber hinwegeilen kann.

Zuerſt war mir ein halber Tag der Raſt in Potsdam merkwürdig, weil ich mich unwillkürlich durch den Anblick der

bekannten Straßen und Plätze zu einer Rückschau in meine Vergangenheit aufgefordert fühlte. Wohl mir, daß ich mit ruhiger Seele zurückblicken und mir sagen durfte: daß die zuletzt verflossenen sechs Jahre mich in jeder Beziehung geläutert hatten. Nicht wenig hatte unstreitig meine Heirath dazu beigetragen; der rechte Mann wird erst zum rechten Manne an der Seite eines liebenden Weibes und als Vater; die Welt hatte sich mir aus dem Nomadenzelt zum festen Wohnsitze gewandelt, seitdem mir der Himmel Weib und Kind beschеert. Nicht ledig war ich mehr, wie vordem, doch frei — wahrhaft frei an Geist und Streben.

Dies etwa waren die Gedanken, unter denen ich in das Thor Berlins hineinfuhr; die Stadt selbst mit ihren graden, schönen Straßen machte auf mich wieder den freundlichsten Eindruck. Doch bekümmerte es mich wenig, daß ich diese Schönheiten in meinem Magdeburg entbehren mußte; nicht wo man lebt, sondern wie man lebt, macht den Reiz des Lebens aus.

Der Comödienzettel zeigte Bretzners „Räuschchen" und den „Tod des Hercules" an; letzteres Werk ein Melodram mit Musik und Text von Reichardt.

Ich stieg in einem der besseren Gasthöfe, dem „Fliegenden Roß" ab, kümmerte mich aber nicht viel mehr um das Logis sondern eilte, halb todt vom Rütteln des Wagens, von Wind und Wetter, dem neu erbauten (1817 abgebrannten) Schauspielhause zu.

Schon der Eingang verkündete ein königliches Gebäude; das Innere aber machte vollends einen großartigen Eindruck auf mich. Ich ſtarrte die Gegenſtände an, als wäre ich leibhafter „Landjunker“ und „zum erſten Male in der Reſidenz“; nach und nach gewann ich die Ueberzeugung, daß edle Einfachheit und Geſchmack ſich nicht ſchöner vereinigen laſſen, als dies hier geſchehen war.

Da ich ſehr ſpät kam, ſo war das „Räuſchchen“ bereits verflogen; die Symphonie, welche den „Tod des Hercules“ einleitete, begann, der Vorhang rollte empor, und ich erblickte in Iffland nicht nur den Götterſohn Hercules, ſondern auch den begünſtigten Liebling Thalias und Melpomenes. Zum erſten Male ſah ich den würdigen Künſtler ſich in der Sphäre der höheren Tragödie bewegen, und kühn löſte er die ſchwere Aufgabe. Mit Grazie führte er den rieſenhaften Hercules in den ſchwierigſten Situationen vor, ohne von der Männlichkeit dieſes Coloſſes das Geringſte aufzuopfern. Sein Spiel war wahrhaft poetiſch, denn es entrollte ein frei aus dem Geiſte des Künſtlers geborenes, in ſich ſelbſt vollendetes Bild. Unvergleichlich ſchön war namentlich der Augenblick, wo Hercules zuerſt die Wirkung des giftigen Gewandes ſpürt; hier zeigte auch die Muſik einen edlen, großen Styl. Der Stoff des Stückes iſt übrigens zur Dramatiſirung völlig ungeeignet; nur durch das Spiel eines Iffland konnte das Schreckliche davor bewahrt bleiben, gräßlich zu werden. Die Handlung an ſich iſt ſchauderhaft und wirkt dadurch eigentlich

völlig unkünſtleriſch; um ſo größer war der Triumph des Schauſpielers.

Ich ſprach dies offen gegen Iffland aus, der um meine Ankunft wußte und mich bereits am nächſten Morgen beſuchte. Er war höflich genug, mir einige Gegencomplimente zu ſagen. Der Augenblick, wo einſt Schröder den ſeine theatraliſche Laufbahn eben beginnenden Iffland in Mannheim beſuchte (wovon in deſſen Selbſtbiographie*) die Rede), ſtand lebhaft vor meiner Seele.

Um neun Uhr Morgens verließ mich Iffland wieder; eine Stunde ſpäter machte ich einen Beſuch bei dem würdigen Profeſſor Engel, der mich nicht nur als früherer Director des Berliner Theaters (das er vor Ifflands Zeit, 1787—1794, im Verein mit Ramler geleitet hatte), ſondern auch als Verfaſſer des ſoeben erſt von mir dramatiſirten Romans „Lorenz Stark" lebhaft intereſſirte.

Ich wurde durch eine alte Haushälterin gemeldet, welche bemerkte: der Herr Profeſſor laſſe ſich friſiren, mich aber dann in ein geſchmackvolles Vorzimmer führte. Eben als ich begann, die daſelbſt aufgeſtellten Büſten zu betrachten, öffnete ſich die Seitenthür, und drei einzelne lange Zähne kamen zum Vorſchein, umgeben von ein paar dicken, herunterhängenden Lippen. Der Umriß des Kopfes war beträchtlich groß; die Backen ſenkten ſich gleich den Lippen, doch waren ſie von einer

*) „Meine theatraliſche Laufbahn", S. 111 fg.

freundlichen Röthe colorirt; das graue Haar hing ungeordnet um den Kopf. Der ſtarke Körper war mit einem dickwattirten Schlafrock behangen, darüber ſchlotterte ein ſalopper Puder-mantel. Freundlich ſprach dieſe Erſcheinung zu mir:

„Ja, ich kann Sie doch nicht ſo lange da ſtehen laſſen; es möchte mit dem Friſiren zu lange währen! Wollen Sie nicht herein kommen?“ — „Ich ſei Schmidt aus Magdeburg“ hatte ich hineinſagen laſſen; ohne indeß hiervon Notiz zu neh-men, nöthigte mich Profeſſor Engel auf einen Seſſel und be-gann die Unterhaltung mit mir, als ob wir ſchon lange Jahre vertraute Bekannte geweſen wären. „Es iſt gut, daß Sie kommen“ ſagte er mit Laune, wie er alles ſagte: „im Früh-jahr hätten Sie mich nicht mehr getroffen. Ich bin krank, ich bin herzlich krank.“

„Ihre Farbe ſcheint doch ſehr geſund!“

„Ja, die Farbe, die gottloſen rothen Backen! Können Sie ſich's denken? Seit einem Jahre bitt' ich Gott um Bläſſe; meinen Sie, daß er mir den Willen thut? Da, ſehen Sie!“

„Ei nun, lieber Herr Profeſſor, dieſe Laune bewirkt we-nigſtens, daß es mit dem Sterben im Frühjahr ſo geſchwind noch nicht gehen wird!“

„Ja, die Laune; ich kenne mich, die wird mich nicht eher verlaſſen, als bis der letzte Hauch aus mir fährt. Denken Sie ſich: da lieg' ich vor einigen Nächten und winde mich in den gräßlichſten Krämpfen, ich kann es zuletzt kaum mehr aus-halten und gehe im Zimmer ein wenig ſpazieren; und mitten

im höchſten Schmerz ſing' ich: „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher!" Was iſt das nun? Mein Bedienter, der herzu kommt, ſagt mir lachend: „Herr Profeſſor, das iſt wohl noch kein Sterbelied?" Nun endlich laſſen die Krämpfe nach; ich lege mich wieder nieder, aber ſchlafen konnt' ich demohngeachtet nicht, denn nun dacht' ich die ganze Nacht darüber nach, wie es mir möglich geweſen ſei, in dem heftigſten Schmerze zu ſingen!"

„Alle dieſe Aeußerungen beweiſen mir, daß Ihre Krankheit doch wohl mehr ihren Sitz in der Einbildung habe."

„Was Einbildung! Ich bin ja ſechszig Jahre alt; der Tod hat nachgerade ein Recht auf mich; es iſt nichts mehr wenn man alt wird, das ſeh' ich an meinem Bedienten. Der Kerl iſt ſiebenzig Jahre alt. Ja, es iſt doch ſo gar nichts mehr mit ihm; die Beine ſind noch flink, aber ſein Gehirn — ich glaube das Gehirn verknöchert ſich ordentlich im Alter. Neulich ſollte er die Zeitungen weiter tragen; ſie waren auf die Erde gefallen, ich zeige ſie ihm; er verſteht mich nicht und duſelt im Zimmer herum. Ich werde etwas unmuthig; endlich findet er ſie, bekommt einen rothen Kopf und geht hinaus."

„Ein Beweis, daß er Ambition hat!"

„Was Ambition! Das iſt eine Narren-Ambition, das! Was braucht man ſich denn zu ſchämen, wenn man alt wird? Das bringt ja die Natur mit ſich! Die Engländer freilich ſind ſolche Narren, die beſchminken und bepinſeln ſich das Ge-

ſicht noch im ſiebenzigſten Jahre, die Eſel. Wozu das? Ich liebe zwar die Eſelsfarbe nicht, indeß, wenn es doch einmal ſo iſt —" (hier zog er einen Zopf ſeiner grauen Haare hervor und lächelte) „was ſoll man da thun?"

Die Friſur war nun fertig, der Friſeur legte ihm den Fußſack vor das Sopha, er warf den Pudermantel ab und lehnte ſich behaglich in eine Ecke. Es kam mir vor, als wäre er durch dieſe Entkleidung um zehn Jahre jünger geworden; der alte Herr ſaß ſehr würdig da. Eine außerordentliche Schalkhaftigkeit trat in ſein Auge, in welchem man ſich gern ſpiegelte. „So muß das Auge des Lorenz Stark ſein!" dachte ich. Wir kamen jetzt auf dieſe Dichtung zu ſprechen.

„Ach, Sie ſind wohl der Herr aus Magdeburg, der mit meinem Lorenz zu kramen gehabt hat?"

„Ja, Herr Profeſſor!"

„Sagen Sie mir, macht ſich denn das Ding?"

„Sehr gut; wir haben es viermal mit Beifall aufgeführt."

„Hm, ich habe immer geglaubt, es könne kein Glück auf der Bühne machen!"

„Erlaubten Sie mir wohl, daß ich das Stück Iffland mittheilte?"

Mit glühendem Auge fragte er haſtig: „Wozu? Zur Aufführung?"

„Ja!"

„Nein, nein, da bitt' ich Sie, geben Sie das Stück nicht weiter!"

„Aber Iffland, dächte ich, würde den Lorenz ſehr herrlich darſtellen!“

„O ja; aber was hilft's, wenn da vorn auf der Bühne ein Licht brennt; es beleuchtet nur die Eſelsköpfe im Hintergrunde! Werden nicht auch die Herren X. und Z.“ (er nannte Namen) „eine Rolle haben wollen? Und N.? Der Kerl kann keine Zeile mehr lernen, predigt, daß man davon laufen muß! Dann kommt auch der häßliche Y. und dann kommen die Weiber: Pip, pip! Um Gotteswillen nicht. Wir haben keine Schauſpieler! Hier und da ſteckt wohl ein Kopf, aber ſie können nicht zuſammengebracht werden. Ich habe alle Theater bereiſt, ich habe nicht eine Actrice gefunden, von der ich ſagen könnte: ſie ließ mir Hoffnung, eine Actrice zu werden.“

Schüchtern nannte ich den Namen einer Künſtlerin, die man in Berlin für entſchieden brav hielt*) und bat um ſein Urtheil.

„Das will ich Ihnen ſagen!“ antwortete er: „ich will Ihnen die Arie aus Bendas „Romeo und Julie“ vorſingen, wie ſie ſie geſticulirte!“

Und er hub an: „Meinen Romeo zu ſehen, ſpräng' ich in ſchäumende Fluthen!“ (Er fuhr mit dem Arm gen Himmel.) „Kämpfte mit reißenden Thieren!“ (Die Arme ſanken

*) Friederike Bethmann? Sie hat in Berlin Bendas Julie geſungen. Wäre ſie hier gemeint, ſo ſtände freilich Engels Urtheil in ſchroffem Widerſpruch mit allen andern Nachrichten, welche wir über die Künſtlerin beſitzen.

zur Erde.) „Stiege zu Todten in's Grab, führe zum Sitz der Verdammten hinab!“ (Die Hand ſchmetterte auf die Bruſt.) „Gehen Sie!“ ſchloß er wegwerfend; „nichts mehr davon!“

Ich fragte den alten Herrn jetzt: ob Fleck es geweſen ſei, der ihm zu dem Gemälde des Otto von Wittelsbach in ſeiner „Mimik“ geſeſſen habe? „Nein,“ antwortete er, „das war Scholz*) in Breslau.“

„War der alſo wirklich ein ſo großer Schauſpieler?“

„Ja, ja, ja, das war er; nach Eckhof ſah ich keinen größeren.“

Er hatte Eckhof genannt; ich fragte alſo: ob dieſer wirklich der große Mann geweſen ſei, für den ihn ſeine Zeitgenoſſen hielten?

„Das war er!“ ſagte Engel mit Nachdruck, „war es ſelbſt im höchſten Alter. Wenn er noch als hoher Fünfziger den Tellheim mit jugendlichem Eifer und feinſtem Anſtande gab, gerieth ich oft in Verſuchung, ihn der Zauberei zu beſchuldigen, denn ſein Körper war bekanntlich klein und durchaus unanſehnlich, die eine Schulter ſchief; dazu hatte er einen

*) „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“; der Name dieſes Schauſpielers iſt im Blum-Herloßſohn-Marggraffſchen „Allg. Theater-Lexikon“ nicht einmal genannt. Schröder ſchrieb „das Aufſehen, welches Scholz in dem kennervollen Berlin als Otto von Wittelsbach gemacht, bloß auf Rechnung der glänzenden Rolle und des erſten Eindrucks“ wie (a. a. O. I. 160) Meyer erzählt, der aber auch hinzufügt, wie entſchieden Scholz Engels „Muſterbild“ in dieſer Rolle war.

kurzen Fuß, und ſein Geſicht war runzlich. Allein ſein Auge machte alles wieder gut; ſein Auge und die Art wie er ſich ſchminkte. Nie begriff ich aber, wie er in dieſen Jahren noch die jugendlichen Töne im Rachen haben konnte. Auch den Odoardo Galotti hätten Sie von ihm ſehen müſſen; ich hab' ihn von dem großen Schröder geſehen, allein der machte eine Drahtpuppe daraus. Fleck ſpielte ihn recht artig, doch war er lange kein Eckhof! Herr!" ſagte er und erhob ſich aus der Ecke des Sophas, während ſein ganzes Geſicht durch die Erinnerung an Eckhofs Spiel verjüngt zu ſein ſchien: „auftreten mußten Sie ihn ſehen! „Guten Morgen Claudia!" Hier ſchnallte er ſich den Degen ab, reichte ihn Pirro und ſchob von der Seite freundlich auf ſein Mütterchen zu, indem er ihr auf die Hand klopfte: „nicht wahr, das heißt überraſchen?" — Aber weiter . . ." — und nun recitirte Engel die ganze Scene ohne Anſtoß. Und mit welcher Feinheit, mit welcher unbeſchreiblichen Biegſamkeit der Stimme! Der Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben.

Jetzt kam das Geſpräch auf andere Gegenſtände; auf den guten König Friedrich Wilhelm, bei dem Engel einſt als Lehrer fungirt hatte. Der König, verſicherte mein Gewährsmann, ſei nichts weniger als geizig, wie böſe Zungen oft hätten behaupten wollen. Er führte ſodann viele Beiſpiele von edler Freigebigkeit des Monarchen an.

Unter ſolchen Geſprächen waren uns faſt drei Stunden verfloſſen, während deren ich wenig redete, aber deſto eifriger

zuhörte. Später erfuhr ich, daß Profeſſor Engel ſehr ſelten ſo geſprächig gegen einen Fremden ſei; ich bildete mir alſo nicht wenig darauf ein, daß er mich ſo liebenswürdig behandelt hatte.

Ich empfahl mich endlich, indem ich ihn verſicherte, daß er mir die angenehmſte Stunde, ſeit ich denken könnte, verſchafft habe.

Hatte ich ſolchergeſtalt am Morgen den einſtigen Lehrer des regierenden Königs beſucht, ſo machte ich an demſelben Tage, Nachmittags fünf Uhr, dem Erzieher des zukünftigen Beherrſchers von Preußen, meinem alten Gönner Delbrück eine Viſite.

Ich fand dieſen trefflichen Mann noch ganz als den guten Magdeburger von ehedem. Seit bald zwei Jahren lebte er in Berlin, wohin ihn der Miniſter Graf Schulenburg-Kehnert im Auftrage König Friedrich Wilhelm III. berufen hatte, damit er die erſte Jugend des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm leite.

Höchſt intereſſant war es für mich, dieſe beiden jungen Herren kennen zu lernen, deren älteſter, Friedrich Wilhelm, ſchlechthin „Fritz“ genannt, damals ſieben Jahre zählte, während ſein jüngerer Bruder Wilhelm eben das fünfte vollendet hatte. Mit beiden wurde ich bald vertraut; dem Kronprinzen zeichnete ich ein Pferd und einen Haſen; er meinte aber, ſie taugten nicht viel. Zu einer ernſten Betrachtung veranlaßte mich das Spiel der Knaben mit bleiernen Soldaten, welche

ſie auf dem Tiſche aufmarſchiren ließen. „Du kannſt“ dachte ich, indem mein Auge ſinnend auf dem Kronprinzen ruhte, „dieſe Armeen dereinſt in natura aufſtellen — möge es ſtets zu Deines Volkes Heil ſein!“

Der Prinz hatte einen Baum vor die Fahne geſchoben. Auf meine Frage: wie dieſer Baum zwiſchen die Soldaten komme? antwortete er flink: „Der Baum bedeckt die Fahne; ſo kann man ſie nicht leicht durchſchießen.“ Außerordentlich lebhaft, wie dieſe Antwort gegeben wurde, war des Kronprinzen ganzes Weſen; Prinz Wilhelm dagegen war von ſehr ſanfter, ſtiller Art.

Abends ſah ich im Theater „Turandot“, ein tragikomiſches Märchen nach Gozzi von Schiller; ich verſtand aber den Hauptacteur ſo wenig, daß der Eindruck nur ſehr ſchwach war; prachtvoll dagegen erſchien mir das chineſiſche Coſtüm, wie überhaupt die Anordnung des Ganzen der Direction eines Iffland würdig war.

Am nächſten Tage aß ich bei dieſem zu Mittag. Sein Haus im Thiergarten war mit dem feinſten Geſchmack erbaut und führte mit Recht in goldenen Buchſtaben die Inſchrift: „Tranquillitati“ am Frontiſpiz. Ich fand an Ifflands liebenswürdiger, gütiger Frau eine feingebildete Dame, an ihm ſelbſt den offenſten, echt landsmannſchaftlichen Freund und Berufsgenoſſen, ſowie einen trefflichen Wirth. In den kleinſten Zügen ſprach ſich ſein edles, deutſches Herz aus; noch ſehe ich ihn, wie er nach alter Sitte den Pokal an der Tafel

gaſtlich herum gehen ließ, aus welchem Jeder den Labetrunk that. Verbannt war alles kleinliche Ceremoniell, ohne daß der Feinſinn und der Adel der Geſpräche darunter gelitten hätte. Wie Wenige wiſſen ſo zu leben und zu genießen! — Nachmittags fünf Uhr fuhr ich mit ihm zur Stadt, um mich bei Delbrück zu empfehlen; die Prinzen fand ich an dieſem Tage über alle Beſchreibung liebenswürdig. Als ich dem Kronprinzen Adieu ſagte, antwortete er: „Ei, Du kannſt immer noch einmal wiederkommen!“ Hätte ich meinem Herzen folgen dürfen, ich wäre gar nicht gegangen.

Allein — mich rief von hinnen Wort und Pflicht; nur zu raſch war mir meine Muße verſtrichen, und Nachts um zwei Uhr trug mich der ſchwerfällige Reiſewagen wieder aus den Thoren einer Stadt, wo ich einige ſehr glückliche Tage verlebt hatte.

In Magdeburg verſenkte ich mich ſogleich wieder in ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, deren Frucht: „Der Schilderbaum, oder: Das erſte Bürgerturnier zu Magdeburg; ein vaterländiſches Luſtſpiel in vier Acten“ am 9. Juli zuerſt gegeben wurde.

Das Stück ward erträglich geſpielt, fiel aber trotzdem durch. Ich ſetzte in dieſe Arbeit keineswegs hohen Werth, fand aber doch das ihr bereitete Schickſal zu hart. Allein wäre auch mein „Schilderbaum“ unter aller Kritik geweſen, ſo hätte man ihn wenigſtens aus Höflichkeit paſſiren laſſen müſſen: aus Rückſicht auf den patriotiſchen Gegenſtand, durch

deſſen Wahl ich dem Publicum immerhin meine Achtung bewieſen hatte, wenn auch hinſichtlich der Ausführung meine Kräfte hinter meinem Willen zurückgeblieben waren.

Indeſſen — eine kleine, aber feſtgeſchloſſene Clique hatte ſich's einmal vorgeſetzt, mich inhuman zu behandeln, und gedankenlos folgte das Publicum dieſen Stimmführern, uneingedenk der mancherlei fröhlichen Stunden, die ihm ſowohl meine Feder, als mein Spiel öfters verſchafft. Aber Dank von einem deutſchen Publicum erwarten — das heißt wahrlich zu viel fordern. Franzoſen hätten nicht vergeſſen, was ich für ſie gethan; ſie hätten mein Stück vielleicht ſchweigend zu Grabe getragen — mais voilà tout. Ich aber hörte Stimmen, die da laut ausſprachen: „Sollen wir ſolche Spielereien auf unſerer Bühne dulden? Der Schmidt bildet ſich wohl ein, er ſei ein zweiter Kotzebue und könne ſo viel ſchreiben, wie dieſer! Er muß gedemüthigt werden“ u. ſ. w.

Das alſo — ſagte ich mir ſelbſt — das iſt der Areopag, von dem der redlich ſtrebende Künſtler und Schriftſteller ſein Urtheil empfängt! Das Merkwürdigſte war, daß einige Claſſen der Handlungsſchule, Knaben von zwölf Jahren, die ein paar Bänke eingenommen hatten, mit pochten, wenn die Rädelsführer das Zeichen gaben, ſo wie ſie geklatſcht haben würden, hätten die Anderen hiermit begonnen. Das Pochen war ihnen aber neu und ergötzte ſie ſichtlich.

Der „Schilderbaum“ hatte für den nächſten Tag wieder annoncirt werden ſollen, allein ich ſchickte hinaus und ließ —

„Die deutſchen Kleinſtädter" anſagen, ohne daß jedoch das Publicum die Ironie gemerkt hätte.

Um dieſe Zeit erfuhr ich den am 28. Juni erfolgten Tod des würdigen Profeſſors Engel und las einen Bericht über ſeine Beerdigung; als ich aus demſelben erſah, daß Mädchen und Jünglinge an ſeinem Grabe den Geſang: „Wie ſie ſo ſanft ruh'n" geſungen und weiße Roſen in das offene Grab geſtreut hätten, konnte ich mich der Thränen um den verdienſtvollen Mann nicht erwehren. Wie freute ich mich nun, ihn noch vor einigen Monaten kennen gelernt zu haben! So war ſeine Anrede: „Gut, daß Sie kommen; nächſtes Frühjahr fänden Sie mich im Grabe!" doch wahr geworden!

— Den Monat Auguſt des Jahres 1802 verlebten wir, der Meſſe halber, nach gewohnter Art in Braunſchweig; ich konnte leichten Herzens ziehen, denn ein doch immer kritiſches Familienereigniß lag unmittelbar hinter mir: meine Frau hatte mir am 20. Juli, Morgens vier Uhr, ein drittes Kind, eine Tochter, geboren, welche am 25. deſſelben Monats in der deutſch-reformirten Kirche auf die Namen Helene Franziska Margarethe Henriette getauft ward.

In Braunſchweig ſtudirte ich dieſes Mal namentlich die franzöſiſche Comödie. Das erſte Stück, welches ich ſah, war die Tragödie „Iphigenie in Aulis". Aeußerſt intereſſant war für mich ein in das Ballet eingewobener Fauſtkampf, der ſo ſchöne Gruppen lieferte, daß man hätte meinen ſollen, die Fechter hätten emſigſt die Antike ſtudirt. Das Perſonal des

franzöſiſchen Ballets war nicht zahlreich, durfte ſich aber einiger ſehr guten Mitglieder rühmen, nur eine Madame Mercier, welche nicht weniger als vierundfunfzig Jahre zählte, wirkte durch ihren Anblick immer ſtörend auf mich, obwohl ſie mit derſelben — ja, mit mehr! — Leichtigkeit tanzte, wie die jüngeren Damen. Ich machte jedoch die Wahrnehmung, daß Tanz und ähnliche Kunſtproductionen entſchieden ein jugendliches Aeußere fordern, wenn ſie nicht widerlich werden ſollen.

Einige Tage ſpäter ſah ich das aus dem Deutſchen des Kotzebue überſetzte Rührſtück „Misanthropie et Repentir“. Da ich dieſes Werk im Original faſt auswendig kannte, unzählige Male die Hauptrolle des Meinau darin geſpielt, auch die franzöſiſche Ueberſetzung geleſen hatte, ſo war ich im Stande, das Spiel der Acteurs ganz genau zu verfolgen und will mein Urtheil darüber nicht unterdrücken.

Schon Iffland ſagt in ſeinen Fragmenten: „Die Franzoſen geben Vorſtellungen, die Deutſchen Darſtellungen“. Ich finde in dieſen Worten, ſo oft ich ſie auch „unbeſtimmt“ habe ſchelten hören, den ganzen Maßſtab für franzöſiſche Schauſpielkunſt. Flüchtig und leicht, wie die Nation ſelbſt, iſt auch ihr Spiel. Ich rede hier nicht von jener Leichtigkeit in den Bewegungen (Pli, savoir vivre), die an ſich ſehr lobenswerth iſt, ſondern von jener Leichtigkeit und Flüchtigkeit, mit welcher der Franzoſe den darzuſtellenden Charakter berührt. Giebt der Darſtellende einen Officier, ſo behängt er ſich mit der eleganteſten Uniform, die auch nach dem neueſten Schnitte

gemacht iſt, ſchreitet ſtolz einher, begleitet die unbedeutendſten Worte mit den bedeutendſten Geſten, iſt bis zum Ekel galant, und — der Charakter iſt ſtudirt. Kommt es hoch, ſo heben ſie allenfalls eine Tirade heraus, die ſie nach ihrer Art unübertrefflich declamiren. Schallender Beifall folgt dann faſt immer — natürlich, denn der franzöſiſche Zuſchauer iſt mit dem Acteur d'accord, während der Deutſche, der in der Regel nur Gaffer im Theater iſt, ſich ebenfalls durch jene flimmernde Methode blenden läßt und in ehrlicher Einfalt uns wohl gar den Fremden als Muſter aufſtellt.

Es liegt mir jetzt ob, dieſes Urtheil mit Beweiſen zu belegen. Ich brauche ſie, wenn ich mich der Vorſtellung von „Misanthropie et Repentir" erinnere, nicht weit zu ſuchen.

Da iſt zuerſt der Auftritt Meinaus. Er hat in der Frühſtunde einen Spaziergang gemacht, nicht etwa um die ſchöne Natur zu genießen, — denn auch für dieſe iſt der wahre Menſchenhaſſer nur in ſehr geringem Grade empfänglich — ſondern nur, um einmal einen freien Athemzug außerhalb ſeines Kerkers zu thun.

Mit verſchränkten Armen tritt er auf, ängſtlich irrt ſein Blick auf dem Boden umher, gleich als ſchwebe ihm dunkel der Gedanke vor: da unten wärſt du von allem Kummer befreit, da wärſt du ſicher, nie wieder einem Weiberantlitz zu begegnen. So vor ſich hinſchlendernd, trifft er auf Peter — und was iſt natürlicher, als daß er zuſammenfährt gleich einem Kinde, das ſich vor dem Popanz fürchtet, und mit ſo

viel Schrecken, als Mißtrauen und Verdrießlichkeit im Tone den Bedienten fragt: „Wer iſt der Menſch —?“

Wie trat dagegen der franzöſiſche Meinau auf?

Mit feſtem Schritt, in einem Buche blätternd! — So ſieht er Peter, und ohne eine Ahnung von jenem Tone zu haben, fragt er höflich: „Qui êtes Vous, jeune homme?“

Dem Spiele des Meinau muß überhaupt, bis auf wenige Stellen in der Erzählung ſeiner Vergangenheit, wo ihm das Andenken an dieſe wieder lebendig vor die Seele tritt, die größte Ruhe eigen ſein.

Der franzöſiſche Darſteller geſticulirte in Einem fort; bei der Erzählung ſeines Lebens arbeitete er ſich förmlich ab. Da war keine Spur von dem feſten, männlichen Meinau; er plapperte ſeine bitteren Schickſale mit feuriger Eile her und geberdete ſich dabei wie ein Jüngling, der, unerfahren mit der Welt, jedem erſten Eindruck ſich leidenſchaftlich hingiebt.

Auch die Eulalie wurde arg vergriffen. Die arme, einſame Frau, deren Hauptcharakterzug die größte Anſpruchsloſigkeit iſt, declamirte auf's Hochtönendſte, und des Geſticulirens war kein Ende. Wie kann man bedeutende Bewegungen machen, wenn man ſie zu Tauſenden macht! Geſten müſſen ſparſam ſein — ein Vortheil, den Iffland ſehr wohl kannte. Die Geberden jener Franzöſin waren Verzerrungen, ihre Ausrufe Geſchrei, ihre Geſten furienartig, ihre Reue kindiſches Gewinſel. So äußert ſich der Schmerz einer Eulalie nicht! Wie der Edle auch im Zorn edel bleibt und ſich eben

dadurch von der unedlen Natur vortheilhaft unterſcheidet, ſo ſind auch ſeine Aeußerungen des Schmerzes und der Reue vom Gemeinen fern. Man kann die tiefſte Zerknirſchung fühlen und doch dabei ſtandhaft das ſelbſtverſchuldete Geſchick ertragen; dieſer Heroismus der Seele wird uns mehr Theilnahme einflößen, als Winſeln und Geſchrei — ein Kennzeichen eines feigen Gemüths, das wir verachten.

Kehre ich nach dieſen Zwiſchenbemerkungen wieder zu unſerm deutſchen Theater zurück, ſo muß ich eines Umſtandes gedenken, der vielleicht für Pſychologen von beſonderem Intereſſe iſt. Während der Vorſtellung der „Räuber" nämlich, am 4. Septbr. 1802, bekam ich als Franz Moor bei der Erzählung des Traumes ein ſo heftiges Herzklopfen, daß ich mein Ende nahe glaubte. Mein Puls ſtand völlig ſtill. Es waren grauenvolle Augenblicke für mich — um ſo grauenvoller, als mir der Tod eines guten Bekannten, des Schauſpielers Reinhard, plötzlich vor die Seele trat. Dieſer war vor Kurzem auf dem Theater zu Breslau während ſeines Spiels, vom Schlage getroffen, todt zu Boden geſtürzt. Mit einer Wehmuth, die ich mit nichts vergleichen kann, dachte ich an meine Frau, während mir ſeltſamer Weiſe kaum ein Gedanke an meine doch ſo heiß geliebten Kinder kam. Das Merkwürdigſte aber und Räthſelvollſte war unſtreitig, daß ich — während das ſoeben Erwähnte meine Seele mit Heftigkeit ergriffen hatte und lebhaft beſchäftigte — meine Rolle ruhig zu Ende ſpielte!

Die Vorſtellung der „Räuber“ war unſere letzte in Braunſchweig; Tags darauf kehrten wir nach Magdeburg zurück, wo wir nach ſiebenzehnſtündiger Fahrt Nachts um drei Uhr ankamen. Nun aber muß ich noch des ſonderbaren Nachſpiels zu meinem inneren Erlebniß auf der Bühne in Braunſchweig erwähnen; als ich bei meiner Ankunft in die Stube trat, war die erſte Frage meiner auffallend erregten Frau: „Alſo Du lebſt doch noch —?!“ Sie war an jenem Abend des 4. September um die nämliche Stunde da ich mein Herzklopfen bekam, von einer unerklärlichen Angſt befallen worden: „ich ſei geſtorben“, — kein Troſt, kein Zuſpruch hatte ſie beruhigen können, bis ich ſelbſt erſchien und wir unſere Abenteuer austauſchend, endlich mit Hamlet übereinkamen, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gebe, als unſere Schulweisheit ſich träumt.

Eine der erſten Vorſtellungen auf unſerer Magdeburger Bühne war ein gegenwärtig mit wahrem Unrecht hintangeſetztes einactiges Trauerſpiel von Leſſing: „Philotas“, deſſen Titelrolle ich mir ausgeſucht. Bei aller Beſcheidenheit konnte ich mich doch des ſchmeichelhaften Gedankens nicht erwehren, daß ſo leicht kein deutſcher Schauſpieler es mir nachthun würde, zu derſelben Zeit den greiſen Nathan und den ſechszehnjährigen Philotas zu ſpielen. Freilich war ich trotz aller Sorgfalt und Kunſt der Kleidung wie des Spiels doch wohl nicht ganz der junge kriegeriſche Held; allein zurückſtoßend glaube ich nicht geweſen zu ſein. Den jugendlichen Ton zu treffen,

mich hurtig und gewandt zu bewegen — darauf wendete ich allen Fleiß und emſigſtes Studium, ſo daß ich wenigſtens ſicher war, nichts ganz Verfehltes zu bieten.

Am 12. November machte ich trotz des letzten Fiascos auch wieder einen Verſuch als Schriftſteller, oder vielmehr als Ueberſetzer, indem ich Dieulafris Luſtſpiel: „Défiance et malice“ unter dem Titel: „Der beſtrafte Argwohn“ auf die Bühne brachte. Die Arbeit — bei der ich meinen Namen ſtreng geheim gehalten hatte — gefiel ſehr, was mir einige Genugthuung gewährte. Auch machte es mir Freude, daß mein Studium der franzöſiſchen Sprache, mit dem ich erſt vor acht Monaten begonnen hatte, mir ſchon jetzt ſo angenehme Früchte trug.

Den Februar benutzte ich zu einer Gaſtſpielreiſe nach Stettin, wo ich herzlich empfangen und herzlich wieder entlaſſen wurde, ſo daß ich ſchöne Tage dort erlebte. Auf der Hinreiſe verweilte ich einen Tag in Berlin und machte hier dem Collegienrath von Kotzebue meine Aufwartung, der mich ſehr liebenswürdig aufnahm.

Ich fand in ihm einen feinen Weltmann; auch ſeine Frau, der er mich ſogleich vorſtellte, war ſehr gütig gegen mich. Wir ſprachen viel über den Vortrag von Jamben auf der Bühne, und Kotzebue war mit mir der Meinung: daß der Vers hörbar anklingen müſſe. Er bearbeitete eben die „Schule der Frauen“ nach Molière, wobei er meinte: die Art, dieſes Luſtſpiel in deutſche Knittelverſe zu bringen, ſei die einzig mög-

liche, um das Komiſche des Stücks und die Verſification der Franzoſen in der Ueberſetzung wieder zu geben.

Iffland ſuchte ich Abends im Theater auf. Gütig wie immer, erzählte er mir, wie der König ſo eben ſeinen Entwurf einer allgemeinen Penſionsanſtalt für das Nationaltheater gebilligt habe, und wie deshalb fortan eine Controle über den künſtleriſchen Werth der Schauſpieler geführt werden ſolle, nach welcher dereinſt die Größe der Penſion bemeſſen werden würde — eine Idee, welche freilich, ſo viel ich weiß, weder in Berlin, noch irgendwo anders wirklich ausgeführt worden iſt.

Ueber dem Geplauder mit Iffland verſäumte ich den erſten und zweiten Act des „Hamlet", der an dieſem Abend, und zwar in neuer Geſtalt, nämlich in der Ueberſetzung A. W. Schlegels gegeben wurde. Dieſe intereſſirte mich außerordentlich, ich fand aber doch, daß ſie entſchieden nicht auf die Bühne gehöre — ein Urtheil, von dem ich auch jetzt, bei reiferen Jahren, im Weſentlichen nicht abweiche. Wortgetreu überſetzt, kann Shakeſpeare nur den Denker befriedigen, nicht den Zuſchauer im Theater; ja, ich bin überzeugt, lebte der große Dichter jetzt, er ſelbſt würde der Erſte ſein, ſeine Stücke den Forderungen der modernen Bühne anzupaſſen.

Dieſer „Hamlet" mit ſeinen zwanzig und einigen Verwandlungen zerſtörte jede Illuſion; um ſo mehr, als einige Proſpecte hängen blieben und bei einer Verwandlung ein hal-

des Dutzend unverſehens ſichtbar gewordener Damen mit aufgehobenen Röckchen eiligſt in die Couliſſe lief.

Die Aufführung ſelbſt war mittelmäßig. Namentlich mißfiel mir der Hamlet, der ſeine Rolle mit geradezu beleidigender Kälte ausführte; und giebt es eine reizbarere Seele, als die des Hamlet? Wahre Schwermuth fehlte ihm durchaus; er war höchſtens ein Brummbär, eigenſinnig und ſtarrköpfig. Völlig verfehlt war die Ermordung des Oldenholm, oder wie er hier hieß, des Polonius im vierten Acte. Die bedächtige Seele Hamlets, die ſich aus Furcht, der Geiſt ſei ein böſer Dämon, vier Acte lang gegen die Ermordung des Königs geſträubt hat, — dieſe Seele iſt noch erfüllt von der durch das Schauſpiel ſo gut als völlig erhärteten Gewißheit über die Ruchloſigkeit des Claudius. So kommt Hamlet zu ſeiner Mutter; durch die Wendung, die das Geſpräch gleich anfangs erhält, wird ſein Gemüth noch ſtürmiſcher aufgeregt. Haß, Rache, Verachtung — alle Leidenſchaften ſprechen aus ihm; in dieſer Aufregung, wo die eigene Mutter gegen ihn um Hilfe ruft und Oldenholm verſteckt antwortet — nur in dieſer ungeheuren Aufregung kann Hamlet den raſchen Entſchluß faſſen, den Antwortenden, den er fälſchlich für den König hält, zu ermorden. Gedanke und That ſind bei ihm eins, und zwar folgen ſie ſo blitzſchnell auf einander, daß er nach des Dichters Vorſchrift durch die Tapete ſticht.

Was that unſer Berliner Hamlet?

Kalt und gleichgiltig ging er zur Thür, öffnete ſie, zog

dann in aller Ruhe ſeinen Degen und verübte den Mord! — Ein gröberer Mißgriff iſt kaum denkbar.

Da ich die Nacht zur Fahrt benutzte, ſo langte ich am nächſten Tage zeitig in Magdeburg an. Der Frühling ging dort nach alter Weiſe hin; im Juni kam der Regiſſeur Opitz von Dresden auf kurze Zeit zu uns, um Gaſtrollen zu geben.

Während der Anweſenheit dieſes Künſtlers paſſirte im Theater ein unerhörter Vorfall. Längſt ſchon beſtand unter der Geſellſchaft eine gewiſſe Gährung; Unzufriedenheit der Actionäre mit dem pecuniären Ertrage des Theaters trat dazu, kurz, die Verhältniſſe kamen allmählich in's Schwanken.

Am 9. Juni nun, nach der Vorſtellung des Goldoniſchen Luſtſpiels „Der Lügner", hatte ein Unzufriedener die Stirn, ſich von ſeinem Sitze zu erheben und mit lauter Stimme die Anforderung zu ſtellen: „Herr Regiſſeur Schmidt ſolle erſcheinen." Ich trat vor den Vorhang und hörte mich gefragt: „wie man dem Schauſpieler Möller die Rolle des Florindo hätte übertragen können?" Obwohl durch das Unerwartete dieſer Interpellation etwas aus der Faſſung gebracht, entgegnete ich doch feſt: „daß der Directionscirkel die Vertheilung der Rollen zu beſtätigen habe, weshalb ich nicht dafür verantwortlich ſei. Ueberdies habe Herr Opitz ſelbſt der in Rede ſtehenden Beſetzung zugeſtimmt, da Herr Möller für die Partie des Florindo eine ſehr glückliche Individualität mitbringe."

Oefteres Beifallsrufen unterbrach dieſe Rede, man entließ mich endlich mit lautem Bravo. Der Vorfall hatte nach

keiner Seite hin weitere Folgen, er zeigt aber, mit wie mißtrauiſchem Auge das Publicum ſchon damals das Inſtitut zu betrachten begann.

Was unſern Gaſt, Herrn Opitz betrifft, ſo war er ein Dutzendſchauſpieler vom reinſten Waſſer, nämlich ein ſolcher, der in keiner Rolle Hervorragendes leiſtete, ohne jedoch in einer geradezu zu ſtören. Seine Tugenden ſind erſchöpft, wenn man ihm nachrühmt, er habe gut, oder wenigſtens leidlich memorirt, habe auf der Bühne nichts gradezu Sinnwidriges gethan (wiewohl als Hamlet oft geſprochen!) und im Uebrigen in Rollen geglänzt, die ſich, wie man zu ſagen pflegt, „von ſelber ſpielen“. Wie leicht man aber der Menge böhmiſche Steine für Brillanten verkaufen kann, wenn man ſich durch couliſſenreißeriſche Kunſtgriffe in 'einen gewiſſen Nimbus hüllen mag, das zeigte ſich auch hier, denn Herr Opitz fand Beifall, ja, am Schluſſe ſeines Gaſtrollencyclus lohnte ihm ſogar ein Hervorruf! Ich konnte in das allgemeine Urtheil nicht einſtimmen, ſondern fand das Spiel wie die Geſten des Fremden höchſt bedeutungslos; ſeine Leiſtung ſchien mir dem Abhaspeln eines auswendig gelernten Penſums zu gleichen; alles war äußerlich, gemacht, keine Spur von Geiſt und Originalität.

Das möglichſt vollſtändige Aufgehen der Perſönlichkeit des Darſtellers in den vorzuführenden Charakter war es aber, was ich zeitlebens als die höchſte Aufgabe unſerer Kunſt angeſehen habe. So konnte es mir denn freilich einſt in Mag-

deburg begegnen, daß ich mit einer Lieblingsfigur von mir, dem Antoine in dem Schauſpiel „Jean Calas“, mich ſo völlig identificirte, daß ich bei Bavaiſſes Worten: „Ich will Dir Deine verlorene Jugend, die Freuden Deiner Kindheit wiedergeben!“ plötzlich heftig zu ſchluchzen begann; meine ganze Seele war aufgelöſt, ein Thränenſtrom rann über meine geſchminkten Wangen. Als der Auftritt zu Ende war, machte ich mir freilich heftige Vorwürfe, daß die Kunſt ſich ſo hatte von der Natur entwaffnen laſſen, während dieſe doch unbedingt unter der Herrſchaft jener ſtehen ſoll.

Bald nach Opitz' Gaſtſpiele errang ich einen neuen literariſchen Erfolg: „Das Portrait des Cervantes“, ein Luſtſpiel in drei Acten, von mir nach dem Franzöſiſchen überſetzt, gefiel trotz einer ſpottſchlechten Aufführung. Die lieben Collegen plapperten ihre Rollen — wiewohl das Weſen einer Luſtſpielaufführung auf der Geſchwindigkeit des Zuſammenſpiels beruht — papageienartig dem Souffleur nach; ſo hatte man doch Comödie geſpielt! „Um neun Uhr iſt ja doch alles aus!“ iſt das Motto dieſer Leute. Gott, was für Schauſpieler giebt es! Keine Ahnung haben ſie, wie es in der Welt zugeht; daß Bauer und Miniſter einander nicht am Aermel zupfen dürfen, ſollte man doch wiſſen, wenn man „Menſchen“ darſtellen will!

Feinheiten ſind leider freilich nur zu oft Caviar für das Volk; ich ſah es wieder ſo recht, als am 13. Auguſt die berühmte Sängerin Madame Mara ein Concert gab. Kunſt-

fertigkeit, Stärke und wunderbar ſeelenvoller Klang des Tons waren hier zum ſchönſten Bunde vereinigt, dazu ſang ſie ohne alle Affectation. Ihre theoretiſchen Kenntniſſe waren enorm; von jeher hatte ſie danach getrachtet, das Schwerſte gleich vom Blatte zu ſingen; ſie pflegte ſich daher die ſchwierigſten Violinconcerte auszuſuchen, um ſolche prima vista mit ihrem Inſtrumente, der Kehle, auszuführen. Charlatanerieen aber huldigte ſie ſo wenig, daß die guten Magdeburger beinahe gar kein Beifallszeichen laut werden ließen! Nun, die Mara wird ſich durch den Caſſenrapport getröſtet haben; die Einnahme betrug 522 Thaler.

Im neuen Jahre brachten wir unſerm Publicum ſogleich eine Gabe vom höchſten Werth, nämlich Schillers „Braut von Meſſina", zum erſten Male bei uns aufgeführt am 13. Januar 1804. Seit Langem war ich mit einer Vorſtellung nicht ſo zufrieden geweſen, wie dieſes Mal. Jedweder ſchien wenigſtens eine Ahnung von der Erhabenheit dieſer Tragödie zu empfinden.

Ich ſelbſt überzeugte mich, daß die Einführung des Chors in die ſtylvolle Trauerſpieldichtung unter gewiſſen Bedingungen von hinreißender Wirkung, ja, ganz an ihrer Stelle ſei. Ebenſo erlebte ich — oder vielmehr, meine unter den Zuſchauern befindliche Gattin — den entſchiedenen Beweis, daß der Chor auf das Gemüth jedes ſinnigen Hörers den mächtigſten Eindruck macht. Eine Frau aus dem guten, mittleren Bürgerſtande — keine ſchöngeiſtige oder blauſtrümpfige Halb-

wiſſerin — ſagte nach dem Abtreten des Chors (der damals Allen eine völlig unerwartete Erſcheinung war): „Ah, nun merke ich! Die ſagen ſo, was man wohl denkt!“ Spricht dieſe naive Bemerkung nicht Schillers ganzes „Vorwort“ aus?

Den Eiferern wider den Chor, den Regel-Händlern, die ſich in ihrer Beſchränktheit ſo gefallen, daß ſie nicht weiter ſehen *wollen*, als ihr Auge reicht, möchte ich mit dem Chor ſelber zurufen:

„Das Geſetz iſt der Freund der Schwachen;
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen!“

Wären nicht Schillers und Goethes geniale „Regelwidrigkeiten“ gekommen — wie ſähe es um Deutſchlands Literatur und Theater aus!

Mit der Darſtellung meines „Don Caeſar“ war ich zufrieden; eine große Seltenheit bei mir, ſobald es ſich um die Aufführung eines neuen Stückes handelt. Gewöhnlich beſchäftigt mich da das Ganze zu ſehr, und darüber vernachläſſige ich den Theil, den ich zum Ganzen zu liefern habe.

Leider wurden die beſſeren Vorſtellungen jetzt bei uns immer ſeltener; die Disciplin lockerte ſich in bedenklicher Weiſe; ſchamloſe Intriguen halfen, ſie völlig zu untergraben. Es kam vor, daß Schauſpieler ſich ſo betranken, daß ſie Abends, ſtatt ſich in der Garderobe einzufinden, um ſich zu kleiden, in ihrem Bette ſchnarchten. Ich erinnere mich eines Falles, wo ich ſelbſt in verzweifelter Wuth zu einem ſolchen Trunkenbolde

hinſtürzte; was ſollte ich aber ſagen, wenn mir die Gattin dieſes Würdigen mit der unter heißen Thränen hervorgeſchluchzten Verſicherung entgegentrat: „ihr Mann habe einen plötzlichen Anfall von Irrſinn bekommen und ſchlüge Alles zu Boden, was ſich ihm nähere!“ Ich unternahm dennoch das Wageſtück, zu ihm zu gehen, und fand den Mann — ſinnlos betrunken. Um ihn beſtrafen zu können, ließ ich einen Arzt kommen, der dieſe Thatſache atteſtiren mußte.

Man ſchreibt und ſpricht wohl viel Schlechtes über unſern Stand, dem freilich oftmals Unrecht geſchieht, — aber bei Licht beſehen, taugt das Komödiantenvolk meiſt in der Wurzel nichts.

Sollte ich doch auch um eben dieſe Zeit ein rechtes Freundſchaftsſtückchen von einem biederen Collegen erfahren! Freund Fabricius, der ſchon lange mit Neid auf meine begünſtigte Stellung geblickt, hatte nicht geruht, bis er es durch Intriguen dahin gebracht hatte, daß ihm unter dem Vorwande, mich zu entlaſten, ein Theil der Regie übertragen wurde, was natürlich zur großen Freude Hoſtovkys die Folge hatte, daß ich mein Amt ſofort gänzlich niederlegte. Fabricius und Hoſtovky, par nobile fratrum, konnten wenigſtens gegenſeitig nicht über ihre Unfähigkeit Klage führen, denn ſie verſtanden Beide nichts von der Sache, wie ja auch ſpäter ihre verunglückte Directionsführung genugſam dargethan hat. Das Amt eines Regiſſeurs iſt wahrlich nicht leicht; ein ſolcher muß in allen Zweigen der dramatiſchen Literatur ſattelfeſt ſein und die mit dieſer ver-

wandten Wiſſenſchaften mindeſtens als Dilettant kennen; die franzöſiſche Sprache muß er ganz, die engliſche und italieniſche wenigſtens in ihren Grundzügen inne haben. Nächſtdem habe er eine Ueberſicht vom ganzen mechaniſchen Theile des Theaters, ſowohl in Hinſicht auf das kleinſte Setzſtück, als auf die Tracht jeder Nation; endlich beſitze er ein gutes Gedächtniß, um ſtets das Ganze im Auge behalten und ſelbſtthätig überall eingreifen zu können. Dieſe Forderungen erfüllte aber weder Herr Fabricius, noch Herr Hoſtovsky.

Es iſt wahr, wäre ich minder reizbar geweſen, der Conflict wäre nicht gekommen, hätte nicht gleich ſo acute Geſtalt angenommen. Dennoch aber habe ich mir über mein Verhalten nie einen Vorwurf gemacht. Länger denn ſieben Jahre hatte ich das Intereſſe der Direction uneigennützig, unverdroſſen nach meinen Kräften verwaltet; hätte das Weſen mir eigenthümlich zugehört, ich hätte ihm nicht treuer, nicht ſorgſamer vorſtehen können. Bei magerem Gehalt hatte ich Freud' und Leid mit der Direction getragen, hatte ihr als Regiſſeur im Ganzen 293 Stücke in Scene geſetzt, ihr dabei als Schauſpieler weſentlich genützt, ja, als Dichter mit dem „Sturm von Magdeburg" allein mehrere Tauſend Thaler für ſie verdient. Wie verzeihlich iſt unter dieſen Umſtänden ein geſteigerter Grad von Selbſtgefühl!

Die letzte Vorſtellung unter meiner Regie war „Nathan der Weiſe"; daß der Zufall grade dieſes Stück an die Scheidegrenze meiner gewohnten Thätigkeit ſtellte, war mir ſehr lieb.

Am Tage nach dieſer Vorſtellung ſtand ich vor dem Richter. Die Sache war aber ſehr unverfänglich für mich; ich war als Zeuge in einer vom Theater gänzlich unabhängigen Sache vorgeladen und würde auch kaum noch daran denken, hätte ich nicht an dieſem Tage meinen erſten Eid ſchwören müſſen.

Auch dieſe Handlung fand ich, wie die meiſten kirchlichen oder religiöſen Ceremonien, zur leeren Förmlichkeit herabgeſunken. Während einige Referendarien in den Acten blätterten, Stadtneuigkeiten beſprachen u. ſ. w., wandte ſich einer derſelben zu mir und las mir die Eidesformel, welche ich nachzuſprechen hatte, ganz mechaniſch und ausdruckslos vor.

Was könnte, was müßte der Eid bewirken, wenn er ernſter, würdiger aufgefaßt würde! Man führe — ſo denke ich mir das Ideal dieſer Sache — den Eidesleiſter in ein ſchwarz ausgeſchlagenes, durch wenige Lichter ſparſam erhelltes Zimmer; der Richter beſitze die Gabe der höchſten Beredtſamkeit. Mit Wärme erkläre er den Zweck des Eides, ſage, wie ſchändlich und unwürdig es ſei, überhaupt die Wahrheit zu verletzen, wie tief aber der Menſch geſunken ſein müſſe, der die Unwahrheit noch durch einen Eid erhärte. Alle Drohungen mit künftigen Strafen laſſe man fort; wer an ein Gericht nach dem Tode nicht glaubt, (und Glauben läßt ſich nicht erzwingen!) verlacht die Drohung als eine leere; wer aber daran glaubt, wird ohnehin, und namentlich wenn er ſich noch der weltlichen Strafen für den Meineidsfall erinnert, die Wahrheit ſagen.

Das beſte Mittel, falſche Eide zu verhüten, liegt aber unſtreitig in der Hand der bürgerlichen Geſellſchaft. Jeder Meineidige werde — ſobald ſein Frevel kund wird — von ſeinen Mitbürgern geflohen, geächtet; jede Zunft, jede Innung, jeder Clubb ſchließe ihn von ſich aus, er ſei vogelfrei! Ginge dieſer Grundſatz in Fleiſch und Blut der Geſellſchaft über — wie viel Unheil würde da verhütet!

Ende März erbat und erhielt ich einen kurzen Urlaub, den ich benutzte, meine Eltern in Hannover zu beſuchen. Frau und Kinder waren mit von der Partie. Wir nahmen den Weg über Braunſchweig und Hildesheim, aber die Landſtraße war bodenlos; wir blieben gewiß ein Dutzend Male ſtecken, hatten jedoch immer das Glück, daß ein vorüberfahrender Poſtillon oder ein zufällig des Weges kommender Bauerwagen ausſpannte und uns aus der Klemme half.

In Hildesheim ſah ich zum erſten Male in meinem Leben eine Proceſſion, die damals, als das bis zur Säculariſirung (im Jahre zuvor) unermeßlich reich geweſene Bisthum noch in faſt ungeſchmälertem Glanze ſtrahlte, höchſt pomphaft ausfiel; es folgten dem Fürſtbiſchof nicht weniger als vierzig und einige Domherren, ungerechnet die Canonici, Vicarien, den Propſt und den Dechanten. Vorangetragen wurde von einem als Chriſtus verkleideten Bauerburſchen das Kreuz; er bekam für dieſe Mühe, wie mir ſpäter ein Domherr ſagte, neun gute Groſchen Conventionsmünze.

Eine lange Reihe von Landleuten und ärmeren Bürgern,

ſ. g. „kleinen Leuten", ſchloß ſich der Proceſſion an; vornehmere, gebildetere Katholiken fehlten gänzlich. Ich will über den in Rede ſtehenden Religionsgebrauch als ſolchen nichts ſagen; daß das gemeine Volk eine ſinnliche Religion haben will, daß es den Abſichten des fanatiſchen Clerus durchaus entſpricht, den Cultus der Sinne um jeden Preis zu befördern, freies Forſchen und Denken aber zu hindern, weiß Jedermann. Aber Wunder nahm es mich doch, als ich ſah, daß es dem Volke offenbar ganz gleichgiltig blieb, wenn es bemerkte, wie die Gebildeten, Vornehmeren ihrer Religionsgenoſſen ſich von den leeren Gebräuchen völlig fern hielten und dadurch ihre Geringſchätzung ſolcher Aeußerlichkeiten deutlich zeigten. Ob den Bauern denn niemals der Gedanke kam, daß eine Sache, wie dieſe Proceſſion, deren ſich die beſſer unterrichteten Katholiken offenbar ſchämten, unmöglich eine vernünftige und gute Sache ſein konnte?

Solchen Fragen nachdenkend oder darüber mit meiner Frau plaudernd, erreichte ich mit meinen Lieben endlich die theure Vaterſtadt, welche ich ſeit acht Jahren nicht geſehen hatte. Vor den Thoren derſelben erwarteten mich ſchon zwei meiner Schwäger; ſie ließen den Wagen Halt machen und luden uns ein, mit ihnen einen Morgenimbiß auf dem Döhrener Thurme zu nehmen — einem Wirthshauſe nahe vor Hannover. Wer ſchildert unſere freudige Ueberraſchung, als wir in die Gaſtſtube traten und meine ganze Familie dort verſammelt fanden!

Alle ſahen gottlob wohl und blühend aus; wie aber ſoll ich den Empfang beſchreiben, der mir von meinem alten Vater zu Theil wurde! Gleich einem Jüngling trat der ſechs- undſiebenzigjährige Greis mir entgegen; mit welchen Gefühlen ſtürzte ich in ſeine Arme! Wie dankte ich Gott für die Fülle von Geſundheit, die er dem alten Manne geſchenkt hatte!

Nicht minder herzlich als ich ſelbſt ward auch meine Frau empfangen, die im Augenblicke Aller Herzen gewann. Mit dem ſehnſuchtsvollſten Entzücken aber riß der Vater ſein Pathenkind und Enkelchen, meinen dreijährigen Philipp, in ſeinen Schooß! Den ganzen Tag kam der kleine Schlingel nicht mehr von Großpapas Knieen, die ihn gar luſtig zu ſchaukeln wußten.

Nachdem der Morgenimbiß eingenommen worden, legten wir endlich die kurze Strecke Weges zurück, die uns noch von Hannover trennte.

Ich fand die Stadt von Franzoſen occupirt, die den Einwohnern eine überaus drückende Laſt waren. Obwohl der Général commandant en chef officiell bekannt gemacht hatte, daß der Wirth ſeiner Einquartierung nichts als das Salz zu liefern und ihr, auf Verlangen, das Eſſen zu kochen habe, ſo beanſpruchte der gemeine Soldat doch erſtlich Caffee, ſodann ein tüchtiges Frühſtück, Gemüſe zu dem viertel Pfund Fleiſch, das er täglich vom Regimente bekam u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. — Ja, es war in dem Nachbarhauſe mei-

nes Vaters, wo ich während meines Beſuchs Wohnung gefunden hatte, vorgekommen, daß der Franzoſe meiner Wirthin unter Drohungen die Gabel vor die Füße geworfen hatte, „weil ſie nicht rein geputzt ſei;“ ein andermal hatte er das Eſſen ſammt dem Kochgeſchirr zum Fenſter hinausgeſchleudert, da es ihm nicht fett genug geweſen war. Der Hausherr hatte ſich deßhalb bei der (aus Hannoverſchen Bürgern gewählten) Municipalität beklagt, mit dem Bemerken: daß der Soldat mit dem ihm vorgeſetzten Eſſen, an welchem auch die eigene Familie des Quartiergebers ſich ſättige, doch um ſo mehr zufrieden ſein dürfe, als er nur Salz zu fordern habe. Statt aber gegen Unverſchämtheiten der Occupationstruppen Abhilfe zu gewähren, hatte der Municipalrath nur ein Achſelzucken zur Antwort gehabt. „Das iſt Alles ganz wahr“ lautete der immer wiederkehrende Refrain bei ähnlichen Klagen, „aber ſehen Sie zu, daß Sie mit den Leuten in Güte fertig werden.“ Daß eine große Anzahl Hannoverſcher Bürger unter ſolchen Umſtänden ihre Vaterſtadt verließ, konnte mich nicht befremden.

Recht intereſſant war für mich das Schauſpiel einer Parade, der ich beiwohnte, und bei der die Generalität — darunter der ſpäter ſo berühmt gewordene Berthier — wie bei uns der König, nebſt Suite erſchien. Muſik empfing ſie und das Wirbeln von Trommeln, welche mir auffielen, weil ſie kaum halb ſo groß waren, wie die preußiſchen. Sehr ſtattlich ſahen die Uniformen aus, die ganz neu und von billig-

ſtem Tuche waren; man hatte es nämlich in Hannover — erbeutet.

Die vielgeprieſene „Egalité“ der Franzoſen bemerkte ich übrigens unter den Soldaten der Republik (dies war Frankreich damals noch) durchaus nicht; der Gemeine präſentirte, wie bei uns, vor dem Officier; außer dem Dienſte entblößte er das Haupt. Auch ſah ich nie Officiere und Gemeine zuſammen gehen, was von deutſchen unklaren Köpfen, die ſich als Schwärmer für die republikaniſche Staatsform aufſpielten, ſtets behauptet worden war. Selbſt im Theater markirte ſich der Unterſchied des Ranges ganz bedeutend; der Officier ging in den Reſtaurationsſaal und erfriſchte ſich, der Gemeine oder Unterofficier hingegen betrat dieſen Raum nie, ſondern trank an einer fliegenden Punſchbude, die ſich auf dem Corridor befand, ſeinen Rum oder Arrac.

Die Frechheit der Soldaten gegen die Hannoveraner beſchränkte ſich aber nicht auf das Quartier und die Zeit außer Dienſt; man erzählte von einer Inſulte, die dem alten General Wangenheim, der in Oſtindien ſo brav gedient hatte, an einer öffentlichen Stelle begegnet war. Der franzöſiſche Höchſtcommandirende, General Deſolles, hatte nämlich eines Abends Empfang, zu dem ſich auch Wangenheim einfand; als dieſer den aufgeſtellten Doppelpoſten paſſirte, präſentirte die eine Wache vor der Hannoverſchen Uniform, aber nicht etwa ernſthaft, ſondern ſpielend und gleichſam wie zum Hohn, während der zweite Poſten, der nicht präſentirte, über die

Narrethei ſeines Kameraden dem General Wangenheim grade in das Geſicht lachte. So trieb es die „große" Nation, die Generalpächterin der Höflichkeit und anderer Cardinaltugenden, anno 1804 in Deutſchland!

Unterdeſſen nahte mein Urlaub ſeinem Ende, und der Tag kam, an welchem der Valetbiſſen gegeſſen werden mußte. Ich fürchtete die Trennung vom Vater, daher ſchied ich ſchnell ... mein Auge aber konnte ich nicht eher von ihm wenden, als bis das raſche Gefährt uns von dannen geführt hatte.

Den Rückweg nahmen wir über Helmſtädt, und hier, wo wir einen halben Tag Raſt machten, benutzte ich die Zeit, um den berühmten Hofrath und Profeſſor Beireis aufzuſuchen. Meine Frau begleitete mich auf dem Gange zu dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit, die ja auch auf Goethe einen ſo ſtarken Eindruck gemacht hat.

Mit zuvorkommender Freundlichkeit zeigte uns Beireis einen Theil ſeines ſeltenen Kunſtcabinets; die größte Merkwürdigkeit war ihm aber gar nicht einmal bekannt: er war es nämlich ſelbſt. Sein Aeußeres war altmodiſch, mindeſtens um ſiebenzig Jahre zurück; er trug eigenes, ſtark gepudertes Haar und zwei aufgeſteckte Locken an jeder Seite, die ihm fortwährend um die Ohren flogen. Er zählte 74 Jahre; deſſenungeachtet war er von außerordentlicher Lebhaftigkeit. Mehr als zwanzig Mal ſprang er von einer Erzählung ab, um ein Kunſtwerk u. dergl. zu erklären, aber immer nahm

er den erſten Faden richtig wieder auf. Wir beſchäftigten uns vorzüglich mit ſeinen Gemälden. Er hatte die Schwachheit, vorzugeben, daß alle ſeine Stücke Originale ſeien und Könige und Kaiſer darum gefeilſcht hätten. Dabei beſaß er eine außerordentliche Selbſtliebe; viel that er ſich auf einen Prolog zu Gute, den er zu irgend einer Gelegenheit extemporirt hatte u. ſ. w. Auch wollte er eine Oper componirt haben, und was dergleichen Schnurren mehr waren. Ein ſchätzenswerther Mann war er bei alledem, voll reeller Kenntniſſe, dabei ein ſehr freundlicher Wirth. Er regalirte uns mit Caffee und bedauerte, nicht mehr thun zu können, da ihn um ſechs Uhr das botaniſche Collegium, das er der Jahreszeit wegen nicht ausſetzen dürfe, abriefe. Sein Bedienter durfte von den Fremden kein Geld nehmen, weil er ihn gut geſtellt, ja, noch teſtamentariſch für ihn geſorgt hatte. Zu den ärmſten Kranken ging Beireis ſelbſt, oft mitten in der Nacht. Nur von den Reichen ließ er ſich bezahlen. Dies Zeugniß gab ihm unſer Wirth, und darum war es um ſo unverdächtiger. — Wir ſahen im Hauſe des Profeſſors einen Rafael: „Chriſtus, nach ſeiner Auferſtehung das Brot brechend", ein Meiſterſtück der Malerei, von welchem der Beſitzer erzählte, daß es einſt ein Hund angebellt, und ſpäter abermals ein anderer Hund das Nämliche gethan habe. „Deshalb" ſagte er, „muß es wohl die höchſte Täuſchung erregen." Seufzend ſetzte er hinzu: „So weit iſt es nun, Hunde darf ich nicht mehr in's Haus laſſen! So weit iſt es!" —

Er hatte dieſes Stück im Entrée ſtehen und ſagte, er ſtärke ſich an deſſen Anblick, wenn er von ſeinem Tagewerke erſchöpft nach Hauſe komme. Außer dem Rafael beſaß Beireis noch eine heilige Katharina von Correggio, gleichfalls ein wunderherrliches Bild.

Dann ſahen wir drei Automaten, die Herr von Vaucanſon angefertigt: einen Flötiſten, einen Trommelſchläger und Pfeifer zugleich, und eine Ente, die fraß und verdaute, jede Bewegung einer natürlichen Ente nachahmend. Der Flötenſpieler bewegte ſelbſt die Lippen nach Maßgabe des Tones; bald ſpitz, bald eng, bald weit. Man erſtaunte über die Größe des menſchlichen Verſtandes und Fleißes, der Solches geſchaffen.

Auch eine Rechnenmaſchine, von einem Paſtor unweit Stuttgart verfertigt, war merkwürdig; man konnte hier die vier Species beliebig arbeiten laſſen. Wir operirten mit einer Summe von zehn Millionen, die in einem Augenblick addirt und ſubtrahirt ward. — Mit der Empfindung des höchſten Staunens nahmen wir Abſchied von Beireis und deſſen Merkwürdigkeiten.

Meine Antrittsrolle in Magdeburg nach meinem Wiedereintreffen war der Macbeth. Zum erſten Male entdeckte ſich mir der Unterſchied zwiſchen der gegenwärtigen Regie und meiner früheren in erſchreckender Deutlichkeit. Trompetenſtöße, Signale, Glockenläuten und ähnliche Zeichen kamen, ſoweit der Dichter ſie vorgeſchrieben hatte, allerdings richtig zu Ge-

hör, aber Alles, was er nicht vorgeſchrieben hatte, fehlte — und wie viel fehlt dann nicht in einer Vorſtellung! Da ſah man z. B. nichts von Etikette und Ceremoniell an der Königstafel oder im Gefolge Duncans bei deſſen Kommen und Gehen; alle dieſe und ähnliche Feinheiten mangelten.

Und bei ſolchen Zuſtänden hatte die Direction noch den Muth, Iffland zu Gaſtrollen einzuladen! Er machte auf der Rückreiſe von ſeiner und meiner Vaterſtadt Hannover längere Zeit Raſt in Magdeburg; ich ſchwelgte in genußreichſten Stunden, die mir ſein Spiel, ſeine Unterhaltung verſchafften. Nach Hannover war er geeilt, um dort am 19. Mai unvermuthet zum Namenstage ſeiner Schweſter und zum ſilbernen Hochzeitsfeſte ſeines Bruders, des Stadtdirectors von Hannover einzutreffen — eines Bruders beiläufig, der den um zehn Jahre jüngeren Auguſt Wilhelm, den Künſtler, in der Jugendzeit ziemlich hart behandelt hatte. Aber Iffland war viel zu verſöhnlich, um dies ſpäter noch in der Erinnerung zu behalten; ſein ſtark entwickelter Familienſinn, einer der ſchönſten Züge ſeines im tiefſten Grunde edlen Charakters, hätte kein Schmollen gelitten.

So war er denn auch jetzt nach Hannover gereiſt, um die Seinen zu überraſchen. Peinlich ängſtlich hütete er das Geheimniß ſeiner Ankunft zu dem frohen Familienfeſte, welches es zu feiern galt: „an der Herzenswonne des plötzlichen Einbruchs liegt mir Alles, Alles, Alles!“ ſchrieb er mir.

In reichſtem Maße hatte er ſie gekoſtet, dieſe Herzens-

wonne, und beglückt, beſeligt in dem Gedanken an die ſoeben durchlebten ſchönen Tage, traf er am 23. Mai bei uns ein und trat am 25. zuerſt als Wallenſtein in den „Piccolomini“ und „Wallenſteins Tod“ (am 26. Mai) auf. Es herrſchte nämlich damals noch auf den deutſchen Bühnen die gute Gewohnheit, ein von dem erſten Dichter der Nation als zuſammengehörig hingeſtelltes Ganzes auch beiſammen zu laſſen, nicht aber „Wallenſteins Tod“ abgetrennt, ohne die „Piccolomini“ zu geben. Später riſſen gewiſſenloſe Theaterroutiniers, welche nichts anerkennen, was nicht in ihre armſelige Schablone paßt, die herrliche Dichtung pietätlos auseinander und verwieſen die „Piccolomini“ als „bühnenwirkungslos“ (d. h. es ſind keine Schreirollen und Paradepferde darin) in die Rumpelkammer der Archive. Was Schiller! Was Claſſicität! Was Achtung vor dem Genie des Dichters! Wir wiſſen das beſſer; es lebe die Couliſſenreißerei, das hohle, hohlköpfige Comödiantenthum!

Iffland — wie jedem redlich denkenden Künſtler — waren ſolche Manöver ein Greuel. Ihm galt die Sache, nicht die Perſon; ſo war es wenigſtens damals noch mit ihm, wenn auch ſpäter ſein vieles Gaſtiren an dieſem Sachverhältniß gerüttelt haben mag. Er war Virtuos im Gaſtreiſen; ſcheute er als Königlicher Schauſpieldirector mit 6000 Thalern Gehalt ſich doch nicht, ſelbſt an kleinen Orten, wie in Halle u. ſ. w. Declamatorien zu veranſtalten, in denen er den Wernerſchen Luther und den zercomponirten Weber-

Schillerſchen „Gang nach dem Eiſenhammer“ vortrug! Bei ſeiner anſcheinend unverwüſtlichen Geſundheit (der er denn auch in der That zu viel zugemuthet hat, ſo daß ſie brach) war es ihm ein Leichtes, wie er es damals in Magdeburg that, vom 25. Mai bis 15. Juni zweiundzwanzig Abende hinter einander aufzutreten und fünfundzwanzig Rollen (darunter zwei Schillerſche und eine Leſſingſche) zu ſpielen. Daneben mußte er doch auch den Proben mit beiwohnen, und immer lag die Laſt einer ausgebreiteten Correſpondenz auf ſeinen Schultern.

Iffland bekam für zwölf Rollen zweihundertvierzig Stück Friedrichsd'or; außerdem hatte er freies Logis, beſtehend aus einem Wohn- mit anſtoßendem Empfangszimmer, einem Schlafzimmer mit zwei Betten und noch einem Zimmer mit einem Bett. Viſiten machte er ſehr wenig, Diners vermied er ganz und Soupers meiſtentheils, außer etwa im engſten Kreiſe, wie ich denn die Freude hatte, den großen Künſtler am 31. Mai nach der Vorſtellung des meiſterhaft von ihm geſpielten Eſſighändlers bei mir zu ſehen.

Wie ſehr mir der treffliche Mann nach ſeinem Scheiden fehlte, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen. Aber auch ich — ſo durfte ich mir ſchmeicheln — war nicht ſogleich aus Ifflands Gedächtniß entſchwunden. Wenigſtens ſchrieb er mir am 11. Juli aus Berlin: „Sie denken etwa, ich habe Magdeburg, Sie und Alles, was damals war, vergeſſen? Nein, das iſt nicht! Eine Fluth von Arbeiten, Widerſtre-

bungen, Forderungen, Thorheiten und Ernſt iſt ſeitdem an mich herangedrungen! — — —

Ich danke Ihnen herzlich für Alles, was Sie mir geweſen ſind und was in Ihrem Innern mir bleibt! Mühſam war mein Dortſein, aber doch hat das Ganze einen ſehr angenehmen Eindruck in mir zurückgelaſſen. Die Höflichkeit der Geſellſchaft, die Ruhe und Unterſcheidung im Publicum, der richtige Ton der Darſtellungen, der Friede in meiner Wohnung, einige Spaziergänge und Fahrten wo ſtilles Leben uns umgab, einige ganz einſame Spaziergänge um den Dom herum — beſonders ein Memento mori, wo ich Nachmittags allein in den Kreuzgängen war und zwar das letzte Ende des Menſchenuhrwerks oder wo ſeine Räder wieder eingreifen werden, nicht erfuhr noch ahnen konnte, aber wo es mir unter den Ausruhenden doch gar nicht unheimlich war; dann das Gewühl beim Tagesverkehr in den engen Gaſſen, wo man wie eine Maske im bunten Contretanz des Lebens umhergetrieben ward, wo ich zuerſt den Gedanken aufgriff; das ganze Leben wie einen Ball anzunehmen, wo man nur dann ſich recht wohlgefällt, wenn man ohne Falſch das Seine thut, daß Andere ſich wohlgefallen — Alles das hat mir in der Stille ſehr wohlgethan!

Ja, mein Freund! Der Künſtler, der das Domportal erbaute, hat keinen ſchwierigeren Bau unternommen, als ich dort den Bau an mir ſelbſt. Ich hatte mich ſehr fallen laſſen, die Ornamente verloren ihren Anſtrich, ganze Seiten

waren verwittert, das Fundament begann ſich auszufügen Ich war faſt nur eine leidliche Ruine!

Aus der Fülle des Verwandtſchafts-Sinnes empfing ich Leben, aus der Rechtlichkeit des vaterländiſchen Weſens wieder Kraft, in der Stille von Magdeburg konnte ich nach und nach den geſunderen Menſchen wieder anlegen. Ich konnte prüfen, vergleichen, mir Wahrheit ſagen und beſchließen. Das Alles iſt geſchehen. Nehme ich vielleicht Braunſchweig oder Wien aus, ſo wird dies das letzte Jahr meiner Kunſtreiſen ſein. Das Ganze hat etwas, das ich nicht mag, das meinem Innern widerſteht. Drei, vier Rollen — möchte ſein. Das Mehrere? Iſt vom Uebel!

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und freuen Sie ſich Ihrer lieben ſchönen Kinder. Vergrollen Sie ſich mit der Direction nicht tiefer. Ja nicht, ja nicht! Ich werde redlich den Augenblick für Sie ergründen. Aber das Menſchenleben war ſtets ein Stückwerk, die Welt von heute wird ein Stückelwerk. Iſt es doch, als könnte man auf Menſchen und Begebenheiten, die ehedem ihr Quartal doch aushielten, kaum Nachmittage zählen. Darum verderbe man nicht, was irgend Haltbarkeit hat. Reg.-Rath Guiſchard hat mehreres Gutes. Man muß mit ſolchen Leuten zwiſchenliegendes Uebel glatt verſenken und ſie auf ihrem Wege einfach nehmen, wie ſie ſind. Den Humor, der die Wiege des Künſtlers iſt, begreift kein Geſchäftsmann.

Leben Sie wohl! Gedenken Sie meiner und ſein Sie gewiß, daß der beſte Wille für Sie und Ihr Wohl in mir iſt."

Zwei Dinge, die in dieſem Briefe erwähnt werden, ſind ſpäter niemals in Erfüllung gegangen: daß nämlich Iffland das Gaſtſpielreiſen aufgegeben hätte, und daß mir ein Engagement nach Berlin, wofür er ſich wahrhaft intereſſirte, zu Theil geworden wäre. Dagegen führte der Monat Juli einen Mann durch Magdeburg, der ſpäter von größtem Einfluß auf mein Geſchick werden ſollte: den Hamburger Schauſpieldirector Herzfeld. Noch aber waren die Verhältniſſe in Magdeburg nicht ſo, daß ich ſchon jetzt meinen Abgang nahe geglaubt hätte. In der That ſollten auch noch faſt zwei Jahre vergehen, ehe ich mich von dem mir theuer gewordenen Magdeburg trennte.

Manche bittere Erfahrung mußte ich dort noch machen; der herbſte Schlag, der mich traf, war aber wohl das Ableben meines treuen Freundes Pitterlin. Ein edles Gemüth, ein ſcharfſinniger Kopf ging mit ihm zu Grabe. Sein Wiſſen war außerordentlich; in drei, vier ganz heterogenen Fächern hätte er einen hervorragenden Platz einnehmen können. Er hatte ſich für die Muſe der Tonkunſt entſchieden und hing ihr leidenſchaftlich an; Theorie und Praxis, Geſchichte und Aeſthetik der Muſik waren ihm gleich geläufig. Es war eine Luſt, ſich von ihm eine Partie einſtudiren zu laſſen; das Erlernen der Noten war das Mindeſte, aber mit ſtaunenswerther Klarheit und Feinheit wußte er die Schönheiten einer Compoſition aufzudecken und nachzuweiſen, warum der Tonſetzer grade ſo und nicht anders verfahren. Wie viel-

fältige, immer fruchtbringende Anregung ich dem trefflichen Manne verdankte, fühlte ich erſt, als ich ihn verloren hatte — wie man ja ſo oft im Leben den Werth einer Sache erſt ſchätzen lernt, wenn man ſie eingebüßt hat.

In Theatralibus ging unterdeſſen Alles mehr und mehr den Krebsgang. Was zuvor nie dageweſen war, kam jetzt oft und öfter vor: wir ſpielten vor ſo leeren Bänken, daß die Tageskoſten nicht eingingen. Eine Theaterrevolte aber, wie am 28. October 1804 erlebt wurde, hatte ich noch nie gehört. Ein romantiſches Schauſpiel in vier Akten: „Der weibliche Abällino, oder das Mädchen in vielerlei Geſtalten", von einem Unfähigen aus Braunſchweig, Namens Sievers, verfaßt, wurde von Anfang bis zu Ende dermaßen ausgepocht, wie ich es nie wieder vernommen habe. Schon, als ich noch die Regie führte, hatte die Direction dieſes Stück geben wollen; ich hatte aber entſchieden erklärt, ich könne nicht nur meinen Collegen nicht zumuthen, ein ſolches Machwerk zu lernen, ſondern auch dem Publicum nicht, es zu ſehen. Mein Votum hatte nichts gefruchtet; Fabricius, minder feſt als ich, hatte liebedieneriſch ſein Möglichſtes zu thun verſprochen, blamirte aber ſich, uns und das Inſtitut, ſo daß das Publicum wahrhaft aufgebracht das Theater verließ.

Die Umſtände waren kritiſch genug, als ich eben jetzt mit einem neuen Producte meiner Feder wieder hervortrat, zu dem ich durch Iffland angeregt worden war.

Er hatte nämlich bei ſeinem letzten Aufenthalte in Magde-

burg Rathmanns Geſchichte der Stadt geleſen (Chroniken waren ſeine Lieblingslectüre) und gefunden, daß die Belagerung im Jahre 1551, wo Magdeburg wegen Verweigerung der Annahme des Interim geächtet und durch Moritz von Sachſen eingeſchloſſen wurde, ein intereſſanter Stoff für die Bühne ſei. Wohl mußte ich zugeben, daß Iffland im Ganzen nicht unrecht habe, aber es war mir doch klar, daß freie Erfindung bei der Bearbeitung dieſes Gegenſtandes das Meiſte thun müſſe.

Große Luſt zur Uebernahme der Arbeit beſeelte mich keineswegs, indeſſen beſprach ich doch — wie ich zu thun pflegte — den ganzen Plan mit meiner Frau. Dieſe nun hatte einen außerordentlich glücklichen Einfall.

Daß zwei Hauptfiguren, Albrecht, ein kühner, für ſein Bekenntniß muthvoll einſtehender Magdeburger, und deſſen Eheweib Maria in den Vordergrund der Handlung geſchoben werden mußten, war mir klar; meiner Frau Phantaſie aber ſchuf noch eine dritte, ungemein wirkungsvolle Geſtalt, nämlich den Knaben Martin, und hatte dabei die ſchöne, wahrhaft poetiſche Eingebung: daß Luther ſelbſt ihn getauft haben müſſe.

Wie ungemein effectvoll ſich dieſe Idee verwerthen ließ, liegt auf der Hand; eine ſolche jugendlich-muthvolle Erſcheinung, deren Haupt des großen Reformators Name gleichſam wie eine Aureole umwob, mußte ſogleich alle Sympathieen für ſich gewinnen. Mich ſelbſt begeiſterte die Erfindung die-

ſes Martin und der Erfinderin ſpornendes Wort ſo ſehr, ſo leidenſchaftlich kann ich ſagen, daß in vier kurzen Wochen Plan und Ausführung des Stückes fertig war, und zwar ſo, daß ich fühlte — und in dieſem Gefühle wirklich Recht behalten habe! — ich würde niemals etwas Beſſeres zu ſchreiben im Stande ſein. In der That iſt das Schauſpiel nicht von der Bühne verſchwunden bis auf dieſen Tag; und nicht etwa wird es nur in Magdeburg oder deſſen nächſter Nähe gegeben, wo locale Gründe für die ſtete Wiederaufnahme des Stückes ſprachen und ſprechen.

Wir gaben „die Belagerung von Magdeburg“ ſogleich an ſechs aufeinander folgenden Abenden, und ich hatte die Freude, als Darſteller des Albrecht vielen Beifall zu ernten. Als Verfaſſer des Stücks hatte ich mich nicht genannt, wodurch ein nobler Zug meiner Widerſacher zu Tage trat. Ehe das Schauſpiel nämlich vom Stapel lief, verbreiteten ſie: „Schmidt habe es verfertigt; es werde alſo wohl danach ſein;“ als es aber gefallen hatte, behaupteten ganz die nämlichen ehrenwerthen Leute: „das Stück könne unmöglich von Schmidt herrühren; dazu ſei es viel zu gut.“ Unterdeſſen hatte ich die ſtille Genugthuung, daß wir doch wenigſtens wieder einmal vor zahlreich beſetztem Hauſe ſpielten; meine Arbeit brachte in den erſten ſechs Vorſtellungen 907 Thaler 13 Groſchen ein, und immer wurden die Hauptſcenen: die brennende Flotte, die Schneedecoration, der Rückzug der Truppen in weißen Gewändern, und namentlich die Huldigung des Kurfürſten auf dem alten Markte laut beklatſcht.

Da ich einmal von meinen Autorerfolgen ſpreche, ſo ſei erwähnt, daß die Ueberſetzung eines einactigen Luſtſpiels nach dem Franzöſiſchen, die ich „Ein Stündchen außer dem Hauſe" betitelt hatte, am 7. December allgemein ergötzte.

Zwei Novitäten von recht ungleichem Werthe eröffneten das neue Jahr 1805: am 13. Januar gaben wir ein gräßliches Schauerdrama von Zſchocke: „Die eiſerne Larve", und acht Tage ſpäter — Schillers wundervollen „Tell", der unlängſt erſchienen war. Bernhard Anſelm Weber hatte die Muſik dazu geſchrieben; unſere Mitglieder — ich muß es rühmend ſagen — nahmen ſich löblich zuſammen, ſo daß eine den Umſtänden nach nicht ſchlechte Vorſtellung geliefert wurde. Den Tell ſpielte ich; es war an dieſem Abend vielleicht das erſte Mal, daß ich den Jambus ſachgemäß, mit dem ihm durchaus gebührenden Pathos vortrug, ohne in hohles Declamiren (denn Tell iſt ja doch immer Landmann!) zu verfallen.

Am 8. März wurde mir abermals eine Tochter geboren; ſie erhielt die Namen Henriette Charlotte Friederike Wilhelmine. Leider ſollte dieſes freudige Ereigniß mich in ſehr trüber Stimmung finden; ich war an Rheumatismus und Gallenfieber — geärgert hatte ich mich in der letzten Zeit wahrlich genug! — heftig erkrankt und konnte einige Wochen lang nicht ſpielen. In dieſe Zeit meiner Krankheit fiel eine Handlungsweiſe der Direction gegen mich, welche meine Geduld erſchöpfte, ſo daß ich mich entſchloß, Magdeburg unter allen Umſtänden zu verlaſſen.

Für meine dramatiſchen Arbeiten nämlich war mir ſeither immer ein Extra-Honorar von drei Friedrichsd'or für jedes Stück, wenn daſſelbe gefallen hatte, ausbezahlt worden; das gewöhnliche Honorar betrug meiſt die Hälfte der erſten und die Hälfte der zweiten Netto-Einnahme. Obwohl nun die „Belagerung von Magdeburg" bisher laut Caſſenbericht 5552 Thlr. 17 Gr. eingebracht und ihre Zugkraft noch längſt nicht eingebüßt hatte, ſo wurde mir doch jene winzige Summe vorenthalten — weil ich in jener Zeit krank war und als Schauſpieler nichts verdiente.

Hiernach konnte es mich nicht überraſchen, wenn — nachdem am 9. Mai des Jahres der edle Schiller, zur wahren Trauer jedes fühlenden Herzens, die Augen für immer geſchloſſen hatte — die Direction am 27. Juni eine „Todtenfeier" und die Vorſtellung der „Braut von Meſſina" veranſtaltete, ohne auch nur einen Sechſer des Ertrages an die Wittwe des Dichters zu ſchicken. Trotz meiner warmen Befürwortung war hiervon nicht die Rede, ſo daß ich nicht umhin konnte, es laut auszuſprechen: wie Deutſchlands Dichter gut thäten, künftig teſtamentariſch feſtzuſetzen, daß habſüchtige Theaterdirectionen nicht noch mit ihrem Tode wucherten, nachdem ſie, ſo lange der Poet gelebt, mit deſſen Werken genug gewuchert hätten.

Uebrigens war die „Todtenfeier" erbärmlich; zu einem elenden Prologe wurden lebende Bilder geſtellt, die eben ſo geſchmacklos wie proſaiſch arrangirt waren. So ehrte man

auf der doch immerhin bedeutenden Bühne einer größeren Stadt das Andenken eines der ersten Männer unserer Nation!

Wie konnte ich mich also nun noch wundern, wenn meine geringen Verdienste mißachtet wurden! Aber daß man offenbare Verabredungen, die mit mir getroffen waren, ohne Weiteres umging — das hätte ich nicht erwartet.

Und doch geschah es. Es war ausgemacht worden, daß, wenn die Direction eines Tages sich entschließen sollte, das Theater in andere Hände zu geben, man mir davon zuerst Mittheilung mache und mir bei einem eventuellen Verkauf oder einer Verpachtung die erste Hand lasse. Wie erstaunte ich daher, als ich in den ersten Julitagen 1805 zufällig hörte: das Wesen sei, vom kommenden 1. September an, den Herren Fabricius und Hostovsky verpachtet worden! Da ich nicht glauben wollte, daß man uns Künstler wie eine Heerde Schafe in dritte Hand geben könne ohne uns auch nur eine Silbe davon zu sagen, da ich mich ferner bei dem Gedanken an die oben erwähnte Abrede beruhigen zu sollen meinte, so ging ich erst, nachdem ich jenes Gerücht abermals und von einer andern, ganz unbetheiligten, Seite vernommen hatte, zu den Eigenthümern unseres Theaters, die mir denn freilich das Gehörte pure bestätigten nnd hinzufügten: weil die Leitung einer Bühne mit so großem Verdruß verbunden sei, so habe man aus Rücksicht auf meine Gesundheit mich gar nicht in die Versuchung bringen wollen, das Magdeburger Theater zu übernehmen.

Dieſe Aeußerung der beſorglichen Seelen gab mir meine Haltung wieder, ſo daß ich es über mich gewann, ruhig zu erklären, wie unaufrichtig der Directionscirkel an mir gehandelt, und wie ich für neunjähriges aufopferungsvolles Wirken als Schauſpieler, ſowie für einen Ertrag von mehr als zehntauſend Thalern, den ich der Caſſe gleichzeitig durch meine Schriftſtellerthätigkeit gewonnen, als einzigen Lohn — eine gichtiſche Hand aufzuweiſen habe. Daß ich den Herren Fabricius und Hoſtovsky ſofort den Contract kündigte, verſteht ſich.

Das Bekanntwerden dieſer Umſtände förderte, wie man ſich denken kann, die Disciplin unter den Mitgliedern keineswegs. Künſtler wie Publicum wurden gegen einander erbittert; das Verhältniß wurde je länger, deſto mehr geſpannt. Eine neue Oper: „Die Waldmänner", wurde ausgetrommelt, und da es im Publicum ruchbar wurde, daß die Herren Reinhold und Hoſtovsky bei dieſer Gelegenheit fürchterlich auf die Magdeburger geſchimpft hätten, ſo empfing man den erſteren (Hoſtovsky hatte Wind von der Sache bekommen und kroch für ein Paar Tage in ein Mauſeloch) bei ſeinem nächſten Auftreten mit Ziſchen, bis er vor die Lampen kam und demüthig um Verzeihung bat.

Meine ganze Hoffnung, dieſen Zuſtänden zu entrinnen, hatte ich auf Iffland geſetzt und ihm meine Lage geſchildert. Der Treffliche, dem die Hände ſehr gebunden waren, konnte nicht ſo verfahren, wie er es gern gewollt hätte; wohl verſuchte er Alles, mich nach Berlin zu ziehen, jedoch vergeblich:

nur ein Gaſtſpiel konnte er mir ausmachen. Sein Etat war äußerſt beſchränkt; bei den ſchon damals von fern drohenden kriegeriſchen Unruhen errege es, wie er mir ſchrieb, „oben den übelſten Humor, wenn er auch nur die kleinſte Mehrausgabe proponire;“ rein kaufmänniſch genommen, müſſe er ohnehin ſelber einräumen, daß momentan die rechte Lücke noch nicht vorhanden ſei, mich einzuſchieben. Die Lage in Berlin ſei aber ſo geſpannt, daß er oft mit Kleinigkeiten abgewieſen worden ſei, die nicht mehr als zehn Thaler Auslagen erfordert hätten — lediglich aus dem Grunde, weil die abſolute Nothwendigkeit dieſer Auslagen nicht ſchlagend genug habe dargethan werden können.

Ich wußte, in wie wenig ſelbſtändigen Verhältniſſen der unter dem Druck der unangenehmſten Außendinge oft bitter leidende Iffland ſeine Direction in Berlin zu führen hatte — der Ton ſeiner Briefe, zuſammengehalten mit der großen Wahrheitsliebe, die ſein ganzes Weſen beſeelte, überzeugte mich völlig von der Unmöglichkeit, dem gütigen Manne noch länger zuzuſetzen. Da ich zudem unterdeſſen von Hamburg aus Zeichen erhalten hatte, daß man auf mich reflectire, ſo folgte ich Ifflands Rathe: „lieber dort anzuknüpfen, als zu privatiſiren; um ſo mehr, als durch den Krieg im übrigen Deutſchland ſo manche Bühnen eingegangen, die andern auf längere Zeit paralyſirt ſeien.“

So antwortete ich denn zuſtimmend auf einen Brief des Hamburger Schauſpieldirectors Herzfeld, der mir 800 Thaler

Jahresgage bot, freilich hinzufügend: „Bedenken Sie — es iſt dies für einen einzelnen Mann eine große Gage; Sie haben keine Hoffnung, daß ſie durch eine Zulage vermehrt werde. Nun aber ſind Sie verheirathet; Hamburg bietet, beſonders in Betreff der Wohnung und Feuerung, kein ganz wohlfeiles Leben; werden Sie alſo ohne Sorge exiſtiren können? Sind Sie über dieſen Punkt beruhigt, ſo ſei der Contract auf ein Jahr geſchloſſen.“

Ich bat mir Bedenkzeit aus — um ſo mehr, als der Schauſpieldirector Steinberg zu Königsberg mir um dieſelbe Zeit ein Engagement mit ſechszehn Thalern wöchentlicher Gage, einer jährlichen Benefizvorſtellung, und hundert Thaler Extravergütung für meine franzöſiſche Garderobe geboten hatte.

Unterdeſſen traten mit dem 1. September 1805 die Herren Fabricius und Hoſtovsky ihr neues Directorat an; die erſte Vorſtellung unter ihrem Scepter war ominöſer Weiſe „Reue und Erſatz“. Sie ſollten ſpäter wohl Reue über ihre verfehlte Speculation fühlen, aber einen Erſatz für das Verlorene nicht finden!

Herr Fabricius eröffnete „die neue Aera, die der Kunſt Thaliens auf dieſer Bühne heut begann“, mit einer ſchrecklich proſaiſchen Rede in Proſa; er haßte nämlich jeden Vers auf's Tiefſte; Schiller galt ihm als „elender Jambenſchmierer“. Zudem mochte ihm wohl der Umſtand, daß er notoriſch oftmals Sprachſchnitzer machte und dem verhängnißvollen Geheimniß der Dative und Accuſative nie völlig auf die Spur

zu kommen vermocht hatte, auch vor Verſen eine heilige Scheu einflößen. „Das Publicum verſteht ſolches Zeug doch nicht", pflegte er zu ſagen.

Seine Begrüßungsrede an die ſpärlich erſchienene Verſammlung war ebenſo einfach, wie ſinnig, indem ſie das Thema variirte: „Um Gotteswillen, verlaßt uns nicht, denn wenn Ihr Eure Hand von uns abzieht, ſo ſind wir verloren!" Außerdem wurde vielerlei verſprochen, namentlich: „daß niemals auf Koſten des guten Geſchmacks geſündigt werden ſolle!"

Die größte Heldenthat der neuen Direction war jedenfalls — ein neuer Vorhang, oder vielmehr: eine Uebermalung des alten. Der abgängig gewordene Grund wurde aufgefriſcht und ein „fliegender Genius, die Lyra in der Hand," darauf gemalt, aber ſo mittelmäßig, daß alsbald ganz Magdeburg ſich darüber luſtig machte. Man ſagte nämlich: die Direction könne den Vorhang nicht ſchnell genug über ihre Thaten werfen; daß aber der Genius mit der Lyra — davonfliege, galt als ausgemacht.

Nun, mich ging die Sache nicht viel mehr an; zunächſt reiſte ich (am 25. September) zum Gaſtſpiel nach Berlin.

Die politiſche Situation war unterdeſſen bereits furchtbar ernſt geworden; mit bangen Ahnungen ſah Jedermann, und beſonders wir Künſtler, in die Zukunft. Schon hatte mir Iffland, den ich bezüglich des Königsberger Engagements-Anerbietens um ſeinen Rath gebeten hatte, mit prophetiſchem

Gemüth geantwortet: „Ich kenne Herrn Director Steinberg nicht, ich kenne Königsberg nicht. Es ist weit weg! Ich meine also: wie nun die Welt geht, müsse dem Schauspieler Alles daran liegen, an einem Orte zu sein, der Theater bedarf, die politische Verfassung des Landes, worin er liegt, werde wie sie wolle. Bis jetzt kenne ich von solchen Orten nur Berlin, Hamburg, Wien. Die andern, wie Mannheim — das in seiner Art Wunder gethan — München, Stuttgart, werden nur durch Vorliebe des regierenden Herrn gehalten!"

Auch mündlich sprach sich Iffland gleich nach meinem Eintreffen in Berlin ganz ähnlich aus, so daß hier der Entschluß reifte: den Königsberger Antrag abzulehnen und nach Hamburg zu gehen. Die Haltung Ifflands gegen mich blieb immer die nämliche, gütige; ungebeugt trug er die Centnerlast seiner schwierigen Stellung. Nur gelegentlich gab ein Stoßseufzer die innersten Gefühle des patriotischen Mannes kund, wie er mir z. B. nach der Vorstellung des „Götz von Berlichingen", der ersten, welcher ich in Berlin beiwohnte, trübe sagte: „Ach, hätten wir noch Deutsche gleich Götz, so hätten wir auch noch ein Deutschland!"

Am Abend nach der erwähnten Vorstellung sah ich „König Lear"; Iffland spielte die Titelrolle. Der Eindruck auf mich war so stark, wie niemals einer zuvor. Meine ganze Seele war aufgelöst, meine Rührung fast unmännlich. So erschien ich vor Iffland, wollte sprechen und konnte kein Wort

hervorbringen, während meine Thränen ſtromweis rannen. Er ſah meine gänzliche Zerrüttung und ſagte gerührt: „Sie reden deutlich genug!“ Am meiſterhafteſten ausgeführt fand ich ſeine Wahnſinnsſcenen, die der höchſt nöthigen Abwechslung wegen, da ja der Wahnſinn mehrere Acte lang dauert, ſo überaus ſchwierig ſind.

Am 9. October endlich trat ich ſelbſt zum erſten Male als Philipp in Iffflands „Mündeln“ vor das Berliner Publicum; dann ſpielte ich den Wiethen in den „Erben“, den Arzt im „Puls“ und den Obriſten in der „Läſterſchule“; letztere Rolle hatte ich neu memorirt, um mich auch im Väterfache zu zeigen, und war ſo glücklich, darin über alle Erwartung zu gefallen.

Auch in den übrigen Rollen erntete ich einen Beifall, der mich beglückte; Iffland ſelbſt ſagte mir viel Freundliches. Die letzte Vorſtellung, die ich in Berlin ſah, war „Wallenſteins Lager“, welches mit Bezug auf die kriegeriſchen Unruhen am 16. October neu einſtudirt gegeben wurde; Tags darauf rückte nämlich die ganze Berliner Garniſon in's Feld —. genau ein Jahr vor der Schlacht bei Jena!

Von jeder Compagnie hatten vierundzwanzig Mann freien Eintritt in das Theater bekommen; ſie verfolgten die claſſiſche Dichtung mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Als am Ende der Geſang begann:

„Friſch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
In's Feld, in die Freiheit gezogen!“ u. ſ. w.

hierauf ein eingelegtes Lied zur Verherrlichung des Krieges einfiel und „Heil Dir im Siegerkranz" ſchloß, wurde der Jubel allgemein: Schwerter blitzten, Hüte, Mützen flogen in die Luft, „Gott erhalte den König!" tönte es ununterbrochen. Nie zuvor hatte ich patriotiſche Gefühle ſo in Maſſe entzündet geſehen; nur der Bühnenkunſt iſt eine ſolche Erregung möglich*). Was könnte das Theater auf die Menge wirken!

Freilich war die Aufführung auch prächtig. Zwanzig Trompeter und einige Pauker, in Wallenſteinſche Uniformen geſteckt, begleiteten den Geſang; dazu wirkte das ganze Orcheſter; auf der Bühne ſtanden über vierzig Sänger, hinter dem Theater noch der geſammte Chor! Mir kam es vor, als bebten die Wände bei dieſen wirklich impoſanten Klängen.

Um zweihundert, mir eben damals ſehr willkommene Thaler reicher kehrte ich nach Magdeburg zurück; Iffland hatte mir für jede Rolle fünfzig Thaler zahlen laſſen.

In der Heimath traf mich nicht lange nachher ein herber Schlag; am 11. Januar 1806 ſtarb mein jüngſtes liebes Kind, Minchen, im zarten Alter von zehn Monaten und einigen Tagen.

Mit doppelter Zärtlichkeit hing ſich nun mein Herz an

---

*) Wie man damals in Berlin „von der Bühne her die Reizfluth der Aufregung gegen die Franzoſen lebhaft beförderte", hat Gubitz (Erlebniſſe, I, 110 ff.) ſehr intereſſant geſchildert.

die noch übrigen Kinder, die uns die reinſten Elternfreuden gewährten. Ich gab damals, um in Magdeburg keine Schulden zu hinterlaſſen und in der neuen Heimath nicht gleich ganz mittellos dazuſtehen, wiederholt — auch in Braunſchweig, Hildesheim, Helmſtädt u. ſ. w. — ein „Declamatorium", wobei mir mein älteſtes, damals ſiebenjähriges, Töchterchen Louiſe trefflich zur Seite ſtand und namentlich durch die ſehr ſeelenvolle und innige Declamation von Gellerts „Rhinoceros" ſtets außerordentliches Glück machte.

Zweimal noch trat ich in Magdeburg als Schriftſteller vor das Publicum; am 6. Februar mit dem einactigen Trauerſpiel „Sclavenadel", welches ſehr gefiel, und am 16. März mit dem Luſtſpiel „Die Neugierigen", welches einen durchſchlagenden Erfolg erzielte, ohne daß ich meinen Namen auf dem Zettel genannt hätte. Das Publicum ahnte jedoch den Verfaſſer und rief mich ſtürmiſch hervor.

So kam der 2. April; mit ihm der Tag, an welchem ich die Magdeburger Bühne zum letzten Male betreten ſollte. Es geſchah in einer Benefizvorſtellung, welche die Direction nicht umhin gekonnt hatte, mir zu bewilligen; ich gab das Melodram „Pygmalion", worin ich die Titelpartie ſpielte, und ein nach dem Franzöſiſchen von mir überſetztes Luſtſpiel „Das ſchwatzt!" (ſpäter nannte ich es: „Nur er will ſprechen"), worin ich die Hauptrolle darſtellte: den Schwätzer Zurlering, der das Stück ganz allein zu ſprechen hat, ohne daß eine

andere Perſon auch nur eine Silbe ſagt. Zwiſchen beiden Stücken recitirte meine kleine Louiſe den Monolog: „Lebt wohl, Ihr Berge“ u. ſ. w. aus der „Jungfrau von Orleans“; zum Schluſſe ſprach ich eine Abſchiedsrede.

Die Magdeburger waren ſich in ihrer Wärme für mich gleich geblieben; in großer Zahl waren ſie gekommen und bewieſen mir die nämliche Herzlichkeit am Tage meines Scheidens, wie an dem meines Eintreffens vor zehn Jahren. Der „breite Weg“ bot ſchon Nachmittags zwei Uhr den Anblick einer Proceſſion; mehrere Damen verloren in dem Gedränge ihre Schuhe und hinkten barfuß in das Theater; aber trotz der Kopf an Kopf gedrängten Menge herrſchte während der Vorſtellung lautloſe Stille und Aufmerkſamkeit. Mit Beifall wurde ich empfangen; Beifall begleitete faſt jede meiner Scenen und folgte der Abſchiedsrede, von der gewiß Jeder gefühlt hat, daß ſie mir aus vollem Herzen kam.

Die Einnahme dieſes Tages erreichte die außerordentliche Höhe von 338 Thalern 14 Groſchen!

Nach dem Theater erwartete mich ein Kreis gebildeter Freunde; herzliche Gaſtlichkeit ward uns noch in den letzten Tagen unſeres Magdeburger Aufenthaltes von allen Seiten zu Theil. Wie viele Liebe, wie viel Freundliches und unvergeßliches Gute ließ man uns da noch angedeihen! Es iſt in dankbaren Herzen eingegraben geblieben bis auf dieſen Tag.

Am Oſterdienſtag hielt ich Auction von meinen alten

Sachen; drei Tage ſpäter nahmen wir Abſchied von unſern Verwandten, ließen diejenigen Theile unſerer Habe, die wir mit uns nach Hamburg nehmen wollten, auf einen Elbkahn ſchaffen — dann beſtiegen wir denſelben gleichfalls, und vorwärts ging es, der neuen Heimath entgegen.

Daß ſich meine Gedanken unwillkürlich zurücklenkten auf das letzte Decennium, welches ich durchlebt, iſt natürlich; bildete doch der Abſchnitt meines Lebens in Magdeburg einen der wichtigſten in Bezug auf meine künſtleriſche und menſchliche Entwicklung. Der Umgang mit ausgezeichneten und wohlunterrichteten Männern hatte meinen Wiſſensdurſt angeregt, der Befriedigung fand in den mannichfachen Studien, denen ich mich hingab. Ungeachtet meiner faſt täglichen Beſchäftigung als Schauſpieler und Regiſſeur hatte ich Muße zu literariſchen Arbeiten gefunden und eine Reihe gern geſehener Schauſpiele auf die Bühne gebracht, von denen der „Sturm von Magdeburg“ Volksſtück geworden war.

Als Künſtler und Regiſſeur durfte ich mich mit berechtigtem Stolze Schöpfer einer Bühne nennen, die unter meiner Leitung ſtets einen achtbaren Rang behauptet hatte. Ohne die Opern zu rechnen, hatte ich, bis ich meine Regie niederlegte, nahezu dreihundert Stücke neu inſcenirt; darunter die unſterblichen Meiſterwerke Schillers, welche wir ſo ſchnell wie möglich nach deren Erſcheinen zu geben ſuchten, ferner Leſſings „Nathan“, „Philotas“, „Schatz“, „Juden“ und die gang-

baren Stücke: „Emilia Galotti“ und „Minna von Barnhelm“. Es war eine Zeit rüſtigſter Schaffenskraft und fröhlichſter Werdeluſt geweſen, und war auch manchmal Einer oder der Andere läſſig geworden: ich hatte immer friſchen Muth behalten.

Nur dadurch freilich, daß ich faſt keine Stunde Erholung im ganzen Tage mir verſtattete, konnte ich die große Arbeit überwältigen, denn neben der Schriftſtellerei und Regie mußte ich noch als ausübender Künſtler meinen Mann ſtehen, indem mir in faſt jedem Stücke die wichtigſte Rolle — alt oder jung, Liebhaber, Held oder Vater, je nachdem es kam — auf den Schultern lag. Und dabei unterſtützten mich oft nur zehn oder zwölf Schauſpieler, die ich meiſt ſehr roh erhielt, mit denen ich aber dennoch das Menſchen Mögliche zu leiſten mich redlich, und ſelten ganz erfolglos bemühte. Sehr kam es mir dabei zu ſtatten, daß ich nach Iffflands Muſter gleich anfangs die Theatergeſetze verbeſſert und ſo eine Handhabe gewonnen hatte, auf den Corpsgeiſt des Ganzen vortheilhaft einzuwirken.

Für dies Alles hatte ich bis zum Jahre 1801 eine Wochengage von vierzehn Thalern bezogen; dann bekam ich einen halben Thaler Zulage; 1802 wurde ein ganzer daraus gemacht, und ich arbeitete nun bis zu meinem Scheiden von Magdeburg für fünfzehn Thaler wöchentlich; eine Gage, bei der ich eine Familie ſo wenig ernähren konnte, daß ich meine ſchriftſtelleriſchen Honorare nicht erübrigte, ſondern

zuſetzte, und nach jahrelanger gewiſſenhafter Arbeit, bei ſparſamer Wirthſchaft, keinen Heller hatte zurücklegen können!

Aber das ſollte ſich ja jetzt Alles, Alles wenden; namentlich ſollte ich — was mir das Wichtigſte war — unter den Augen einer kunſtverſtändigen Direction meiner Kunſt obliegen; „Vorwärts!“ — ſo lautete die Parole.

Dritter Abſchnitt.

Schauſpielerwirkſamkeit in Hamburg

bis zur Wiederübernahme des Theaters

durch

F. L. Schröder.

(1806—1811.)

Die Fahrt auf der Elbe war nichts weniger als angenehm. Wir ſchrieben den 13. April, und das Wetter war dem üblen Rufe dieſes Monats ganz entſprechend; Regen, Sturm und Schnee wechſelten mit einander ab. Nächtlicher Weile, als wir bei Havelberg vor Anker lagen, füllte ſich unſere Cajüte gar mit Waſſer!

In Lauenburg trafen wir noch die Schweden, die bald darauf mit den Preußen eine Affaire hatten; man ließ unſer Schiff aber unbehelligt paſſiren. Der Wind war uns günſtig und wir hißten Segel auf, ſo daß wir an dieſem Tage funfzehn Meilen zurücklegten.

Erſt am 19., Morgens 9 Uhr, kamen wir in Hamburg an und ſtiegen bei dem Baumhauſe aus. Ich eilte ſogleich in die Stadt, deren Größe mich überraſchte; ich fand ſie weit volkreicher, als Amſterdam.

Zunächſt ſuchte ich meinen ehemaligen Magdeburger Collegen Coſtenoble, der ſeit dem Jahre 1801 in Hamburg eine Anſtellung gefunden hatte, und dann die Direction auf, die mich ſehr herzlich empfing und mein erſtes Auftreten zum 22. anſetzte. Darauf ging es wieder zurück zum Schiffe, um unſere Sachen verladen und in das von befreundeter Hand bereits

gemiethete Logis auf dem Valentinskamp No. 277 beim Kaufmann Hell ſchaffen zu laſſen, wo eine wirklich nette Wohnung zu dem Miethpreiſe von funfzehn Mark monatlich unſerer harrte.

Mit Aufbietung aller Kräfte ſetzten wir dieſelbe wenigſtens ſo weit in bewohnbaren Zuſtand, daß wir Nachts dort ſchlafen konnten, was uns ein Nachtquartier im Wirthshauſe erſparte. Am nächſten Tage richteten wir uns vollends ein, und zwar mit ſchönen, in Magdeburg neu gekauften Möbeln, über die wir uns ſo herzlich freuten, daß meine Frau und ich wie die Kinder am Weihnachtsbaum immer an unſern hübſchen Sachen vorüber gingen.

Am 22. April 1806, dem Tage, wo ich debütirte, waltete kein günſtiger Stern über dem Theater. Es war die Nachricht eingegangen, die Elbe ſei in Folge der Kriegsunruhen geſperrt; dies hatte alle Gemüther tief verſtimmen müſſen. Schönes Wetter und Poſttag (ein ſolcher hatte in der Kaufmannsſtadt natürlich beſondere Wichtigkeit) war ebenfalls, ich fand alſo das Schauſpielhaus nur mäßig beſucht. Dieſer Anblick frappirte mich zwar etwas, doch faßte ich mich bald und ſpielte meine Rolle, den Qualm in Kotzebues „Blinde Liebe“ (welches Stück für Hamburg neu war), nach meinen beſten Kräften, worauf ich denn die Freude hatte, die wenigen Zuſchauer allmählich zu erwärmen. Nach Schluß der Vorſtellung kamen ſogar ein Paar Theaterhabitués auf die Bühne und erbaten ſich „nichts, als mir die Hand drücken zu dürfen.“

Einen ähnlichen Erfolg hatte ich zwei Tage ſpäter mit

meinem Schwätzer Zurlering; die Leute hielten dies Nachſpiel, welches ein einziger Menſch ausführte, für halbe Hexerei und riefen mich hervor*). Auch als Baron Rückenmark in Kotzebues „Organen des Gehirns" gefiel ich in jeder Scene; dieſe Rolle war meine dritte. An einem der nächſten Abende mußte ich vor vollem Hauſe meinen Zurlering wiederholen und hatte nebenbei Gelegenheit, zu erfahren, wie die Hamburger auch die Kunſt als echte Kaufleute genoſſen; ſehr beliebt waren nämlich Vorſtellungen von vier kleinen Stückchen; „da koſtet jedes vier Schilling!" ſagten die praktiſchen Rechner.

Ich hatte alſo gefallen, mein Contract war beſiegelt und ich durfte mich als Hamburger betrachten. Welchen Contraſt gegen Magdeburg erlebte ich gleich hier am 9. Mai, dem erſten Jahrestage vom Tode Schillers! Es wurde, ohne Koſtenabzug, außer dem achten Theil der Einnahme, den die Kämmerei engherziger Weiſe auch zu Ehren des großen Dichters nicht erließ, „Wilhelm Tell" zum Beſten der Erben Schillers aufgeführt. Dem Drama ging ein ſchwungvoll gehaltener Prolog voran, welchen Madame Herzfeld, die Gattin des Directors, trefflich ſprach. Die Vorſtellung brachte, nach Abzug der bezeichneten Koſten, die Summe von 1406 Mark ein, welche dem Leipziger Bankhauſe Frege übermittelt wurden.

*) Wolffs „Almanach f. Freunde d. Schauſpielkunſt", 1841, S. 115 berichtet: Schmidt habe im Sinne des kleinen Nachſpiels für den Hervorruf mit den Worten gedankt: „Nun ſchweige, Mund, und rede, Herz: Dank!"

Die öffentliche Aufforderung an die deutſchen Bühnen, für Schillers Erben Benefizvorſtellungen zu veranſtalten, war vom Hofrath Becker in Gotha ausgegangen, worüber ein 1806 erſchienener „Bericht von dem zu ſtiftenden Denkmahl der National-Dankbarkeit“ das Nähere enthält. Als die heilige Sache durch den Krieg in's Stocken gekommen war, brachte Iffland ſie wieder in Fluß; mehrere ſeiner Theateralmanache*) erzählen davon ergreifende Einzelnheiten. An ſolchen fehlte es auch in Hamburg nicht: hier forderte am 9. Mai 1806 ein ganz einfach gekleideter Mann an der Caſſe ein Galeriebillet, wofür er ein Goldſtück erlegte, das in ein Papier mit der Aufſchrift: „Dem Verdienste seine Krone“ gewickelt war.

Hatte ich an dieſem Abend Gelegenheit gehabt, die ausgeſprochene Vorliebe der Hamburger für Schiller, die ſich ſo ſchlagend durch die That documentirte, kennen zu lernen, ſo ſollte ich bald inne werden, wie ſehr wahre Wohlthätigkeit überhaupt einen Grundzug des Hamburgiſchen Volkscharakters bildet. Deutlich zeigte ſich mir dies, als ich bald nach meiner Ankunft das Waiſenhaus in der Admiralitätsſtraße beſuchte, um mir die innere Einrichtung anzuſehen.

Dieſe gehörte gewiß zu den vollkommenſten in Deutſchland. Das Gebäude ſelbſt war ſchloßartig und in zwei Flügel getheilt, deren einer die Knaben, der andere aber die Mädchen beherbergte. Zum Spaziergang diente ein ſchöner großer

*) 1807, S. 221 fg.; 1808, S. 209 fg.; 1809, S. 215 fg.; 1811, S. 208 fg.

Garten; ein mit Bäumen beſetzter Platz war zum Spielen eingerichtet; für die Knaben befand ſich hier eine Schaukel. An Turnen dachte man damals noch nicht.

Die Kinder ſelbſt waren eben beim Mittageſſen. Einige hundert Knaben in weißen Jacken ſaßen an langen, ſauber gedeckten Tafeln; oben am Tiſche ſtand der Aufſeher. Das Sonntagskleid der Kleinen beſtand aus blauen Tuchröcken; im Winter trügen ſie, wie man mir ſagte, wollene, im Sommer leinene Strümpfe. Reinlichkeit und Ordnung herrſchte überall; bezeichnend war, daß in der ganzen Anſtalt augenblicklich nur ein einziges Kind krank lag.

In einem Zimmer fand ich die Büſte eines edlen Wohlthäters aufgeſtellt, der der Anſtalt fünfzig Tauſend Thaler, eine gleiche Summe aber zwei anderen gemeinnützigen Inſtituten vermacht hatte.

Die hier von mir beobachtete Freude der Hamburger am Wohlthun ſollte ich auch gelegentlich an mir ſelbſt erfahren, als ich zur Aufbeſſerung meiner Finanzen — die allerdings in der theuern Stadt nicht ſehr blühend ſein konnten — ein Declamatorium veranſtaltete. Ich nahm nahezu tauſend Mark ein, von denen ich freilich den achten Theil — ein Druck ſonder Gleichen! — an die Stadt bezahlen mußte. Die größte Freude bereitete mir aber an dieſem Abend meine Tochter Louiſe, welche unter dem befeuernden Eindruck der Zuſage eines neuen Puppenkleides, wenn ſie ihre Sache gut mache, drei Gedichtchen in der That allerliebſt ſprach.

Gern hätte ich zu dieſem Declamatorium eine Novität gehabt und wandte mich daher an Iffland, der damals überall großen Effekt mit dem Vorleſen des neuen Dramas: „Die Weihe der Kraft“ von Zacharias Werner machte. Er ſchickte mir aber ſtatt des erbetenen Manuſcripts die Abſchrift eines zwiſchen ihm und dem Dichter errichteten Contracts, „damit ich daraus erſähe, daß Niemand das Stück leſen, geſchweige denn Scenen deſſelben öffentlich declamiren dürfe.“

In der That ſetzte der höchſt merkwürdige Contract dies in ſechs Paragraphen genau feſt, welche bewieſen, wie Herr Kammerſecretär Werner ſein Schäfchen ſehr wohl zu ſcheeren verſtand. Ein Jude und ein Jeſuit hätten zuſammen keinen raffinirteren Kniff ausdenken können, als dieſe noch lange nach dem öffentlichen Erſcheinen des Stückes (im Buchhandel oder auf der Bühne) durch Ifflands Vorleſungen en gros betriebene Reclame. Der Contract beſagte, daß Iffland „Niemandem das Manuſcript zur eigenen Durchleſung mittheilen“, ſondern es nur „in verſchiedenen Städten Deutſchlands öffentlich gegegen Bezahlung der Zuhörer vorleſen“ dürfe; er hatte dagegen „bei ſeinem Ehrenworte von jeder dieſer Vorleſungen zehn von hundert Thalern der Einnahme“ Herrn Werner abzuliefern; die Koſten der Vorleſungen (an Local, Ankündigungen, Beleuchtung u. ſ. w.) trugen beide Contrahenten pro rata. Ich ſtaunte über ſo viel juriſtiſchen Scharfſinn bei einem Manne, der Poet ſein wollte, wie Werner. Dieſer wäre bei der Theilung der Erde ſicher nicht zu kurz gekommen! Uebrigens be-

weiſt der Contract nebenbei noch, wie auch Iffland ſich auf die kaufmänniſche Seite der Kunſt ſo vorzüglich verſtand, daß an ihm wahrlich ein großer Financier verloren gegangen iſt.

Ifflands Brief, der mir die abſchlägige Antwort brachte, enthielt noch zwei frappante Zeilen, nämlich eine Prophezeihung, die ich hierherſetzen will, weil ſie wörtlich eingetroffen iſt. „Ich freue mich redlich Ihres verdienten Beifalls" ſchrieb Iffland, und fügte hinzu: „Ich ſehe Sie — denken Sie daran! — bereits als Miteigenthümer der dortigen Bühne!" So geſchrieben anno 1806, im hohen Sommer. „Seltſam iſt Prophetenlied; doppelt ſeltſam, was geſchieht!"

Wohl habe ich oftmals an Ifflands Vorherſage gedacht, als ſie eingetroffen war; damals aber lebte ja Schröder noch, der Eigenthümer unſeres kleinen, aber gemüthlichen Theaters am Opernhofe, der ſich zwar grollend nach Rellingen zurückgezogen hatte, der aber das Dichterwort: „Glaubt Ihr, der Löwe ſchliefe, weil er nicht brüllte?" auf ſich anwenden konnte.

Friedrich Ludwig Schröder — welcher Zauber lag für mich in dieſem Namen! Wie oft hatte ich ſtill gelächelt, wenn ich mir ſagte, daß ich mit ihm die gleichen Vornamen führe; wie hatte er mir immer, „gleich dem feſten Stern des Pols, als meine Lebensregel vorgeſchienen!" Nun hatte mich ein Brief des Hofraths Eſchenburg aus Braunſchweig bei ihm eingeführt, und am 2. Auguſt 1806 wurden wir zu ihm nach Rellingen eingeladen; ein Glück, nach welchem ich mich ſehr geſehnt hatte. Ja, die Bekanntſchaft Schröders zu machen

war ein Grund mehr geweſen, warum ich nach Hamburg gegangen.

Ich traf den berühmten Mann im Kreiſe ſeiner Familie: ſeiner Frau, ſeiner Schweſter (Dorothea Unzer), deren Tochter und ſeiner Pflegetochter, einer früheren Schauſpielerin Demoiſelle Schwarzenfeld, welche Schröders, deren Ehe kinderlos blieb, aus Wien gefolgt war. Seine Kleidung glich der eines Landmannes: ein blauer Oberrock, Stiefeln, rundes Haar; aber eine höchſt edle Geſtalt bewegte ſich in dieſer Tracht. Schröders Größe war die eines vollkommenen Mannes, ſeine Geſichtszüge im ſchönſten Verhältniß; die Augen blau, etwas klein, aber höchſt bedeutend; der Blick ſcharf. Es ſchien, als ſchwebe ein beſtändiges Lächeln um ſeinen Mund, welches, wenn es von gewiſſen Blicken, wobei er die Augen etwas zuſammenkniff, begleitet wurde, ſehr ſatyriſch ausſehen konnte. Seine Haltung blieb immer gleichmäßig ruhig; ſelten oder nie geſticulirte er zu der Rede; die eine Hand ſteckte gewöhnlich im Buſen, während die andere leicht herabhing. Wenn man ihn in dieſer Stellung anblickte, ſo mußte man ihm, ohne ihn zu kennen, gleich den oberſten Platz in der Geſellſchaft anweiſen, eine ſolche Herrſchaft übte er ſtillſchweigend über Alle aus. Auch ließ ſein oft variirtes Lächeln auf die Beweglichkeit ſeiner übrigen Züge ſchließen, und man begriff ganz wohl, daß dieſes Geſicht die heterogenen Masken des Geizigen und des Lear hatte liefern können.

Seinem ganzen Weſen war übrigens eine große Beſon-

nenheit eigen, die ihn nie verließ, mochte er an dem beſprochenen Gegenſtande wenig oder viel Intereſſe finden. Mit einem Worte: er hatte Charakter, wie man ſogleich herausfühlte.

Im Anfange unſeres Beiſammenſeins war ich begreiflicher Weiſe ſehr verlegen; als aber der Herr des Hauſes nach dem Frühſtück einen Spaziergang im Garten vorſchlug, wobei ein günſtiger Zufall mich ihm zum Begleiter gab, löſte ſich meine Scheu, und nun wurde auch Schröder wärmer, ja faſt väterlich gegen mich. Die Unterhaltung ſchien ihm zuletzt ſo zu gefallen, daß wir uns von der Geſellſchaft trennten und lange die ſchönen, von ihm ſelbſt angelegten Alleen einſam durchwandelten.

Bei dieſer Gelegenheit war ich ſo glücklich, ihm bekennen zu dürfen, was ich ſeit meiner Jugend für ihn empfunden hatte und ihm zu ſagen: daß mir durch ihn der erſte Eindruck vom Theater zu Theil geworden ſei.

„Ich ſpiele jetzt nicht mehr“ antwortete Schröder, „und das iſt gut; man muß ſich nicht überleben. Außerdem hat man mich garſtig heimgeſchickt; viel, ſehr viel Verdruß hat mir das Theater gemacht; ich habe daher Alles, was nur in der fernſten Verbindung mit dieſem Geſchäfte ſtand, gehaßt und in den erſten fünf Jahren meines hieſigen Aufenthalts durfte Niemand in meinem Hauſe das Wort „Theater“ ausſprechen. Thöricht iſt's, wenn man geglaubt hat, daß 1795 das dama-

lige franzöſiſche Theater*) mich etwa für meine Einnahme hätte fürchten laſſen. Die franzöſiſche Comödie würde — ich wußte es! — nur von Einfluß geblieben ſein, ſo lange der Reiz der Neuheit währte; ich kenne die Hamburger. Aber die Stimmung, die durch jenes Theater genährt und verbreitet wurde, war mir durchaus zuwider. Dem Publicum grollte ich zwar nicht; aber ich ſah, daß die Beſſern in demſelben vorſätzlich verkehrte Forderungen aus jener Entrepriſe ableiteten, und das habe ich nicht leiden können; dagegen mich zu ſtemmen, habe ich für Pflicht gehalten und dieſe entſchloſſen ausgeübt."

Wir kamen nun auf ſeinen frühern Lebenslauf und auf ſeinen Künſtlerwerth. Schröder lächelte. „Man hat ihn nun einmal hoch angeſchlagen" ſagte er; „übrigens habe ich mir ſelbſt niemals zu Danke geſpielt und auch nie Hang für's

*) „Daß ich das Theater auf Oſtern aufgebe, iſt Ihnen vielleicht ſchon bekannt. Ich bedarf nachgrade der Erholung, der Ruhe. Ein Theil des Senats, und zwar eine kleine Minorität, hat einem franzöſiſchen und engliſchen (Theater) gleiche Rechte mit mir gegeben; macht aus dem franzöſiſchen eine Art von Hoftheater etc. Das kann ich als Deutſcher und Künſtler nicht ertragen; ich trete von den Schauplätzen der Stadt und des Theaters, und will auf dem Lande ſuchen, was mir fehlt." (Schröder am 10. April 1795 an den Frhrn. Adolf v. Knigge. Autograph, bisher ungedruckt, in der Sammlung des Hrn. W. Künzel in Leipzig.) Daß Schröders Entſchluß erſt Oſtern 1798 in Erfüllung ging, weil er Niemand fand, der ihm das Theater abnehmen wollte, iſt bekannt.

Theater gehabt; aber deſſen ungeachtet that ich, was ich that, immer ganz, wie das mit allen meinen Beſchäftigungen der Fall iſt.“ Er zeigte flüchtig auf die ſchöne Cultur ſeines Gartens, der vorher ein Sumpf geweſen war.

„Ich bin anfänglich Tänzer geweſen“ fuhr er fort; „das wurde mir mit der Zeit zu beſchwerlich, und ich fing an „Bediente“ zu ſpielen, ein Fach, welches damals, in den franzöſiſchen Stücken und der Stegreif-Comödie, dankbar und bedeutend war. Durch Borchers und Reineckes Abgang übernahm ich mit etwa dreißig Jahren Väterrollen, komiſche und ernſthafte. Es glückte mir. Nun wollte ich wiſſen, ob ich auch außerhalb Hamburgs Beifall finden würde und machte deshalb eine Reiſe durch Deutſchland. Ich gefiel in Wien, wie auf andern Bühnen. Damit waren meine Wünſche befriedigt, und hätte mir Jemand tauſend Thaler jährlich auf die Dauer meiner Lebenszeit geben wollen, ſo würde ich ſchon damals das Theater verlaſſen haben, denn von jener Summe hätte ich leben können. Das Memoriren iſt mir immer ſehr ſauer geworden; ich weiß von den Rollen aus meinen eignen Stücken nicht vier zuſammenhängende Zeilen. Vom Lear iſt mir noch das Meiſte im Gedächtniß.“

Für dieſe Rolle ſchien er noch immer viel Vorliebe zu haben. So erzählte er einige Züge über ſeine Darſtellung derſelben in München*). Als, von den Rittern in der Ge-

*) Am 2. Juni 1780. Der Präſident Morawitzky in München hat

witternacht in den Wald geführt, der wahnſinnige Greis ſich mühſam heranſchleppt, ſchreit eine Stimme aus dem Parterre: „Laßt ihn ſich doch niederſetzen, den alten Mann — um Gotteswillen!“ Und dabei war der Künſtler, welcher ſeine Zuſchauer in dieſer Weiſe erſchütterte, ſeiner ſelbſt ſo Herr, daß er verſicherte, er habe grade an jenem Abend hinter der Couliſſe mit Jemand über eine wichtige Neuigkeit geſprochen, als ſein Stichwort gefallen und er mitten aus der Unterredung fort auf die Bühne geſtürzt ſei: „Blaſt, Ihr Winde, zerſprengt Eure Backen!“ u. ſ. w. Er zog hieraus den Schluß: der Schauſpieler müſſe in jeder Stunde, zur Tages- oder Nachtzeit, in trüber oder angenehmer Stimmung ſeine Rolle gleich gut ſpielen können — ſonſt ſei er eben kein Künſtler, denn etwas zu ſein ſcheinen, was man nicht iſt, ſei ja das Weſen der Schauſpielkunſt.

Zum Beweiſe, daß das Gefühl der Schicklichkeit, wie des Natürlichen, in jedem Menſchen lebendig ſei, führte Schröder noch folgenden Zug an. „Ein dem Anſchein nach ganz ordinärer Mann kam nach der Vorſtellung des erwähnten Shakeſpeareſchen Trauerſpiels zu mir und machte mir ein Compliment. Aber, ſetzte er hinzu, wiſſen Sie, was mich geärgert hat? Der König verlor einmal den Hut im Walde; der Kent hob ihn auf und ſtülpte ihn dem König wieder auf den Kopf, ohne ihn auszuſchwenken und zu ſäubern, und doch hatte der

die Anekdote in Schröders Stammbuch eingezeichnet; ſ. den Abdruck deſſelben in Lebruns Jahrb. f. Theater u. Theaterfreunde, S. 13.

Hut auf dem naſſen Boden gelegen und Kents Herr war ein König!"

Ein anderer Zug war nach Schröders Erzählung dieſer: „Brockmann, der ſonſt den Lear geſpielt hatte, war bei den Worten: „Ich will Dir predigen!" mit feſtem Schritt auf einen Block geſtiegen, der zum Sitz des alten Gloſter herausgeſchoben war. Mir fiel dasſelbe Spiel ein, aber ich konnte mich vor Schwäche kaum zu dem Blocke ſchleppen. Dies wirkte allgemein."

Das Münchener Publicum rühmte er überhaupt als gut und empfänglich. So erinnerte er ſich, daß, da er zum erſten Male als Hamlet den Geiſt erblickt, viele Stimmen plötzlich aufgeſchrieen hätten: „Jeſus Maria!"

Ich fragte ihn nach ſeinem Urtheil über Iffland. „Er iſt ein braver Komiker" antwortete Schröder; „das Publicum will ihn auch in ernſthaften Rollen ſehen, und ſo muß er ſie freilich ſpielen. Ich habe ſeinen Pygmalion geſehen — und ſchweige. In den „Erben" zog er einen ernſthaften Charakter zur komiſchen Caricatur herab. Iſt das Kunſt — ich laſſe mir's gefallen. Der Beifall iſt auf dieſe Weiſe leicht!"

Nun wurde gefrühſtückt und nachher ein wenig muſicirt. Schröder war ein ſehr großer Liebhaber der Tonkunſt, ja, er beſaß darin ein ſo gründliches Wiſſen, daß er ſelbſt ſehr artig zu componiren im Stande war. Seine Nichte ſetzte ſich auf ſeinen Wink zum Flügel und gab einige Stücke zum Beſten, die ſie ſehr hübſch ausführte; alsdann huben einige Gäſte an

zu ſingen. Es wurde unter Anderm aus den „Pilgrimmen nach Mekka“, einer Operette von Gluck, die Arie zur Guitarre vorgetragen:

„Murmle, Bächlein, zu,
Dein Glu Glu Glu Glu Glu!“

Die Oper war oft in Wien gegeben worden, als das Schröderſche Ehepaar dort engagirt geweſen (1781—85); der Einſiedler von Rellingen hatte ſie ſeit vielen Jahren nicht gehört. Als die erſten Töne erklangen, erheiterte ſich plötzlich ſein Geſicht und bekam zuletzt einen glänzend freundlichen Schein; die beſten Jahre ſeines Lebens mochten an ſeinem innern Sinn vorüberziehen. Mehrmals ſah er ſeine Frau bedeutſam an und wies lebhaft auf den Sänger; als ſie nicht verſtand, was ihr Gatte ſagen wollte, legte dieſer ſeinen Finger an die Stirne, als frage er: „Wo iſt denn Dein Gedächtniß?“ Nachdem das Lied zu Ende war, ſprach er dieſe Worte auch aus und erinnerte ſeine Frau daran, wie glücklich ſie Beide oft bei'm Anhören dieſes Liedes geweſen ſeien.

Bei Erzählungen aus ſeiner Vergangenheit (beſonders wenn er ſie mit einiger Lebhaftigkeit vortrug), beobachtete ich ſeine Bewegungen, ſeine Mimik; beides war wirklich — ich finde kein anderes Wort — einzig, namentlich als er gelegentlich den Ausdruck der Schadenfreude nachahmte. Es war von einem preußiſchen Acciſe-Beamten die Rede; aber auch ohne dieſes zu wiſſen, würde jeder Hörer gemerkt haben, daß Schröder das hämiſche Ergötzen eines Menſchen ſchilderte.

der auf dem Packhofe oder am Thore die Entdeckung eines Fundes verbotener Waaren gemacht hat.

Die Unterhaltung ſtockte allmählich; um ſie wieder zu beleben, führte uns Schröder in ſeinem Hauſe*) umher.

*) Dieſe „Stätte die ein guter Menſch betrat", iſt noch gegenwärtig vorhanden. Der Herausgeber hat über den Zuſtand, in welchem ſie ſich befindet, von hochachtbarer Hand folgende intereſſante Auskunft erhalten: „Am Sonntage den 18. October 1874 habe ich mit einem Freunde einen Ausflug nach Rellingen unternommen, in der Abſicht, Schröders einſtigen Landſitz aufzuſuchen. Wir waren von vornherein geneigt, anzunehmen, daß in Rellingen ſelbſt Schröder jetzt ſo gut wie unbekannt ſein würde, wenigſtens in der Bevölkerung der Wirthshäuſer und ſonſtiger zugänglicher Localitäten. So war es denn auch in Wirklichkeit, und wir fanden erſt nach längerem Fragen einen Mann, der uns das Haus „wat früher mal en Schröder hatt hett" bezeichnen konnte.

Das Haus ſelbſt fanden wir leicht aus, nachdem uns einmal geſagt war, daß es jetzt einem Arzte, Herrn Dr. B. Ruete gehöre. Der Name ſtand an der Thür, und die Hausfrau verabſchiedete grade eine andere Dame, ſo daß ich mir mit Vermeidung aller Zudringlichkeit die Frage erlauben konnte, ob dies Schröders einſtiges Haus ſei? Mit der Bejahung erhielten wir zugleich eine ſehr freundliche Einladung, einzutreten und die innern Räume in Augenſchein zu nehmen.

Wir ſchritten in einen hohen, geräumigen Flur und fanden an beiden Seiten ſehr hübſche, hohe Zimmer, wie man ſie in „Gartenhäuſern" aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts ſonſt nicht oft trifft. Namentlich der Speiſeſaal machte einen höchſt angenehmen Eindruck. Urſprünglich hat Schröder an ein älteres, nach dem Garten belegenes Haus das andere große anbauen und dann im älteren Hintergebäude ſich einen Concertſaal einrichten laſſen. Der Raum deſſelben erſtreckte ſich durch

Alles war mehr wohlhabend und behäbig, als elegant: „ſo muß es ſein“ ſagte der Eigenthümer ſehr treffend, „wenn die

---

das Parterre und die erſte Etage, wo eine gewölbte Decke den Abſchluß gab. Gegenwärtig iſt dieſer Concertſaal wieder in zwei Theile geſchieden durch einen Plafond in der Höhe des erſten Stocks; dadurch iſt unten ein großes gedrücktes Zimmer und oben ein niedriges Local mit gewölbter Decke entſtanden.

Im erſten Stock fanden wir eine lange Reihe hübſcher Zimmer, die alle durch ſchöne Dimenſionen einen behaglichen Eindruck machen; dem ganzen Hauſe merkt man an, daß Schröder ein reicher Mann war, der nicht nur ſich auf die Kunſt verſtand, ſondern auch für die materiellen Annehmlichkeiten des gewöhnlichen Lebens einen entwickelten Sinn hatte.

Im zweiten Stock, der uns nicht gezeigt wurde, befanden ſich die Bodenräume und noch eine Anzahl Zimmer.

Herr Dr. Ruete führte uns dann in den urſprünglich hübſch angelegten Garten, der gegenwärtig nach unſern Hamburger Begriffen ziemlich wenig gepflegt war; der dahinter liegende „Park“ mit den von Schröder ſelbſt gepflanzten Bäumen beſteht nur aus Wieſen, durch die geſchlängelte Alleen geführt ſind. Die „Mühlenau“ fließt hindurch und man ſieht auch hier, daß die urſprüngliche Anlage Geſchmack gezeigt hat.

Das Nebengebäude, das Schmidt „klein“ nennt, ſteht ebenfalls noch unverändert da, ein gewöhnliches altes Haus, aber geräumiger als manche moderne „Villa“. Von den ſpießbürgerlichen Anlagen und zopfigen Geſchmackloſigkeiten, die man ſo oft in den Schöpfungen unſerer Großväter trifft, zeigt ſich im alten Schröderſchen Beſitzthum nichts.“

Meyer (II. 174) berichtet über den 1795 erkauften Landſitz: „Schröder baute — für ſich, ſeine Umgebungen und die Freunde die ihm gefolgt waren und ihn beſuchten. Auch dieſe Werke trugen das Siegel ſeines Geiſtes; nichts war üppig, nichts prachtvoll; Alles reichlich, zweck-

Uebereinſtimmung mit einem ländlichen Aufenthalte nicht geſtört werden ſoll."

Im Billardzimmer hingen Schröders und ſeiner Frau Gemälde; letztere war Aehren und ein Meſſer haltend abgebildet; ihr Gemahl trug einen Hund. Dieſer war jetzt todt; ſein Herr, der ihn ſehr geliebt (wie er denn überhaupt ein großer Thierfreund war), hatte ihn im Garten begraben und

---

mäßig, feſt, dauerhaft, bequem, geſchmackvoll und anſtändig. Zu groß hätte es ſcheinen dürfen, wenn man nur auf das Verhältniß des Landbeſitzes ſah, zu dem es gehörte. . . Er konnte nun einmal nichts thun, was kleinlich war. Den ungeheuern Schwall der bezahlten Rechnungen hat er mir vorgehalten, mich genöthigt, hineinzuſehen, und ſie verbrannt."

Intereſſant ſchildert auch C. A. Böttiger Schröders Tusculum. „Es iſt in der That zu bewundern" ſagt er Minerva 1818, S. 301, „wie Schröder in weniger als einem Jahre, denn ſo lange iſt es, daß er dies Freigut für 22,000 Mark kaufte, ein einfaches Bauernhaus in eine ſo elegante und bequeme Wohnung umgeſchaffen und ihr ſo viel Zimmer und Gelaß gegeben hat, daß jetzt zwanzig Fremde alle auf's Bequemſte da ſchlafen und logiren können. Es iſt eine wunderliche Metamorphoſe. Da, wo die Dreſchtenne war, iſt jetzt ein Speiſeſaal mit ſchönen Wandleuchtern; da, wo Heu und Stroh auf dem Boden lagen, iſt jetzt ein rund zugewölbter kleiner Concertſaal. Freilich iſt es, da Schröder gleich drinnen wohnen wollte, nur ein zuſammengeflicktes Ganze, und Schink" (der Theaterdichter und Dramaturg, der mit nach Rellingen hinausgezogen war) „nennt es im Scherze nur die „Burg mit ſieben Giebeln". Allein das giebt Schröders raſtloſem Baugeiſt und Verſchönerungstrieb nur deſto reicheren Stoff zu allerlei architektoniſchen Verſuchen und Ausſchmückungen."

ihm ein kleines Denkmal ſetzen laſſen. Der Nachfolger dieſes Hündchens war, wie ich Gelegenheit hatte zu beobachten, ſo an ſeinen Herrn gewöhnt, daß, wenn dieſer das Zimmer verließ, er keinen Augenblick Ruhe hielt. Außer dem kleinen Vierfüßler war das Schreibzimmer Schröders noch belebt durch ein Turteltaubenpaar und einen Hänfling, der zutraulich herbeigeflogen kam, aus der Hand naſchte und ſich nicht ſelten auf den Kopf des Fütternden ſetzte.

Lange verweilten wir auch in dem phyſikaliſchen Cabinet, wo ſich Schröder bemühte, uns mit Experimenten zu unterhalten. Seine Apparate waren ſehr ſchön und ſehr koſtbar; er hatte ſie alle aus England kommen laſſen. An den Wänden rings umher ſtand ſeine Bibliothek; ich fand in derſelben Bücher aus allen Wiſſenſchaften. Die Schränke waren geſchmückt mit Büſten griechiſcher Weiſen; gleich am Eingange ſtand ein auffallend abgezehrter Kopf; es war die Todtenmaske Eckhofs. Die Herzogin von Gotha hatte dieſelbe unmittelbar nach des Künſtlers Ableben anfertigen laſſen, wie Schröder erzählte.

Endlich begann die Tafel, bei der Alles ſehr liberal, wie man in Hamburg ſagt: „aus dem Vollen“ zuging. Schröders Frau zeigte ſich als Wirthin von feiner Bildung; des Hausherrn prächtige Laune erhöhte das Vergnügen; ſein Witz war oft ſehr treffend. Er ließ ſich auch in Haushaltungsgeſpräche ein; zu meiner Frau ſagte er: eine rechtliche Wirthin müſſe immer ein wenig Papier und Bleiſtift bei ſich haben,

um jede kleinſte Ausgabe aufzuſchreiben. Er ſelbſt führe ſo pünktlich Buch, daß er den Schilling notire, welchen er am Schlagbaum bezahle, wenn er zur Stadt fahre.

Auch über das Theater fiel noch manches Wort; ſo äußerte ich meine Verwunderung über die Stille und Aufmerkſamkeit, die im Hamburger Schauſpielhauſe herrſche, worauf Schröder meinte: das ſei nichts Wunderbares und gehe mit natürlichen Dingen zu. Der Kaufmannsgeiſt, der für ſein Geld keine Sylbe des auf der Bühne Geſprochenen verloren gehen laſſen wolle, nicht etwa Kunſtſinn ſei der Grund für jenes andächtige Schweigen.

Sodann brachte Jemand die Rede auf die Penſionsanſtalt, welche Schröder ſo hochherzig ins Leben gerufen hatte. Dieſer verſetzte, daß ihm das bezeichnete Unternehmen, welches noch heute ſeinen Namen trägt, ſtets ſchweren Verdruß gemacht habe, und wie er nur wünſche, daß die derzeitigen Directoren Eule, Stegmann und Herzfeld ſeinem Beiſpiel folgen und auf ihre Penſion verzichten möchten*). Ein Gaſt entgegnete: Schröder möge doch als Eigenthümer des Theaters im Opernhofe bei Erneuerung des Contracts mit den Directoren deren Verzicht auf die Penſion als Bedingung aufſtellen, worauf der Meiſter lachend die prophetiſchen Worte

*) Dieſer großmüthige Verzicht Schröders war ſogar in die „Geſetze der Penſionsanſtalt des Hamburgiſchen Deutſchen Theaters" aufgenommen worden; §. 3 derſelben lautet: „Herr Schröder entſagt für ſich und ſeine Erben jedem Antheil an den Fonds der Penſionscaſſe."

ſprach: „Wer weiß, nach fünf Jahren übernehme ich das Theater vielleicht ſelbſt wieder!“

Ueber die Rollenwuth vieler Schauſpieler ſagte Schröder treffend: ſie könne am beſten befriedigt werden, wenn man ſolchen Spielwüthigen einmal geſtatte, ſich ſelbſt die Rollen zu wählen, welche ſie zu beſitzen wünſchen. „Es iſt dann Alles zu wetten“ ſchloß er, „daß ſie ſich in vier Wochen um Ehre und Reputation geſpielt haben!“

Nach Tiſche begaben wir uns in den Garten, wo wir den Kaffee tranken, und da die Scheideſtunde unterdeſſen herbeigekommen war, gewährte uns Schröder noch den Genuß, uns im Garten eine Aeolsharfe hören zu laſſen, gleich als ſollten dieſe langſam verhallenden Töne uns heimgeleiten und ſein Andenken uns gegenwärtig erhalten.

Und wahrlich! In meinem Gemüthe klangen wundervolle Töne fort, die nicht nur durch die Harfe, die durch ſeinen Geiſt in mir angeregt worden waren*).

Von intereſſanten Vorſtellungen, welche damals gegeben wurden, erwähne ich nur die des fünfactigen, von Schiller

*) Der flüchtigſte Vergleich dieſer und einiger folgenden „Geſpräche mit Schröder“, deren Mittheilung der Herausgeber die Originalhandſchrift Schmidts in deſſen Tagebüchern zu Grunde gelegt hat, mit Aphorismen III, 80 fg. wird ergeben, wie ſtark daſelbſt Schmidt das urſprünglich Aufgezeichnete retouchirt hat — nicht immer zum Vortheil der Sache. Der Werth vorliegender Denkwürdigkeiten dürfte durch das Zurückgehen an die ungetrübte Quelle des in friſcheſter Unmittelbarkeit Niedergeſchriebenen unbeſtreitbar gewonnen haben.

aus dem Französischen übersetzten Lustspiels: „Der Parasit, oder: die Kunst sein Glück zu machen". Ich gab den Selicour, und das Ganze gefiel so, daß wir es binnen vierzehn Tagen fünf Mal wiederholen konnten.

Unterdessen traf auch Iffland ein und eröffnete am 5. September ein von außerordentlichem Erfolge begleitetes Gastspiel mit der Titelrolle in meiner Bearbeitung des „Lorenz Stark". Unmittelbar zuvor hatte er in Braunschweig gastirt, und zwar in den nämlichen Rollen, wie bei uns; um so eher kann ich daher im Nachfolgenden ein fremdes Urtheil über ihn einschalten. August Klingemann, der bei mancher Eigenheit geistvolle Dramaturg, dramatische Dichter und spätere Director der Braunschweiger Bühne war es, der mir am 9. September 1806 schrieb: „Wir haben diesmal eine recht interessante Messe gehabt: Iffland! Das ist genug! Er hat uns herzerhebende Augenblicke verschafft; besonders als Komiker ist er unerreichbar; sein Bittermann (in „Menschenhaß und Reue") ist so schalkhaft und dann wieder so wahr — und dann wieder so kunstgerecht, daß ich aufrichtig gestehe: die Kritik scheitert daran. Man möchte oft die Natürlichkeit tadeln, aber sie ist so pikant, daß man nicht dazu kommen kann. Sollte ich den Charakter seines Spiels in dieser Gattung aussprechen, so würde ich sagen: er individualisirt nicht, vielmehr läuft er die ganze Gallerie von Individuen derselben Classe durch, und so erhält sein Spiel zwar keine Idealität (und

dieſe paßt auch für die bürgerlichen Stücke nicht), aber eine unendliche Vielſeitigkeit.

Ich halte den Lorenz Stark für einen durchaus originellen Charakter, indem er grade an dem ſchärfſten Grenzpunkte ſteht, wo die Natur (oder die Wahrheit) nicht weiter kann, und gleichſam ſchon in die Idealität hinüber balancirt; ganz ſo iſt auch Ifflands Spiel ſeinem innerſten Geiſte nach, und ich möchte darum gern den Stark von ihm geſehen haben, eben weil hier Dichtung und Darſtellung ſo genaue Verwandte ſind.

Seine Ruhe und — ſoll ich es ſagen — Monotonie in den Anſtandsrollen iſt grade nicht wieder äußerer Anſtand zu nennen; es iſt vielmehr die innere Spiegelfläche eines reinen Gemüths, worauf ſich kein Bläschen aufwirft — aber nur wenige Zuſchauer begreifen das; ſie nennen es „Aufſparen", und das iſt eine nichtswürdige Idee.

Nun aber Iffland als Darſteller idealer Geſtalten? Ja, da iſt er als Mimiker vortrefflich. Man muß den Wallenſtein von ihm ſehen — aber bei Leibe nur nicht hören! Aufgelöſter Rhythmus, declamatoriſche Diſſonanzen, unmuſikaliſcher Vortrag — o weh! Wozu ſind die Jamben da, wenn ſie der Redner mit Proſa untermiſcht? Wozu componirt der Dichter mühſam die Muſik der Rede, wenn ſie der Schauſpieler converſirend in den proſaiſchen Numerus herunterzieht? Das iſt wahrhafte poetiſche Degradirung.

Was iſt hier die Schuld? Nicht Ifflands ſchlechtes Or-

gan allein; nein, ſein ganzes Princip, das weder in Dichtung noch Darſtellung auf den Kothurn begründet iſt. Wo dort (in den bürgerlichen Stücken) die wenige Betonung höchſt bedeutend iſt, da wird ſie hier wahrhafte Monotonie; ſo giebt er leider alle die poetiſchen Stellen im „Wallenſtein“. Selbſt der Athem iſt für das Weitausgreifende der Verſe nicht berechnet; der Ton fällt oft ſchon in der Mitte gänzlich und ſteigt am Ende (oft ſogar dem Redeſinne zuwider) unnatürlich in die Höhe. Auch ſelbſt Kunſtgriffe der Rede bedient er ſich, weil er das proſaiſch erreichen will, was ihm poetiſch — unmöglich wird.

Ein Beiſpiel nur von ſeiner tiefen proſaiſchen Anſicht! Das ſchöne Gemälde des Traums, worin die Viſion ſelbſt ſo anhebt: „Und mitten in die Schlacht geführt ward ich im Geiſt!“ Wie ſpricht er dieſen Vers? Er hebt ihn bedeutend und myſtiſch an, bis „ward ich“; hier hält er einen Moment inne, hebt den Zeigefinger und ſagt, gleichſam in parenthesi, damit der Zuhörer wohl bemerke, daß ihm das Alles nur geträumt habe: „im Geiſt!“ Ein einziger ſolcher Zug iſt hinlänglich! Fleck hat gewiß dieſe Rede nicht ſo geſprochen, oder er iſt — nicht Fleck geweſen.

Ebenſo unmuſikaliſch hat Iffland den Tell geſprochen. Gott, was war das für ein Monolog im vierten Acte! Ich habe mich ſelbſt dabei gefragt: „Aber warum ſchreibt Ihr noch in Verſen? Es iſt ja eine ganz unnöthige Mühe!“ Daß Iffland in ſolchen Rollen dennoch irgendwo noch immer Iff-

land bleibt, das verſteht ſich von ſelbſt, aber vergöttern wollen wir ihn hier denn doch nicht!

Als Menſchen muß ich übrigens Iffland ſchätzen! Er hat mich oft beſucht, und ſich mir von einer humanen und recht freundſchaftlichen Seite gezeigt. Ich kann nicht gut Gift aus Blumen ſaugen, deshalb denke ich denn auch, er hat es im Herzen wahr gemeint! Der Dichter kann Iffland mit vielem Nutzen ſtudiren, und ich glaube, noch mit mehrerem als der Schauſpieler. Warum? das bedürfte der Weitläufigkeit."

Ueber Klingemann, der als langjähriger Leiter der Bühne ſeiner Vaterſtadt Braunſchweig nicht ohne Einfluß auf die Schauſpielkunſt geblieben iſt, will ich um ſo weniger leicht hinweggleiten, als in die Zeit, von der ich ſpreche, die Abfaſſung ſeines Trauerſpiels „Martin Luther" fällt.

Klingemanns Name wird immer denkwürdig bleiben, wenn auch der Träger deſſelben, als dieſer Ende Januar 1831 zu Braunſchweig ſtarb, ſeinen Ruhm bereits überlebt hatte. Eine große, zu große Zahl von Trauerſpielen ſeiner Feder beſchritt die Bretter; es gab eine Zeit, wo ſein „Moſes", ſein „Columbus", „Heinrich der Löwe", „Deutſche Treue", „Heinrich von Wolfenſchießen", ſein „ewiger Jude", namentlich aber ſein „Fauſt" das tägliche Brot jeder Bühne waren, ja, es giebt kleine Theater, auf denen die letztgenannte Dichtung, namentlich wenn Wilhelm Kunſt darin gaſtirt, noch heute*) dem Goetheſchen „Fauſt" bedeutende Concurrenz macht.

*) Klingemanns „Fauſt", der eine Verbreitung von Baſel bis St.

Der Umſtand nun, daß Klingemanns „Fauſt“ beſtändig in Braunſchweig gegeben wurde, Goethes, damals noch für unaufführbar gehaltene Dichtung aber nicht, veranlaßte den 1830 vertriebenen Herzog Carl II. von Braunſchweig zu ſo ſarkaſtiſchen Neckereien, daß Klingemann endlich verzweiflungsvoll Goethes „Fauſt“ hernahm, zuſammenſtrich, die Hauptrollen des Fauſt, Mephiſto und Gretchen in die Hände von Eduard Schütz, Heinrich Marr und der Madame Berger legte und am 19. Januar 1829*) zuerſt das Wage-

---

Petersburg, von Wien bis Memel gefunden hat, wurde noch vor etwa zwanzig Jahren auf größeren, vor kaum zehn Jahren auf kleineren Bühnen dargeſtellt. Der Theaterzettel einer reiſenden Geſellſchaft, die anfangs der ſechsziger Jahre in Schöppenſtedt Vorſtellungen gab, verkündete, das Drama ſei „von Goethe, nach Klingemann“ verfaßt.

*) Da dem Theaterzettel von jenem Tage literarhiſtoriſches Intereſſe nicht abzuſprechen ſein dürfte, ſo möge er hier folgen:

„Hof-Theater.

Montag den 19. Januar 1829

14te Vorſtellung im 4. Abonnement

zum Erſtenmal:

Fauſt

Tragödie in ſechs Abtheilungen von Goethe.

Für die Bühne redigirt.

Perſonen:

Fauſt . . . . . Herr Schütz.
Wagner, ſein Famulus . . . . . Herr Senk.
Mephiſtopheles . . . . . Herr Marr.

ſtück einer Aufführung unternahm — im Innerſten ſeines Herzens überzeugt, das Stück müſſe um ſeiner mangelnden Büh-

---

Erdgeiſt . . . . . Herr Deſſoir.
Böſer Geiſt . . . . . Herr Gaſſmann.
Ein Schüler . . . . . Herr Hübſch.
Froſch } Studenten . . . . . Herr Eggers.
Brander } Studenten . . . . . Herr Günther.
Siebel } Studenten . . . . . Herr Moller.
Altmayer } Studenten . . . . . Herr Scholz.
Hexe . . . . . Mad. Lay.
Margarethe, ein Bürgermädchen . . . . . Mad. Berger.
Valentin, ihr Bruder, Soldat . . . . . Herr Kettel.
Frau Marthe, ihre Nachbarin . . . . . Mad. Klingemann.
Drei Handwerksburſchen. Zwei Schüler. Zwei Dienſtmädchen. Zwei Bürgermädchen. Drei Bürger. Eine Wahrſagerin. Soldaten. Volk. Erſcheinungen und Geiſter.
Der Anfang iſt um 6 Uhr und das Ende nach 10 Uhr.“

Die Beſetzung der Nebenröllchen, namentlich der weiblichen, deren Darſtellerinnen ſpäter zum Theil eine hohe Kunſtſtufe erreicht haben (das „zweite Bürgermädchen“ z. B. gab Dem. Höpfner, ſpätere Frau Kettel), beweiſt, daß Klingemann bei der Einſtudirung des Dramas ſehr ſorgfältig verfuhr. Am 3. Februar wurde daſſelbe zum erſten Male wiederholt, und zwar (was für den Erfolg des erſten Abends ſpricht) bei aufgehobenem Abonnement. Der Zettel zeigte den Zuſatz: „Noch bedeutend abgekürzt“. Bemerkenswerth iſt das Fehlen jeglicher muſikal. Zugabe.

Von den Hauptdarſtellern ſtarb Schütz 1868 als Hoftheaterdirector in Braunſchweig, Marr 1871 als Regiſſeur des Thaliatheaters in Ham-

nengerechtigkeit willen abgelehnt werden; dann aber werde der Herzog ad absurdum geführt und Klingemanns „Fauſt“ (in dem auch Ludwig Devrient als Unbekannter, nämlich Mephiſto, glänzte) wieder der Matador des Tages ſein.

Aber es kam anders: Goethes Dichtung gefiel, und zwar ſo entſchieden, daß bald eine Bühne nach der andern*) ſie aufführte. Klingemann hatte alſo durch ſein dramaturgiſches Experiment wider Willen eine „rettende Kunſtthat“ begangen, deren intellectueller Urheber eigentlich Herzog Carl von Braun-

---

burg, Frau Berger geb. Pichler 1837 bei Gelegenheit eines Gaſtſpiels in Bremen, Deſſoir (der ſpäter mit Marr als Mephiſto alternirte) erdroſſelte ſich.

„Fauſt“ war übrigens damals an der Tagesordnung; fortwährend wechſelte fortan, auch in Braunſchweig, Klingemanns und Goethes Drama mit der Oper von Spohr, welche ſchnell große Beliebtheit errungen hatte.

*) Am 8. Juni 1829 folgte Hannover; am 28. Auguſt Leipzig; am 29. Auguſt Weimar (Fauſt: Durand, Mephiſto: La Roche, Margarethe: Dem. Lortzing. Man gab das Werk hier in acht Abtheilungen mit Muſik von Eberwein); gleichzeitig Frankfurt a. M., wo das „Vorſpiel auf dem Theater“ mit aufgeführt wurde; u. ſ. w. Stuttgart hatte eine ſceniſche Einrichtung von Seydelmann und Muſik von Lindpaintner; ſpäter hat auch Ludwig Tieck eine Einrichtung geliefert, die u. A. in Lübeck und Breslau adoptirt wurde. Für Berlin componirte Fürſt Anton Radziwill die (bis heute von den meiſten Bühnen beibehaltene) Muſik. Natürlich iſt hier überall von dem erſten Theil des „Fauſt“ die Rede; der zweite (eingerichtet von Wollheim, mit Muſik von Pierſon) iſt bis jetzt nur von ſehr wenig Bühnen gegeben und auf den Brettern nicht heimiſch geworden.

ſchweig war, und ſieht nun zum Lohne für dieſe ſchöne Handlung ſeinen Namen für alle Zeiten im Tempel des Nachruhms als den eines Pfadfinders für die Darſtellbarkeit der herrlichſten deutſchen Dichtung leuchten.

Von ſeinen Dramen aber hört und ſieht man jetzt wenig mehr; das war jedoch anders zu der Zeit, von welcher ich ſpreche. Damals galt Klingemann ſelbſt ſehr geiſtreichen Köpfen für einen nicht zu unterſchätzenden Rivalen Schillers. Schrieb mir doch mein Freund Keller aus Magdeburg, als er dort den „Luther" hatte aufführen ſehen, ganz begeiſtert: „Klingemann iſt wahrlich ein geſcheidter Kopf! Wäre ihm Werner nicht mit der „Weihe der Kraft" zuvorgekommen, ſo würde ihm ſein „Luther" einen ſehr großen Ruf gemacht haben; inzwiſchen wird es doch immer ein Zugſtück bleiben. In Braunſchweig iſt es bereits mehrere Male mit größtem Beifall, bei vollem Hauſe (nie unter vierhundert Thaler!) gegeben und wird gewiß noch einige Male aufgeführt." Weniger gefiel Klingemanns Drama: „Der ewige Jude", an welchem man die Ausſtellung machte, daß der Ahasver nicht genug handle. Als dies ein witziger Jude hörte, antwortete er haſtig: „Ein ewiger Jüde, der niſcht handelt? Was kann das für ein Stück ſein!" Das Bekanntwerden dieſes Bonmots ſchadete, wie ich überzeugt bin, dem „ewigen Juden" mehr, als ein Dutzend abfälliger Kritiken es hätte thun können.

Da nun Klingemann Modelieferant für die Bühnen war, ſo hatte auch die Hamburger Theater-Direction mit ihm Ver-

bindungen angeknüpft; bald ſah ſie ſich auch in der Lage, den „Luther“ prüfen zu können, ob er Waare für den Platz ſei. Klingemann ſchickte mir das Drama im Sommer 1806 mit folgenden Zeilen, welche zugleich einen trefflichen Einblick in die Art und Weiſe geſtatten, wie dieſer Schriftſteller arbeitete:

„Braunſchweig, den 7. Juli 1806.

Beigehend, lieber Freund, ſende ich Ihnen den Schluß meines „Luther“. Werners „Weihe der Kraft“ hat bedeutende Senſation gemacht, und ich bin der Letzte, der darüber grollt, weil mir die Literatur mehr am Herzen liegt, als meine eigene ſchriftſtelleriſche Exiſtenz. Trotz jener großen Senſation ſende ich Ihnen dennoch meine Arbeit, und zwar aus folgenden Gründen. Erſtlich hat Werners „Luther“ ein ſo ungewöhnlich ſtarkes Perſonale, daß er nur auf wenigen Bühnen wird dargeſtellt werden können; zweitens muß ich bei aller Vortrefflichkeit, die ſeine Arbeit in der Ausführung haben kann, dennoch die Anlage und den Plan tadeln.

Dieſer Stoff iſt an ſich ſelbſt ſo bedeutend und voll innerer Würde, daß der Bearbeiter deſſelben ſich durchaus nicht dabei die Freiheit einer ſolchen Mitwirkung der Fiction erlauben durfte. Luther iſt ein Gegenſtand der Bewunderung für die ganze Menſchheit *ſo wie er iſt*; es bleibt daher auch die Pflicht des Dichters, ihn ſo treu als möglich darzuſtellen, ſoll ſein Werk überhaupt mehr als Gedicht ſein — und der „Luther“ muß das! Werner hat nun aber alles mögliche Außenwerk hineingearbeitet, ja ſogar einen eiferſüchtigen Neben-

buhler; daß der ein ſehr ſchlechtes Seitenſtück zu dem heiligen Reformator abgiebt, brauche ich kaum zu bemerken. Hat Werner ſich vielleicht nicht zugetraut, den Stoff aus ſich ſelbſt intereſſant zu machen? Ich bin ſchon äußerſt bange mit meiner Katharina geweſen, und Sie werden ſehen, wie ſehr ich am Ende die Heirath Luthers dadurch zu modificiren geſucht habe, daß ſie gleichſam als der letzte Schritt in Hinſicht auf die Reformation anzuſehen iſt. Liebelei ertrug der ehrwürdige Gegenſtand meiner Meinung nach nicht. Auch viele hiſtoriſche Mißgriffe hat ſich Werner außerdem zu Schulden kommen laſſen, obgleich die abenteuerliche phantaſtiſche Behandlung eines religiöſen Stoffes immer der ärgſte bleibt. Ich möchte ſagen: der Proteſtantismus ſei von ihm katholiſch dargeſtellt worden.

Dies iſt meine reine Anſicht, und ich will mich ernſtlichſt dabei vor jeder Nörgelei verwahrt haben, da ich überzeugt bin, daß mein Urtheil daſſelbe bleiben würde, auch wenn ich den „Luther" nicht ebenfalls bearbeitet hätte."

Ich las nun den „Luther" und verhehlte dem Verfaſſer mannichfache Bedenken nicht, die ich gegen ſein Drama hatte. Er antwortete: „Was Ihre kritiſchen Bemerkungen über meinen „Luther" betrifft, ſo ſcheint mir die Einwendung in Hinſicht auf den Mundſchenk ſehr richtig; ich habe in dieſer Rückſicht auch die Scene für die Aufführung in Magdeburg verändert. Warum ich den Luther auf dem Reichstage nicht disputiren laſſe, darüber habe ich zwei Gründe: erſtens, ich habe treu nach dem Protocolle gearbeitet, das man noch von

dieſem Reichstage aufbewahrt, und dies weiſt aus, daß man Luther überhaupt nicht zum Disputiren kommen laſſen wollte, weil man nur zu gut wußte, daß er in allen Disputationen den Sieg davon trage. Zweitens ſtehen wir in Hinſicht unſerer Erkenntniß und Aufklärung ſeit dreihundert Jahren bereits wieder auf den Schultern Luthers, und ſo vieles von Demjenigen in Luthers Lehren, was ſeinen Zeitgenoſſen heterodox und freigeiſteriſch erſchien, würde uns im Gegentheile wieder kindiſch und einfältig vorkommen. Die Zeit gebiert ihre Syſteme, und ein Ideal der Vorzeit wird nicht auch ein Ideal der Gegenwart bleiben. Aus dieſem Grunde blieb ich denn auch nur bei dem Allgemeinen, bei Luthers Kraft und Kühnheit, ſtehen; das Einzelne dürfte bei uns die Probe nicht mehr halten, zumal da der Haufe (das Publicum) nicht von der Gegenwart auf die Vorzeit abſtrahiren kann, und mit Einem Worte nicht hiſtoriſch das Gegebene zu begrenzen verſteht.

Das Stück hat übrigens bei der Darſtellung hier in Braunſchweig außerordentlich gewirkt, das beweiſt die unerhörte Generoſität der Herren Fabricius und Hoſtovsky, die mir freiwillig ein Honorar von zwanzig Friedrichsd'or überſandt haben.

Freilich ſind ſie denn leider auch mit Pferden in mein Stück geritten. Der Aff' ahmt alles nach! Fabricius hat den Zug zum Reichstag in Berlin geſehen — da half kein Bitten und Flehen, ich mußte eine ähnliche Scene arbeiten; es wurde für 500 Thlr., ſchreibe fünfhundert Thaler Garderobe

angeſchafft, eine Dalmatica für den Kaiſer, Krone und Scepter, Kurhüte, Krummſtäbe, Biſchofsmützen, ſieben Pferde gemiethet, der Kaiſer unter einem Thronhimmel, ſieben Wappenherolde — und der Zug dauerte eine halbe Stunde. Gott weiß, mir iſt angſt dabei geworden! Indeß das Publicum hat „Ah!!" geſagt und ſomit — habeant sibi! Ein paar tauſend Thaler hat die Direction gewiß ſchon auf das Stück eingenommen!"

Ueber den unzweifelhaften, ſehr großen und nachhaltigen Erfolg des „Luther" in Braunſchweig und Magdeburg freute ich mich aus ganzer Seele, denn ich ſchätzte Klingemann um ſeines aufrichtigen, ehrlichen Strebens willen ſehr hoch, mochte auch das Erreichte hinter dem Gewollten häufig bei ihm zurückbleiben. Ich gratulirte ihm zu ſeinem wachſenden Autorruhm, ſowie nicht minder zu dem klingenden Erfolge um ſo wärmer, als leider die Hamburger Direction zwar „Heinrich den Löwen", nicht aber den „Luther" zur Aufführung annahm. Welche Gründe hinter dieſer Weigerung ſteckten, habe ich nie erfahren. Vielleicht waren es Bedenken der Cenſur, welche — o Ironie! — in dem „reichsunmittelbaren und freien" Hamburg ganz beſonders ängſtlich aufpaßte und die weiteſtgehenden Rückſichten auf Jedermann, nur nicht auf den Verfaſſer einer Dichtung zu nehmen pflegte.

Indem ich Klingemann und ſeine Werke hier vorerſt verlaſſe, (wir werden Beiden ſpäter wieder begegnen) kehre ich zu dem Punkte zurück, von dem aus ich dazu kam, mich ſei-

ner zu erinnern: zu Iffl ands Gaſtſpiel. Waren, wie ich erzählt habe, die Einnahmen bei demſelben von nie geahnter Höhe geweſen (Iffland hat zu Hamburg in drei verſchiedenen Jahren im Ganzen 65 Vorſtellungen mit einer Geſammteinnahme von 109,113 Mark 12 Schilling gegeben; eine Summe, deren Höhe bis dahin noch nie eine ganze Jahreseinnahme mit etwa 250 Vorſtellungen erreicht hatte), ſo ſanken ſie auf das gewöhnliche Durchſchnitts-Niveau, als der berühmte Gaſt uns, nachdem er noch eine (überfüllte) Benefiz-Vorſtellung gegeben, am 29. Septbr. verlaſſen hatte, und ſo, von mittelmäßiger Güte, blieb der Theaterbeſuch auch dann, als der in Mitteldeutſchland tobende Krieg blutige Opfer forderte. Am 10. October Morgens fiel Prinz Louis Ferdinand von Preußen unter zwei Flintenſchüſſen neben der Saalfelder Landſtraße, vier Tage ſpäter verloren die Preußen die Schlacht bei Jena. Indeſſen müßte ich lügen, wollte ich von allgemeinen tieferen Wirkungen dieſer Hiobspoſten auf Hamburg und die Hamburger ſprechen; weit entfernt wie man war, dachte man auch gut vor'm Schuß zu ſein; ja, unſere Direction glaubte an ein Abnehmen des Theaterbeſuchs, folglich Sinken der Einnahmen, ſo wenig, daß ſie mir am 1. November freiwillig eine Jahreszulage von hundert Thalern machte.

Im ganzen Deutſchland — ſoweit es ſich nicht durch ſeine geographiſche Lage zu einem Intereſſe an dem blutig großen Kampfſpiel, das begonnen hatte, geradezu gezwungen ſah — herrſchte merkwürdig wenig Theilnahme für die poli-

tiſche Lage im Allgemeinen und für den Krieg im Beſonderen; ſpurlos ging ein Ereigniß, wie die Niederlegung der Kaiſerkrone durch Franz von Oeſterreich vorüber! Ich durchblättere meine Briefſammlung aus den Jahren 1806 bis 1815 — kaum irgend einer der zahlreichen Correſpondenten, deren Zuſchriften ich mir bewahrt habe, ſpricht von den Drangſalen des Vaterlandes; Alles dreht ſich nur um eigene kleine perſönliche Intereſſen, um Theatercabalen, Zeitungsfehden, ja, um den müſſigſten Klatſch. Oftmals findet ſich geradezu ausgeſprochen: man wolle nichts von Politik weder hören noch ſchreiben, oder: „Wozu klagen? Es hilft ja doch zu nichts!“ Wahrlich, eine Gleichgiltigkeit, ein Stumpfſinn, aus dem der deutſche Philiſter erſt nach jahrelangem Druck, erſt als Napoleon ihm den Brotkorb höher gehängt hatte, aufgerüttelt werden konnte. In der That waren die urſprünglichen Motive der ſpäter wirklich ſchwunghaften und idealen Erhebung der Nation trivial genug, wie mächtig auch die Illuſionen ſind, denen man ſich über dieſen Punkt ſpäter hingegeben hat.

Noch war das Volk zu ſehr in engherzigſter Jämmerlichkeit befangen; noch fehlte jeder Zug zum Großen und Ganzen. Noch hatte Schiller vergebens gelebt; ſeine auf Allgemeinheit dringende, erhabene Anſchauung der politiſchen Dinge blieb unverſtanden; das Jahrzehnt war ſeinem Ideal nicht reif. Erſt eine ſchwere, bittere — aber heilſame! — Schule des Unglücks ſollte da Wandel ſchaffen und die Nation lehren,

ſich als ſolche zu fühlen — zum erſten Male ſeit länger, langer Zeit!

Kein Wunder alſo, daß das Mißgeſchick der „Preußen“ in den verhängnißvollen Octobertagen 1806 in den Herzen der „Hamburger“ kein ſonderliches Echo fand; lebhafter und theilnehmender wurde man in der alten Hanſaſtadt erſt dann, als der Graus des Krieges ſich gen Norden wälzte.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Jena hatte Mortier Hannover beſetzt, indeſſen Murat, Bernadotte und Soult Blücher nach Lübeck verfolgten. Erſt als der Feldzug dieſe Wendung nahm, fing man an, ihn in Hamburg mit allgemeiner Aufmerkſamkeit zu betrachten; bis dahin hatten ſich höchſtens Einzelne darum gekümmert, ſo groß war damals die Erſtarrung alles politiſchen Lebens! Hamburg betrieb ſeinen überſeeiſchen Handel — das war ihm genug; im Uebrigen ließen die Bürger das Regiment der Väter der Stadt ſchalten und walten, ließen, wie man zu ſagen pflegt, „Gott einen guten Mann ſein“ und hatten höchſtens Theilnahme für ihre Kirchthurms-Intereſſen oder Sorge für das Gedeihen ihres Geſchäfts. Ein deutſches Reich war ihnen ſo gleichgiltig, wie der Umſtand, daß ſie durch den Zerfall deſſelben, ſtatt einer freien kaiſerlichen Stadt, einen ſouverainen Staat ihre Heimath nennen konnten.

So lagen die Dinge, als am 19. November Nachmittags die Franzoſen einrückten und Hamburg in Beſitz nahmen, um es für die nächſten Jahre dauernd zu behalten; wir hatten die

Avantgarde (5000 Mann) unter Marſchall Mortier vor uns; Oberſt Bazancourt wurde Stadtcommandant. Im Uebrigen widerfuhr der Stadt nichts Schlimmes, außer daß ihr die Lebensader unterbunden, nämlich der Verkehr mit England bei Todesſtrafe verboten und alles engliſche Eigenthum confiscirt wurde. Das ganze Unglück dieſer Maßregel ahnte in dieſem Augenblicke noch Niemand; man ſah die Occupation lediglich mit Neugierde, wie ein fremdartiges Schauſpiel, an. Bunt genug ging es freilich her: Italiener, Spanier, Holländer, Franzoſen und — daß ich es niederſchreiben muß! — Deutſche unter napoleoniſchen Fahnen zogen in wirbelndem Wechſel an uns vorbei; das Betragen der Truppen war anfangs im Ganzen gut, nur aus den Vorſtädten erſcholl bisweilen laute Klage.

Im Theater, deſſen Vorſtellungen keinen Abend unterbrochen wurden, gaben wir (o Sarkasmus des Zufalls!) an dem Tage, als Mortier einrückte: „Der Paraſit“ und: „Der reiſende Student, oder: Das Donnerwetter“. An jenem 19. November ſpielten wir zuerſt vor leeren Bänken; nur ſehr wenige Menſchen waren im Theater, darunter freilich Schröder, der von ſeinem Landſitze Rellingen gekommen war. Und wenn Schiller ſeinen Carl VII. ſagen läßt: Saintrailles, der einzige Mann, ſei ihm ein Heer — ſo durfte ich wohl Schröder allein als ein ganzes Schauſpielhaus voll Menſchen anſehen und mir demnach die außerordentlichſte Mühe geben.

Die Nähe des Krieges hatte den Einſiedler von Rellingen

gezwungen, ſein Aſyl plötzlich zu verlaſſen und in die Stadt zu kommen, wo er in ſeinem Hauſe auf dem Opernhofe wohnte und das Theater, welches ihm nun ſo nahe war, wieder fleißig beſuchte. Er war faſt jeden Abend dort; nur bisweilen ſah er einige nähere Freunde in ſeiner Wohnung.

So genoß auch ich das Glück, öfters bei ihm ſein zu dürfen; zum erſten Male geſchah dies am Abend des 14. December. Seltſam überraſchte es mich, zu hören, wie Schröder ſich darüber wunderte, daß er jetzt ſo oft als Zuſchauer vor der Bühne zu finden ſei, auf der er ehedem geſtanden. „Ich bin ſo lange — faſt zehn Jahre, ſeit 1798 — nun ſchon vom Theater entfernt" ſagte er, „daß mir Vieles ganz fremd auf demſelben geworden iſt." Der Augenblick erlaubte es nicht, ihn um eine nähere Erklärung dieſer merkwürdigen Worte zu bitten, welche eben ſo gut für als wider die damaligen Verhältniſſe der Hamburger Bühne ſprechen konnten.

Unter mehreren Theateranekdoten, welche Schröder im Laufe des Abends erzählte, iſt mir eine Cabale im Gedächtniß geblieben, die man gegen ihn in Wien geſchmiedet hatte; ich gebe ſie hier wieder, weil ſich darin der ärmliche Geiſt und das niedrige Verfahren der Schauſpieler gegen das Verdienſt ſo ganz ausſpricht.

1780, als Schröder zum Gaſtſpiel in Wien ankam, logirte er bei dem Schauſpieler Stephanie dem Jüngeren, der ihn ſo dringend eingeladen hatte, daß Ablehnung unmöglich ſchien. Als erſte Rolle, die er ſpielen wollte, hatte Schröder den Lear

in's Auge gefaßt. Stephanie lobte dieſe Wahl über die Maßen und rieth dringend zu. Andere im Publicum billigten bedingungsweiſe, oder ſchwiegen; Einige warnten offenherzig vor dem Lear, indem ſie meinten, daß Brockmann in dieſer Rolle in zu gutem Andenken ſtehe. Stephanie bemühte ſich, dieſe „albernen Rückſichten" lächerlich zu machen. „Spielen Sie den Lear" rieth er unaufhörlich, „und Ihr Glück iſt gemacht."

Schröder beſuchte hierauf den Fürſten Kaunitz, der ihn mit vieler Auszeichnung empfing; daß der Künſtler aber als Lear aufzutreten gedachte, wollte auch ihm nicht gefallen; „Brockmann habe die Rolle zu gut geſpielt". Schröders Ehrgeiz ward endlich rege. „So viel ich weiß" erwiderte er, „war Brockmann in Hamburg mein Schüler; und der Meiſter wird doch noch Etwas für ſich behalten haben?"

Zu Hauſe erklärte er beſtimmt: er werde als Lear debütiren. Stephanie lobte dieſen Entſchluß ſehr, ging aber dann zu ſeinen Collegen, und rief ſchadenfroh: „Nun iſt's richtig, er will den Lear ſpielen. Durchgefallen iſt er nun!"

Vor dem Debüt ſprach Schröder noch einen Herrn, der der Intendanz des Theaters nahe ſtand. „Wenn Sie gefallen", ſagte dieſer zu ihm, „woran ich gar nicht zweifle, ſo ſollten Sie hier zu bleiben ſuchen."

„Ich befürchte nur" antwortete Schröder, „ich möchte zu theuer für Ihr Theater ſein." (Die höchſte Gage war damals nämlich 1600 Gulden.)

Dieſe und die erſte Antwort brachten durch Comödiantenklatſch ein Gerücht zu Wege, welches behauptete: „Schröder habe geäußert, er ſei unbezahlbar als Künſtler und als Lear unerreichbarer Meiſter; Brockmann ſei gegen ihn nur ein Schüler.“

Wie ſehr durch ſolche Ausſtreuungen das Publicum gegen ihn eingenommen wurde, iſt begreiflich. Schröder hatte davon keine Ahnung. Am Abend der Vorſtellung, als er ſich eben ankleidete, drang ein Freund aus Hamburg zu ihm in die Garderobe und entſchuldigte ſich, daß er ihm mit unangenehmen Nachrichten wahrſcheinlich die Stimmung verderben werde, aber er dürfe nicht ſchweigen. Im Parterre ſei nämlich der Unwille des Publicums überlaut, und Schröder ſehe verdrießlichen Auftritten entgegen.

Der Künſtler dankte ihm, trat aber dennoch auf. Der erſte Act ward zu Ende geſpielt. Einige wollten applaudiren, ein allgemeines Ziſchen erſcholl. Im zweiten Acte waren der Ziſcher ſchon weniger; im dritten herrſchte lautloſe Stille. Im vierten kam der Zug mit dem Klotze, der ſchon von München her bekannt iſt; der Ausgang des Stückes rechtfertigte Schröder vollends. „Und“ ſchloß Letzterer ſeine Erzählung, „dieſer Menſch“ (indem er auf ſich zeigte) „war ſchon in ſeinem Hauſe, als das Publicum noch immer im Theater beiſammen war und ihn herausrief.“ — „Hab' ich nicht gut gerathen, Freund?“ ſagte am Abend Stephanie zu ihm und fiel ihm um den Hals; „hab' ich mit dem Lear nicht gut gerathen?“

Als man Schröders Darſtellung des Odoardo Galotti pries, ſagte Stephanie: „Was hat er denn anders gemacht als ich? Er hat halt in die Taſche nach dem Dolch gegriffen!“

„Dieſen Stephanie“ ſagte Schröder, „habe ich unter dem Künſtler gemeint, der in meinem Luſtſpiel: „Die Heirath durch ein Wochenblatt“ die Charaktere durch Perücken unterſcheidet. Stephanie hatte nämlich in jeder Rolle eine andere Perücke und weiter nichts. Im Uebrigen ſpielte er ſich immer ſelbſt, und da er im Leben ein höchſt ungebildeter Menſch war, ſo können Sie leicht denken, was er repräſentirte!“

Sehr witzig ſpottete Schröder über die zur Zeit herrſchenden Wiener Theaterverhältniſſe, indem er folgende Anekdote erzählte. Ein Schauſpieler, der kein Engagement hatte, kam zu dem Director des Leopoldſtädter Theaters zu Wien mit der Bitte um Anſtellung. „Kann der Herr reiten?“ wurde gefragt. „Nein“. „So kann ich den Herrn nicht brauchen!“ Dieſer ging nun zu einem andern Vorſtadttheater. „Kann der Herr fliegen?“ hieß es hier. „Nein.“ „So kann ich den Herrn nicht brauchen.“ Nun wagte es der zweimal Abgewieſene, zu dem Director des K. K. Theaters (damals, 1806, Baron von Braun) zu gehen. „Können Sie memoriren?“ wurde hier gefragt. „Ja“ antwortete der Schauſpieler muthig, indem er annahm, daß dieſe Eigenſchaft ihn ſehr empfehlen werde. „Dann kann ich Sie nicht brauchen“ ward erwidert, „denn Sie verderben mein Enſemble. Bei mir lernt Niemand ſeine Rolle!“

Die Rede kam ſpäter auf den kurz zuvor verſtorbenen Hamburger Rathsherrn Sieveking. Dieſer hatte 1796 das abſcheuliche Projekt entworfen, daß Schröder von jeder Theater-Einnahme den achten Theil an die Stadt zahlen mußte; bis dahin hatten nur die wandernden Marionettenſpieler und Leute, die Thiere u. dgl. ſehen ließen, dieſe Abgabe entrichtet. „Einer Kunſtanſtalt hätte dieſer Druck nicht auferlegt werden dürfen" ſagte Schröder, noch in der Erinnerung erregt über die vor zehn Jahren eingeführte Maßregel. Kurz nach deren Inkrafttreten, als Schröder ſich eben von der Bühne zurückgezogen hatte, ſchrieb ihm Sieveking: „er würde ſich eine in Hamburg gegenwärtige hohe Herrſchaft ſehr verbinden, wenn er noch einmal ſpielen wollte." Mit gerechtem Stolze antwortete der Künſtler: „Seitdem Ew. Wohlweisheiten das Theater mit jenen Menſchen in eine Klaſſe geſetzt haben, die Thiere ſehen laſſen, laſſe ich mich nicht mehr ſehen."

Noch ſcherzte Schröder darüber, daß er „der älteſte Schauſpieler" ſei. Seit ſeinem zweiten Jahre hatte er geſpielt, im dritten zum erſten Male auf der Bühne geſprochen, und zwar in Petersburg, wo er in einem Schäferſpiele die „Unſchuld" repräſentirte und zu ſagen hatte: „Ich ſpreche Dich frei." Wovon er aber und Wen er freigeſprochen habe, wußte er nicht mehr. Nach der Vorſtellung habe er, wie man ihm ſpäter geſagt hatte, auf dem Schooße der Kaiſerin Eliſabeth geſeſſen, die ihn ſehr geliebkoſt habe.

Daß unter ſolchen Erzählungen der Abend nur allzubald

verſtrich, kann man denken. Man ſchied von Schröder immer höchſt ungern.

Die Vorſtellungen gingen unterdeſſen, trotz der trüben Zeitläufte, ununterbrochen vorwärts. Am erſten Weihnachtstage durfte damals — ſo wollte es der Hochweiſe Rath — in Hamburg noch nicht geſpielt werden, jedoch brachte das Jahr 1807 inſofern eine willkommene Erleichterung, als der Abend des 1. Januar freigegeben wurde, an welchem bis dahin auch keine Comödie hatte ſein dürfen, vermuthlich weil amplissimus Senatus der Meinung war, die Leute ſeien paſſender in den Schänkſtuben der Wirthshäuſer untergebracht, als an einer Stätte, wo ihrer ein edleres Vergnügen harrte. Wir gaben zur Eröffnung des neuen Jahres die Cherubiniſche Oper „Faniska".

Ein Declamatorium, welches ich am letzten Januar gab, fiel in jeder Hinſicht außerordentlich befriedigend aus; den Löwenantheil des Beifalls trug mein Töchterchen Louiſe davon, welches drei Pièçen allerliebſt declamirte. Auch Schröder, der gekommen, obwohl er noch in eine große Geſellſchaft geladen war, hatte zu unſer Aller Stolz die Güte, der Kleinen einige Artigkeiten zu ſagen.

Zehn Tage ſpäter, am 10. Februar, waren wir abermals zum Abendeſſen bei Schröder, wo ſich, wie faſt immer, eine auserleſene Geſellſchaft zuſammen fand; ich machte an dieſem Abende die Bekanntſchaft des Profeſſors Meyer aus Bramſtedt, des ſpätern Biographen Schröders. Es wurde

nur vom Theater geſprochen; Schröder allein unterhielt die ganze Geſellſchaft, ſo unerſchöpflich reich war er an kleinen Anekdoten und Zügen, die aber alle mehr oder weniger einen lehrreichen Bezug auf die Kunſt hatten. Er konnte als ein Magazin voll praktiſcher Regeln für dieſelbe gelten.

Die Rede kam zufällig auf die fehlerhafte Betonung der Vocale, die manchem ſonſt braven Schauſpieler eigen iſt. „So lange dieſe Leute" ſagte er, „ohne Leidenſchaft ſprechen, ſind ſie wahr und vortrefflich, aber gnade Gott, wenn ſie das erſte: „O mein Gott!" oder: „Ach mein Vater!" auszurufen haben. Da trillern und ſingen und zerren ſie an den „Oooo!" und „Aaaach!", daß alle Wahrheit dahin iſt. Den Vocalen verdanken ſie ihre Manier. Ich kannte" fuhr er fort, „eine ſehr brave Künſtlerin: Madame Henſel geborene Sparmann, ſpätere Seyler, der ſelbſt Leſſing, freilich in ihrer Jugend — ſie war ſehr ſchön!*) — in der Dramaturgie ein Denkmal geſetzt hat; auch ſie hatte jene fehlerhafte Betonung der Vocale. Dieſe Manier war ihr ſo zu eigen geworden, daß ſie dieſelbe trotz öfterer Erinnerung nie abzulegen vermochte. Sie konnte deßhalb nie auf mich wirken."

„Stille Waſſer ſind tief", Luſtſpiel nach Beaumont und Fletcher von Schröder, war kürzlich gegeben worden. Der Bearbeiter des Stücks war mit der Vorſtellung äußerſt unzu-

---

*) Ihr Portrait (als Merope), nach Graff von Geyſer geſtochen, befindet ſich vor dem Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1776.

frieden*); ich bemerkte — und zwar an dieſem Abend zuerſt — daß er von der Direction nicht viel hielt; ſelbſt an Herrn Herzfeld fand er zu tadeln. „Ich begreife nicht" ſagte er, „wie man Director ſein kann, wenn man es nicht verſteht. Geſetzt, ſo ein Director wollte mich als Schauſpieler über einen Fehler belehren, ſo würde ich ihm antworten: „Du Eſel haſt ja geſtern denſelben Fehler gemacht." Und ich meine, ich hätte ein Recht dazu. Nein, ſeitdem ich meine „ſtillen Waſſer" geſehen habe —" „Fanden Sie, daß die Aufführung nichts weniger als tief war!" fiel Profeſſor Meyer witzig ein.

Auch er äußerte ſich dann über den damaligen Zuſtand der Hamburger Bühne in tadelndem Sinne, namentlich mißbilligte er die Wahl der gegebenen Stücke. „Kein Vernünftiger" meinte er ſehr richtig, „wird der Direction zumuthen, daß ſie täglich einen „Egmont" oder die „Iphigenie" geben ſolle. Wohl aber darf man verlangen, daß in einer ſo großen Stadt die Pächter einer Bühne, die einen ſehr bedeutenden Ueberſchuß liefert, mindeſtens einen Tag in der Woche der Darſtellung eines Meiſterſtücks widmen, damit den Gebildeten, und deren giebt es Gottlob überall, die Gelegenheit gegeben werde, ſich an wahrer Kunſt zu erfreuen. Wird eine ſolche

*) „Vor einigen Tagen trieb mich meine Unzufriedenheit mit der Darſtellung ſchon im zweiten Aufzuge aus den „ſtillen Waſſern". Die männlichen Hauptcharaktere wurden zu niedrigkomiſch gehalten, ſogar in der Kleidung; Antoinette zu vornehm." (Schröder an Meyer, Leben II. 230.)

Vorſtellung auch ſpärlich beſucht, ſo iſt dies als ein Opfer zu betrachten, welches eine gut ſituirte Bühne dem beſſern Geſchmacke bringt — und bringen muß. Sie fahre nur conſequent damit fort, und es läßt ſich wetten: wenn es bekannt wird, daß an einem beſtimmten Tage der Woche nur das kleine Häufchen der Gebildeten das Theater beſucht, ſo wird der Ehrgeiz bald auch Andere dahin führen, die zu dieſen gerechnet ſein wollen, und ſo veredelt ſich unvermerkt deren Geiſtesrichtung. Eine Theaterdirection iſt zur Verweſerin des beſſeren Geſchmacks ernannt und muß dieſer Verpflichtung entſprechen, will ſie ſich nicht mit Affen- und Bärenführern in Eine Claſſe ſetzen laſſen."

Lebhaft verurtheilte Schröder, der nun wieder das Wort ergriff, die Unſitte vieler Komiker, durch unzeitige Späßchen die Aufmerkſamkeit auf ſich und von der Hauptperſon des Stückes abzuziehen*); empörend aber ſei es vollends, durch

---

*) Als Beweis, daß Schröder gewiſſenhaft ausführte, was er als recht erkannt, will ich einſchalten, wie er ſelbſt in einem ähnlichen Falle zu handeln pflegte. Er ſpielte in ſeinen Jugendjahren die komiſche Rolle des trunkliebenden Küſters in Engels „dankbarem Sohn". Wenn nun die Stelle kam, wo Vater Rode ein kurzes Gebet zum Himmel ſpricht, hatte Schröder — damit auch nicht die leiſeſte Bewegung des Komikers die Würde des Gebetes ſtöre oder ſchmälere — ſchon zeitig vorher ſeinen Hut abgenommen und bei Seite gelegt, „denn als Küſter" bemerkte er ſehr richtig, „konnte ich nicht füglich den Hut aufbehalten wenn man neben mir betete. Zog ich ihn aber mit dem Vater Rode zugleich ab, ſo

dergleichen Lazzi eine ernſte oder rührende Scene zu ſtören. Dies letztere ſei ihm einmal in Mannheim angethan worden, wo er den „Vater Rode“ in Engels „Dankbarem Sohn“ geſpielt, und Beil als Küſter das Publicum zur Unzeit in's Lachen gebracht habe. „Einmal“ ſagte er, „ertrug ich's, flüſterte aber darauf Herrn Beil zu: ſo wie er ſich noch ein unzeitiges Späßchen erlaube, würde ich ihn auf offener Scene veranlaſſen, vom Theater abzutreten.“ Uebrigens ſprach er von Beils komiſchem Talent mit vieler Achtung; Iffland ſei damals kaum neben ihm bemerkt worden. „Nie“ ſagte er, „hätte ich geglaubt, daß aus Iffland ein guter Schauſpieler geworden wäre.“ So habe dieſer damals in Mannheim den Narren im „Lear“ und Marinelli in „Emilia Galotti“ bekommen und Schröder gebeten, die Rollen mit ihm durchzunehmen. Iffland habe ſich dabei ganz erbärmlich gezeigt und auf Schröders öfteren Tadel ſich damit entſchuldigt: daß dies keine Rollen aus ſeinem Fache ſeien, worauf Schröder erwiedert habe: daß ihn dies doch nicht hindern könne, die Rollen richtig zu leſen.

Von Beil trug Schröder noch eine Anekdote vor, die (wie er einſchob) er freilich nicht ſelbſt erzählen ſollte, weil er ſich gleichſam ein Compliment dadurch mache. Doch, was er gethan, ſei ja nur ſehr unbedeutend. Man habe ihm nämlich

---

hätte dies leicht einen nicht beabſichtigten lächerlichen Eindruck hervorrufen können.“

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

in Mannheim erzählt, wie ſchlecht die ökonomiſchen Umſtände des guten Beil beſchaffen ſeien; dieſer Künſtler habe bereits Alles verpfändet, und ſein letztes Stück: einen großen Mantel unter dem er gleichſam alle ſeine Defecte bis jetzt verborgen gehalten, habe er kürzlich auch nach dem Pfandhauſe ſchicken müſſen.

Schröder machte ſich nun das Vergnügen, heimlich die ganze verpfändete Garderobe auszulöſen. Ein Freund ſchaffte die Stücke in ein Nebenſtübchen von Beils Wohnung, wo ſie einzeln ausgebreitet über Stühle gehängt wurden. Beil trat in melancholiſcher Stimmung in ſein Zimmer, als er veranlaßt ward, in das Nebenſtübchen zu gehen. Schröder ſtand mit jenem Freunde verſteckt, um der Ueberraſchung zuzuſehen.

„Da iſt ja mein Mantel wieder!“ habe Beil (wie Schröder berichtete) ausgerufen, „und hier meine Hoſen — da ſind ja auch meine Hemden!“. Dann habe er gleichſam für ſich dazwiſchen geſprochen: „Und die Hemden ſind noch rein — und die Röcke unverletzt — Donnerwetter! Und hier der prächtige Mantel! Ha! Ein unbekannter Freund iſt auch ein Freund!“ Mit dieſem Citat habe er ſich endlich Luft gemacht.

Bei dem ſpäter abgehandelten Capitel von Uebertreibung komiſcher Scenen kam Schröder auf das am Tage zuvor aufgeführte Faſtnachtsſtück: „Der Teufel iſt los“. „Da ſind Sie“ ſagte er liſtig lächelnd zu mir, „auch ein wenig zu vorlaut geweſen!“ Ich glaubte mich dadurch zu entſchuldigen, daß ich ſagte: es ſcheine mir, als habe das ganze Perſonal an

dieſem Faſtnachtstage jede Convention des Theaters aus den Augen geſetzt, wie dies bei der Poſſe „Der Teufel iſt los“ in Hamburg damals (und noch viele, viele Jahre ſpäter) von jeher zu geſchehen pflegte*). Zu den Punſchſcenen bildete das geſammte Perſonal mit Kind und Kindeskind regelmäßig einen barocken Aufzug, und Jeder bemühte ſich, den Andern in der Tollheit ſeiner Maske zu übertreffen. Das Publicum ſelbſt pflegte an jenem Tage mitzuſpielen, und vor wie hinter den Lampen nahm man es nicht genau, da Tag und Stunde, ſowie das Stück ſelbſt, welches als Singſpiel gleichſam den Ausgangspunkt der deutſchen komiſchen Oper gebildet hatte**),

*) Lebrun (Allg. Theater-Lex. IV, 178) verſichert, noch 1841 dränge ſich das Publicum am Faſchingsmontage, dem der „luſtige Schuſter“ nie fehlen dürfe, „auf die Bühne und verläßt ſie auch dann erſt, wenn es von dem Theile, der oben keinen Platz finden kann, von Parterre und Gallerie aus heruntergepfiffen wird.“

**) 1753. „Die Schönemannſche Truppe in Hamburg ſpielte dieſes Stück (das alte engliſche „the Devil to pay“) nach einer Ueberſetzung von Bork und nach der engliſchen Muſik. Da es das erſte Singſpiel war, was wieder auf das deutſche Theater gebracht wurde, ſo erhielt es großen Beifall und wurde ein einträgliches Stück für die Caſſe. Die Ueberſetzung war aber nur Handſchrift und Schönemann gab ſie nicht heraus. Koch (Director des Leipziger Theaters) bat daher Weiße, das engliſche Stück auch für ihn zu überſetzen.“ (Chriſtian Felix Weißens Selbſtbiographie, S. 25 fg.) Die frei bearbeiteten Arien componirte Kochs Muſikdirector Standfuß ganz neu; ſpäter „verbeſſerte und erweiterte“ Weiße das Textbuch und Hiller ſchrieb eine andere Muſik dazu. In dieſer Geſtalt blieb „Der Teufel iſt los“ über ein halbes Jahrhundert lang heimiſch auf der deutſchen Bühne.

eine allgemeine fröhliche Ungebundenheit begünſtigten. Bei der in Rede ſtehenden Vorſtellung nun hatte ich als „Bauer Hans“ meine „Grete“ auf einem Schubkarren in die Scene gerollt. Schröder neckte daher: „Ich glaubte mindeſtens, dieſe Grete würde nicht gehen können, oder hinken, weil ſie ſich fahren ließ; wie verwunderte ich mich daher, als ſie ſpäter mit ihrem Hans einen Walzer tanzen konnte!“ Etwas Gedankenloſes — und war es auch noch ſo unbedeutend — konnte Schröder eben nirgend leiden.

Die Rede kam bei dieſer Gelegenheit auf unnatürliche Bewegungen mit den Händen oder dem ganzen Körper, die gleichfalls ſehr oft vom Publicum als Kunſt angeſtaunt werden, aber immer die Täuſchung zerſtören. „So ſah ich“ erzählte Schröder, „in Berlin von Böheim den König im „Hamlet“. In der Scene, wo der König betet, ſtürzte dieſer Schauſpieler mit beiden Knieen zugleich auf die Erde. „O über den Eſel!“ rief ich dem Profeſſor Engel zu, der neben mir ſaß. „Mit beiden Knieen zugleich!“

„Warum nicht?“ fragte Engel. „Das hat jedesmal großen Effekt gemacht!“

„Aber es war jedesmal falſch“ erwiederte ich; „denn auch in der größten Leidenſchaft macht nie ein Menſch eine Bewegung, die ſeinen Körper aus dem Gleichgewicht bringen könnte.“ — Das Letztere tritt aber ein, wenn ich mit beiden Knieen zugleich zur Erde ſtürze!“

Wir mußten die Richtigkeit dieſer Bemerkung ſogleich zugeben.

„Sie haben“ fuhr Schröder fort, indem er mich wieder liſtig anblickte, „einmal ein ähnliches Kunſtſtück gemacht, als Sie im Abbé de l'Epée Ihrem erzürnten Vater auf beiden Knieen nachrutſchten, um ihn zu erbitten. Es gefiel, es gefiel! O, Sie haben gehört, wie ſehr man applaudirte. — Aber man muß ſich nie ein Applaudiſſement errutſchen!“

Ich ſaß beſchämt und fühlte mich recht unglücklich. Raſch benutzte ich jedoch die Gelegenheit, ihn offenherzig um ſein Urtheil über meine Kunſtleiſtungen zu fragen. „Sie ſind“ antwortete er mit Ernſt und Nachdruck, „auf dem Wege, ein ſehr braver Schauſpieler zu werden. Ich wünſchte nur, daß Sie hier gute Muſter hätten. Hüten Sie ſich vor jeder Manier; von Iffland haben Sie vorzüglich viel angenommen.“

Die Bemerkung war richtig; ich ſtimmte mit Iffland in manchen Kunſtanſichten überein. Nie jedoch hatte ich ihm ſclaviſch nachgeahmt, und wenn es dennoch manchmal ſo ſchien, ſo war der Grund einzig der, daß ich ihm in einigen Aeußerlichkeiten, wozu namentlich das verſchleierte Organ gehörte, glich. Hatte man doch noch ehe ich Iffland ſpielen ſah ſchon Aehnlichkeit zwiſchen uns finden wollen!

Ich machte dies beſcheiden gegen Schröder geltend, und er war ſo billig, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. „Sie thun ſehr wohl daran“ ſagte er, „die Affen- und Afterkunſt des Copirens ſchlechthin zu verwerfen; Ein ſelbſtändiger Schritt vorwärts iſt mehr werth, als meilenweit auf fremden Krücken zu hinken. Die Schauſpielkunſt wird ſehr herabge-

würdigt, wenn man nur den Begriff der Nachahmung vorhandener Muſter damit verbindet. Allenfalls ſtaunt man den Fleiß des Copiſten an, aber auf den Namen eines Künſtlers darf nur Derjenige Anſpruch machen, der aus der Fülle ſeiner Phantaſie eigene Gebilde frei erſchafft. Ein Schauſpieler ſei kein Antiquar, der ſeine Geſtalten durch Tradition empfängt und wiedergiebt! Dies iſt in Frankreich der Fall; dort lieferte der Acteur, welcher vor einem Jahrhundert zuerſt die Rollen des Racine oder Molière „creirte", die unwandelbare Richtſchnur der Darſtellung, und bis auf den heutigen Tag wird jenes Vorbild in jeder Bewegung treulichſt nachgeahmt; höchſtens gelang es Le Kain, die Allongenperücken und die Reifröcke zu vertreiben. Noch heute aber richtet ſich der Schauſpieler in der Provinz nach jenem in der Hauptſtadt; wie dieſer den Charakter einer Rolle auffaßte, ſich kleidete u. ſ. w., — ſo und nicht anders wiederholen es alle Nebenbühnen. Die eigene Beurtheilung iſt dadurch gänzlich gefangen, und jegliches Genie wird durch das Joch eines fremden Geſetzes erſtickt."

Alle Anweſenden ſtimmten dieſen Bemerkungen zu; beſonders lebhaft Profeſſor Meyer, der die franzöſiſche Bühne aus eigener Anſchauung kannte. Schröder fuhr fort: „Vor der Hand kann ich nur Sie ſelbſt Ihnen zum Muſter empfehlen. Ich habe nämlich Ihr neulich gegebenes Declamatorium mit großem Vergnügen gehört. Da ſprachen Sie, wie ich Ihnen immer zu ſprechen rathe. Auch Ihre Geſticulation war die richtige. So und nicht mehr."

Auf meine im Verlauf des Abends gethane Frage: „welches Stück er für seine beste dramatische Arbeit halte?“ gab er mir zur Antwort, daß dies „der Vetter aus Lissabon“ sei, weil in diesem Stück mit wenig Mitteln viel bewirkt werde.

Unser Gespräch lenkte sich nun wieder auf seine Directionszeit, während deren er unzählige Schnurren erlebt hatte, die er unvergleichlich vortrug, sie gleichsam dramatisch darstellend. Heute gab er seine Unterredung mit dem originellen alten General von Spörken*) zu Hannover, welche in den Anfang der 1770er Jahre fiel, zum Besten.

Schröder gebrauchte zur Darstellung des „Deserteurs aus Kindesliebe“ eine bedeutende Anzahl Soldaten und mußte den General als derzeitigen Gouverneur der Stadt persönlich darum ersuchen.

Der alte Herr (dessen feierliches Leichenbegängniß **) mit Fackeln als kleiner Knabe gesehen zu haben ich mich noch dunkel erinnere) empfing Schröder sehr freundlich; es entspann sich zwischen Beiden der folgende drollige Dialog, und zwar von Seiten des Generals in der Calenbergischen platten Mundart, worin er als biederer Hannoveraner gern redete.

*) Dieser große Freund und Gönner des Schauspiels, der es im Ballhofe fast täglich besucht hatte, konnte nicht über sein ritterliches Herz bringen, es im Schlosse mit anzusehen, weil er behauptete, es sei despectirlich gegen den König, daß in dessen Hause ein Vergnügen verkauft werde. (Meyer, a. a. O. I, 251.)

**) Feldmarschall Fr. Aug. v. Spörken starb anfangs Juli 1776; Schmidt war damals also vier Jahre alt.

Schröder: „Ich komme, Ew. Excellenz zu bitten, mir zu der morgenden Vorſtellung die Benutzung der nöthigen Soldaten zu erlauben.“

Gouverneur: „Kann He kriegen. He mott ſe aber betahlen. Woveel bruukt He?“

Schröder: „Ungefähr achtzig Mann.“

Gouverneur: „Kann He kriegen. Wat ſöllt de Keerls maken?“

Schröder: „Soldaten.“

Gouverneur: „Dat is gut.“

Schröder: „Ich bitte aber Ew. Excellenz, zu erlauben, daß ſie in ihrer Montur erſcheinen können.“

Gouverneur: „Wat! Is He dull? Könnigs Mondur tau Narrenspoſſen? Dat is nicks. Dat dau eck nich.“

Schröder: „Es iſt doch überall gebräuchlich!“

Gouverneur: „Wat geit meck dat an? Eck dau dat nich.“

Schröder: „So kann ich die Vorſtellung nicht geben laſſen. Ich empfehle mich Ew. Excellenz!“

Gouverneur: „Hör' He mal! Möt de Keerls ook probeeren?“

Schröder: „Ja.“

Gouverneur: „Daför mott He ſe ook betalen! Twei gude Gröſchen för de Praube, twei gude Gröſchen för den Abend!“

Schröder: „Gern.“

Gouverneur: „Denn könnt ſe dat Undertüüg anbehohlen.“

Schröder: „Das nützt mir nichts. Wo ſoll ich achtzig Röcke hernehmen?“

Gouverneur: „Denn kann eck Öm nich helpen. Düvel noch mal! Könnigs Mondur op'n Theater! He is dull!“

Schröder: „Ich empfehle mich.“

Gouverneur: „Adjüs! — Hör' He mal! Se könnt de Röcke anbehohlen, aber He mott annere Rabatten överſetten laaten!“

Schröder: „Wie kann ich —“

Gouverneur: „Un annere Häue —“

Schröder: „Aber —“

Gouverneur: „Un annere Portepées!“

Schröder: „Ich kann bis morgen weder ſo viele Rabatten, noch Hüte, noch Portepées anſchaffen!“

Gouverneur: „Denn kann eck Öm nich helpen. Adjüs.“

Schröder: „Ich empfehle mich.“

Gouverneur: „He is doch'n Schwerenothskeerl! He gift kein gut Wort uut! Hett He denn Schaden, wenn He dat Stück nich geben kann?“

Schröder: „Allerdings.“

Gouverneur: „Na, denn könnt ſe de Häue und de Portepées behohlen; aber annere Rabatten möt ſe partuh hebben.“

Schröder: „Aber —“

Gouverneur: „Nu, taum Düvel! Eck daue alles, wat eck kann, un — Rabatten möt ſe partuh hebben!“

Schröder: „Gut, ich will ſie machen laſſen.“

Gouverneur: „Aber maak He meck keine Flauſen! De Adjudant ſall uppaſſen.“

Nur unter der Verſicherung, die Rabatten ganz gewiß verfertigen zu laſſen, konnte ſich Schröder losmachen. —

Ach, nur zu ſchnell entfloh unter ſolchen Geſprächen die Zeit, wenn wir Abends bei Schröder zum Beſuch waren; und unvermerkt war auch die ganze Dauer ſeines Aufenthaltes in Hamburg abgelaufen. Der Frühling kam, und mit ihm die Nothwendigkeit, daß der treffliche Mann nach Rellingen zurückkehrte.

Am 14. April, bald nach Oſtern, nahm ich ſchmerzlichen Abſchied von ihm. „Sie haben mir einmal geſagt“ bemerkte er gütig, „ich ſolle Acht auf Ihr Spiel geben; das habe ich gethan. Bei Ihrem Vortrag habe ich nichts zu erinnern, er iſt innig und folglich wahr. Ihre Sprache iſt rein und ohne Dialect, aber in Ihren Geſticulationen liegen Uebelſtände, welche Sie überwachen müſſen.“ Er ahmte mir dann meine Fehler nach und fügte jedesmal das Richtige hinzu, wobei er das vielfältige Drehen und Wenden des Körpers mit einer Leichtigkeit ausführte, die einen dreiundſechszigjährigen Mann nicht entfernt errathen ließ.

„Nehmen Sie vorlieb“ ſchloß er freundlich; „im nächſten Winter will ich aufmerkſamer ſein!“

Damit reichte er mir die Hand und ich verabſchiedete mich.

Mein Künſtlerleben kam mir nun recht einſam vor, trotz einiger lieben Privatbekanntſchaften, die ich in Hamburg be-

reits geſchloſſen hatte. Ehe ich aber von ſolchen ſpreche, will ich berichten, was bei'm Theater vorging. Iſt doch das Meiſte davon merkwürdig genug.

So wurde am 15. September 1807 Leſſings „Minna von Barnhelm", dieſes unübertroffene Luſtſpiel, um der Occupation willen ohne den Riccaut de la Marlinière aufgeführt! Hätte Leſſing, als er das Stück (nach dem ſiebenjährigen Kriege) ſchrieb, wohl gedacht, daß in Deutſchland eine Zeit kommen würde, wo man aus Opportunitätsgründen dieſe Rolle wegließe?

Das claſſiſche Stück beſchritt die Bretter anläßlich eines Gaſtſpiels von Friederike Bethmann, welche ich nicht anſtehe, für die gebildetſte deutſche Schauſpielerin zu erklären, die ich bis dahin kannte. Auch Freund Klingemann ſchrieb mir in Bezug auf ſie aus Braunſchweig, wo ſie unmittelbar vorher gaſtirt hatte: „Mad. Bethmann hat mir ſehr gefallen; ſie iſt wahrer und conſequenter wie Iffland, der oft zu humoriſtiſch und witzig und daher ſpringend im Spiele iſt. Die Bethmann verſchmäht alles dies, und beſonders alle Effectmittel. Ihre Darſtellungen ſind rein; das Meer iſt durchſichtig bis zur Tiefe, und geräth es in Sturm, ſo greift Welle in Welle."

Die Gaſtdarſtellungen der Bethmann hatten ein vorwiegend claſſiſches Repertoire gebracht; dazwiſchen wurde Franz von Holbeins „Fridolin", Schauſpiel in fünf Acten nach Schillers „Gang nach dem Eiſenhammer" oft gegeben und ſtets gern geſehen; außerordentlich gefielen ferner Goethes „Mit-

ſchuldige", worin ich den Söller und Frau Schröder (=Stollmers) die Sophie ſpielte. Noch producirte ſich ein Tänzer Namens Gaſparini, der naiver Weiſe bekannt machen ließ, er werde „alle ſeine Kunſt aufbieten", um einen p. t. Publico zu gefallen.

Zur Abwechslung hatten wir auch einen kleinen Conflict mit der hohen Obrigkeit, welche am 9. September den Mitdirector des Theaters, Herrn Eule, auf 24 Stunden einſperren ließ, weil der Caſſenbeamte die Loge des Prinzen Bernadotte anderweitig vermiethet hatte. Der Beamte hatte völlig im guten Glauben gehandelt, da der Senat, der die Bernadotteſche Loge bezahlte, hatte ſagen laſſen: dieſelbe brauche nicht mehr reſervirt zu werden. Am erſten Abend nun, da ſie vermiethet war, fiel es dem Prinzen ein, das nie zuvor von ihm betretene Theater zu beſuchen, um die Bethmann als Maria Stuart zu ſehen. Als er keinen Platz fand, war ſein Ingrimm natürlich groß, und amplissimus Senatus beeilte ſich, demſelben Herrn Eule zum Opfer zu bringen, denn die Herren Wohlweisheiten konnten doch unmöglich „in die Bucht ſpringen", wie eine Hamburger Redensart beſagt. Immer wurde das Theater wie ein Stiefkind behandelt. Jahrelang hatte petitionirt werden müſſen, ehe es erlaubt wurde, Sonntags zu ſpielen, und noch jetzt mußte bei jedem beliebigen Anlaß die Bühne geſchloſſen bleiben, wie z. B. am 3. September, wo wegen der Beerdigung des Bürgermeiſters Poppe nicht geſpielt werden durfte!

Da ich von einer Beerdigung ſpreche, ſo will ich doch erzählen, daß eines Tages im October 1807 meine Frau und ich durch den fröhlichen Klang der Feldmuſik eines ſpaniſchen Regiments an's Fenſter gelockt wurden. Wir glaubten nicht anders, als daß das Regiment, wie gewöhnlich, zum Exerzieren marſchiren würde. Wie ſehr waren wir daher überraſcht, als wir hinter dem Muſikcorps die Leiche eines Kindes ſahen! Vier Tambours trugen den ſchwarzen Sarg, auf dem ein Kreuz von Perlmutt lag; über dieſem befanden ſich zwei Kränze von Herbſtblumen, gebogen wie zwei Triumphbögen. Jeder Träger hielt eine Wachskerze in der Hand. So wanderte der Zug in munterem Schritt die Gaſſe hinauf. Ich kann es nicht beſchreiben, welchen angenehmen Eindruck der Anblick dieſer Leiche auf mich machte. Die verſtorbene Hülle, unter den bunt bekränzten Triumphbögen ruhend, ſchien bei den Tönen der fröhlichen Muſik ſo heiter dem Grabe entgegen zu ſchweben, wie ehemals zum Kinderſpiel. „O welches ſchöne Leichenbegängniß!" rief ich unwillkürlich, und mein wie meiner Frau Auge wurde naß. Anſchaulicher als je ward mir bei dieſer Gelegenheit die Zweckloſigkeit unſeres Trauergepränges, das nur darauf ausgeht, den Schmerz der Hinterbliebenen noch zu vergrößern. Da trägt Alles die Farbe der Nacht; Wagen und Pferde, oft die Wände des Trauerhauſes ſind in Schwarz gehüllt. Um den Verſtorbenen recht zu ehren, werden die Empfindungen ſo beſtürmt, daß mancher Leidtragende vom Schmerz überwältigt zu Boden ſinkt. Da wim-

mern die Glocken der Stadt durcheinander; ein Chor von Schülern ſingt eine rührende Cantate; am Grabe ſpielen Muſikanten einen Trauermarſch. Weſſen Herz muß da nicht brechen! Und wozu dieſe Vermehrung des Schmerzes, dies Wühlen in der Wunde? Iſt der Tod an ſich nicht ſchmerzlich genug? Mit dem letzten Athemzuge des Leidenden ſollte die Farbe der Freude überall aufgeſteckt werden, denn der Geprüfte hat überwunden und die Zurückbleibenden bedürfen des Troſtes. Was kann ſie mehr beruhigen, als wenn die Feier des Leichenbegängniſſes den Uebergang zu jenem Leben auf eine heitere Weiſe anſchaulich macht? Der Wagen ſei mit Blumen geſchmückt, die Träger gleichfalls bekränzt, namentlich da, wo die Blumen noch ein Sinnbild der Jugend, der Unſchuld, der Freundſchaft und Liebe vorſtellen. Der Kirchhof ſei nicht eingezäunt von ſchwarzen Gittern: ein ſchönes Blumenbeet ſei die Grenzwarte jedes Grabes, und ſtatt der formloſen Leichenſteine wähle man allegoriſche Figuren, wie ſie die Griechen hatten, um den Tod zu verſinnbildlichen. Dann wird der ſonſt ſchaudervolle Kirchhof einem lieblichen Parke gleichen, und wir werden, wenn wir an ihm vorübergehen, mit innerer Ruhe, oft mit Sehnſucht über die Mauern deſſelben blicken. Vor Allem aber fahre oder trage man jede Leiche unter Muſik, die einen anſtändig-heiteren Charakter hat, zur Gruft.

Doch — nach dieſer Abſchweifung zurück zu dem Gange der Ereigniſſe.

Der Schluß des Jahres 1807 geſtaltete ſich ſehr fröhlich

für mich durch den Erfolg, welchen ich mit einer von Grund aus neuen Umarbeitung meines bereits in Magdeburg aufgeführten vieractigen Schauspiels: „Die Weihnachtsfeier" errang. Schon im October hatte ich dieselbe vollendet und unverzüglich an mehrere Bühnen gesandt, die das Stück fast alle annahmen; zuerst Leipzig, welches mir ein Honorar von acht Ducaten (ein für alle Mal) zahlte. In Hamburg gaben wir es zuerst am 23. December — ein mir unvergeßlicher Abend! Es wurde ziemlich nachläſſig gespielt, namentlich habe ich nie ein schlechteres Memoriren gehört; allerdings war ich auch nie in einem Stück mit den Worten so vertraut, wie in diesem, das ich selbst verfaßt. Nächstdem vermißte ich jede Deutlichkeit des Vortrags, und doch ist diese von so hoher Wichtigkeit! Alle Kunst, aller Kraft-Aufwand ist vergebens, sobald der Zuschauer die Worte des Recitirenden nicht versteht. Das Theater gleicht dann einem Taubstummen-Institute, wo man nur unarticulirte Laute vernimmt. Unser Publicum jedoch — ein schreiender Beweis, wie es durch Gewohnheit gegen ähnliche Mängel bereits abgestumpft war — merkte von alledem nichts und applaudirte sehr viel, ja, unterbrach selbst Reden, deren geistlose Recitirung mich erschreckte, mit Beifallszeichen. Und doch war dies das nämliche Publicum, welches Jahre lang Comödie unter einem Schröder gesehen hatte!

Dieser große Künstler traf in den letzten Tagen des Jahres wieder in Hamburg ein, zeitig genug, um die Vorstellung

der „Jungfrau von Orleans“ am 1. Januar 1808 mit zu erleben. Bald trat auch ich wieder mit ihm in näheren Verkehr.

Ehe ich aber meinen erſten Beſuch im neuen Jahre bei ihm ſchildere, muß ich erzählen, wie ich noch im alten bei einem guten Freunde, Namens Schütte, deſſen Gaſtlichkeit ich manche vergnügte Stunde dankte, die Bekanntſchaft des Doctor Heiſe gemacht hatte. Dieſer, ein Bruder des Bürgermeiſters von Hamburg, war ſehr harthörig und machte anfangs einen gar grämlichen und mürriſchen Eindruck; wenn man ihn aber näher kennen lernte, mußte man ihn ſehr lieb gewinnen.

Mir war das Intereſſanteſte an ihm, daß er von Eckhof viel erzählen konnte. Er war nämlich ein Jugendfreund dieſes großen Künſtlers geweſen. Da mir jede Notiz über denſelben denkwürdig erſchien, weil noch kürzlich ſein Biograph (Iffland, in ſeinem Theateralmanach für 1807) darauf aufmerkſam gemacht hatte, wie vielleicht in Hamburg (Eckhofs Geburtsorte) noch Manches über ſein früheres Leben aufgefunden werden könnte, ſo ſchrieb ich die Erzählungen des Doctor Heiſe ſorgfältig nieder. Er berichtete: Gleichheit des Alters und des Sinnes habe ihn ſchon früh vielfach mit Eckhof verkehren laſſen. Der junge Heiſe führte den Künſtler auch in ſeinem elterlichen Hauſe ein, jedoch nicht als Schauſpieler Eckhof, ſondern als Eckhof ſchlecht weg. Denn der alte Heiſe war Paſtor, und in damaliger Zeit war es noch

ſehr auffallend, wenn ein Comödiant bei dem „hochwürdigſten Herrn“ verkehrte.

Der anſpruchsloſe, geſellige und angenehm unterhaltende Eckhof gefiel dem Paſtor ungemein. Endlich erfuhr dieſer den Stand ſeines Gaſtes, erſchrak zwar etwas, konnte aber doch am Mittage nicht unterlaſſen, ſeinem Sohne zu ſagen: „Warum haſt Du mir den lieben Eckhof nicht mitgebracht?“ Lebhaft ſchilderte Doctor Heiſe, was für ein rechtſchaffener Mann Eckhof geweſen ſei. So habe er die Bekanntſchaft desſelben in — der Kirche gemacht. Der berühmte Muſikdirector Telemann habe im Anfang der Vierziger Jahre allſonntäglich die ſchönſten Kirchenmuſiken aufgeführt; Eckhof habe bei keiner gefehlt und mit Entzücken den majeſtätiſchen, langſam verhallenden Tönen der Orgel gelauſcht. Er begegnete darin Heiſes Empfindungen; Beide wurden ſeit jenen Kirchenbeſuchen unzertrennlich. Heiſe ging damals täglich in das Theater; „Eckhof und die Starke in den Liebhaberrollen —!“ rief der alte Herr enthuſiaſtiſch. „So viel darüber ſchon Gutes geſagt worden, die Größe ihrer Verdienſte zu beſchreiben, iſt unmöglich. Und doch hatten dieſe trefflichen Künſtler die elenden Alexandriner der damaligen Stücke zu ſprechen! Die Wirkung derſelben war nur durch ihren Vortrag erklärbar.“

Heiſe hatte viele Künſtler geſehen; auch Le Kain in Paris. „Keine Spur von Wahrheit habe ich an ihm im Tragiſchen gefunden“ verſicherte er; „ja, in leidenſchaftlichen Rollen

hat er mich oft zum Lachen gereizt. Wie anders*) machte das Eckhof!" Und in der damaligen Zeit, fügte er hinzu, sei es für die wenigen guten Schauspieler noch weit schwieriger gewesen, ein Ganzes in eine Darstellung zu bringen, da der Abstand zwischen ihnen und den übrigen Schauspielern größer, weit größer gewesen sei, als später. Dabei wurde Eckhof damals mit dreihundert Thalern bezahlt, von denen er noch einen Theil in Entréebillets bekam, die er erst durch Juden und andere Zwischenhändler auf der Straße zu Gelde machen lassen mußte!

Auch von Charlotte Ackermann sprach Doctor Heise mit Enthusiasmus. „Sie mochte spielen" sagte er, „was sie wollte, und neben ihr mochte erscheinen, wer da wollte — sie überstrahlte Alles; man sah nur sie. Nur Einen Ton durfte man von ihr hören, und man war gewonnen, gefesselt

---

*) Man erzählt von Eckhof: ein Bauer, der zum ersten Male in das Theater geführt worden, habe, da er ihn als Hofmann mit einem anderen Herrn auf die Bühne treten sah, seinen Hut ergriffen und sich entfernen wollen. Auf die Frage: „Wohin?" antwortete er naiv: „Der Herr (Eckhof) hat ja wohl mit dem Andern etwas Wichtiges zu verhandeln; da schickt es sich nicht, zuzuhören." Welche Wahrheit muß in Eckhofs Auftritt gelegen haben, daß er ohne Worte eine solche Bemerkung in dem Bauern erwecken konnte! Freilich unterstützte die damalige Tracht die Repräsentation gar sehr. Das galonnirte Kleid, welches ohne Chaussure und frisirtes Haar nicht getragen werden konnte, machte die Gestalt schon an sich ehrfurchtgebietend.

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

für den ganzen Abend.“ Dabei ſei ſie nichts weniger, als ſchön, ihr Geſicht z. B. mit Blatternarben bedeckt geweſen, aber die Wahrheit ihres Spiels, ſo ganz kunſtlos und doch ſo ganz Kunſt und Natur, habe für Alles entſchädigt, mochte ſie nun ſpielen, ſingen oder tanzen. Jeden Gegenſtand habe ſie mit Feuer ergriffen, für Alles ſei ſie ſogleich lebhaft enthuſiasmirt geweſen. Unter Anderm erinnerte ſich Doctor Heiſe noch ſehr wohl, wie Charlotte Ackermann confirmirt worden war. Die Lehren der Religion hätten ſie, erzählte er, bei dieſer Gelegenheit ſo tief ergriffen, daß ſie oft laut zu weinen begonnen habe. „Was ſie war“ fuhr er fort, „war ſie eben immer ganz; ich bin überzeugt, hätte man ihr im Trauerſpiel ſtatt des Theaterdolchs einen wirklichen in die Hand gedrückt — ſie hätte ihn ſich durch das Herz ſtoßen können. Ach, meine Lotte ſeh' ich nicht wieder“ ſchloß er trübe, „und ſeit ſie ſtarb, war ich nicht wieder im Theater. Das gelobt' ich bei ihrem Tode und hab' es gehalten!“

„Schröder ſelbſt“ erzählte er nach einer kleinen Pauſe weiter, „hat ihr Talent beneidet und gönnte ihr die faſt abgöttiſche Verehrung auch bei ihrem Tode nicht; wenigſtens reiſte er auf ein Vierteljahr fort. Jeder Stand, jedes Alter in ganz Hamburg fühlte nämlich ihren Verluſt“ — (und ſo weit ich das Hamburger Publicum bereits damals kannte, mußte ich ſelbſt geſtehen: es gehöre ſehr viel zu einer ſolchen Exaltation!) — „die Beſtürzung war allgemein. Als die Nachricht ihres Todes an die Börſe kam, entſtand unter dem

großen Gewühl eine Todtenſtille; bewegt, ſprachlos ſchlichen Alle nach Hauſe. Die Bühne war am nächſten Spieltage ſchwarz behangen, und ſchwarz gekleidet ging das Publicum in's Theater. Charlottes weißbekleidete, im Trauerhauſe öffentlich ausgeſtellte Leiche beſtreute man mit den ſchönſten Blumen, mit Gedichten und kleinen Bildern; Haare, welche man ihr vom Haupte geſchnitten, wurden in Ringe gefaßt oder zu Ringen verflochten; ihrem Sarge folgte eine unabſehbare Menge von Menſchen und Kutſchen; unter feierlichem, ehrfurchtsvollem Schweigen gab man der mit Myrthen geſchmückten Bahre an einem Sonntag Abend (14. Mai 1775) um ſieben Uhr das letzte Geleite*). Ja, als nach vielen Monaten „Minna von Barnhelm" zuerſt wieder gegeben wurde, worin Charlotte Ackermann als Franziska geglänzt hatte, rief ein halbes Dutzend Stimmen aus dem Parterre deren Nachfolgerin bei den Worten: „Ich bin zur Comödiantin verdorben" laut entgegen: Das ſei ein ſehr wahres Geſtändniß."

Noch ein Geſchichtchen erzählte der alte Herr, welches darthut, mit welchen keuſchen — ich möchte ſagen, heiligen Empfindungen man im vorigen Jahrhundert für eine junge

*) Maria Magdalene Charlotte Ackermanns ſterbliche Reſte ruhen mitten im Herzen von Hamburg, nämlich nach einem dem Herausgeber zugegangenen Ausweis der Kirchenſchreiberei, in dem Kirchengewölbe No. 34 zu St. Petri. — Der Geiſtliche, der für die Verſtorbene die „Dankſagung" von der Kanzel herab in einer Weiſe ausführte, welche das Gefühl der Hörer verletzte, zog ſich dafür in einem „offenen Schreiben" eine gedruckte Rüge zu (Schütze, Hambg. Theatergeſch. 434 fg.).

Künſtlerin ſchwärmte. Heiſe und ein junger Kaufmann *) waren ſterblich in Madame Starke verliebt. Einſt gingen die beiden Jünglinge auf dem Jungfernſtieg ſpazieren, wo zufällig auch Madame Starke auf und ab wandelte. Als ſie die Promenade verließ, griff Heiſes Freund haſtig nach dem Boden, hob mit exaltirter Geberde eine Hand voll Erde auf und ſteckte ſie in die Taſche.

„Was machſt Du?“ fragte Heiſe.

„Sie hat darauf getreten!“ antwortete der Schwärmer in Ekſtaſe.

Mit welchen Augen betrachtet man jetzt die Actricen?! Freilich geben ſie es heutigen Tags oft recht wohlfeilen Kaufs! — Auch hierin unterſcheidet ſich die alte, ehrwürdige Zeit vortheilhaft von dem modernen Treiben.

Was mir Doctor Heiſe von Charlotte Ackermann erzählte, war ſo aufregend für mich geweſen, daß ich mir alsbald eine Brochüre: „Die letzten Tage der jüngeren Demoi-

*) So ſteht in der Handſchrift. In ſeinen „Dramaturgiſchen Berichten“ (Aphorismen III, 133 ff.) hat Schmidt dieſe Anekdote dem Dichter Daniel Schiebeler beigelegt. Da jedoch die Handſchrift unmittelbar nach der Unterredung mit Heiſe entſtand, während die „Aphorismen“ erſt 1834 gedruckt wurden, ſo ſtreitet ſchon dieſer Umſtand für die vom Herausgeber bevorzugte Lesart, welche Schmidt wahrſcheinlich nur geändert hat, um die Anekdote, indem er ſie an einen bekannten Namen knüpfte, pikanter zu machen. Auch die Vergleichung der Daten aus Schiebelers Leben mit denjenigen in der Biographie der Starke ſpricht mit höchſter Wahrſcheinlichkeit gegen die Darſtellung der „Aphorismen.“

ſelle Ackermann, 1775", geben ließ, welche (wie ich ſpäter erfuhr) aus der Feder eines nicht einmal in Hamburg wohnhaften Scribenten Namens Rathleff*), der lediglich auf die Neugier des Publicums mit ſeinem total aus der Luft gegriffenen Machwerke**) ſpeculirt hatte, gefloſſen war. Da ich nicht glauben konnte, daß die Brochüre gänzlich erfunden ſei, und neugierig war, zu erfahren, was etwa an derſelben

---

*) Er war Amtsſchreiber im Lüneburgiſchen.

**) Daſſelbe wurde laut Nekrolog der Charlotte Ackermann (Gothaer Theaterkalender für 1776, S. 91 fg.) „unter dem modiſchen Titel: „Leiden und Freuden der Demoiſelle Ackermann" noch einmal an Mann gebracht .... ſie gehören unter den abgeſchmackteſten Miſchmaſch, womit die Meſſen je ſind heimgeſucht worden." Außer dieſer Brochüre erſchien noch eine zahlreiche Menge anderer, deren Werth jedoch nicht viel höher anzuſchlagen iſt; z. B. das „geſammelte Mitleiden beim Tode der Dlle Charlotte Ackermann"; ein „Briefwechſel bei Gelegenheit von deren Abſterben", deſſen Verfaſſer der bekannte Licentiat Wittenberg war; u. ſ. w. Die „letzten Tage" — berichtet der Gothaer Theater-Kal. — „prangen mit einem häßlichen Kupferſtich der Schauſpielerin. Man trifft auch Monatskupfer mit Verſen an, die ſie in verſchiedenen Auftritten vorſtellen. Das von La Rochette in Gyps gearbeitete Profil der Künſtlerin iſt das beſte und ähnlichſte Bild, das man von ihr beſitzt." Bekannt iſt, daß der Hamburger Senat dem in den Tageblättern üppig emporſchießenden Unkraut ſchlechter Gedichte endlich mit dem kategoriſchen Verbot: dergleichen noch ferner zu drucken, den Garaus machte; auf dieſe Weiſe gerieth auch der Plan in's Stocken, der Verſtorbenen ein Denkmal zu errichten, zu welchem bereits eine anſehnliche Summe durch Unterzeichnung zuſammengebracht war.

authentiſch wäre, ſo beſuchte ich am Morgen des 10. Februar in aller Frühe Schröder, von dem ich die glaubwürdigſten Aufſchlüſſe darüber erhalten konnte.

Mit Vorſicht mußte ich meine Unterſuchung beginnen, da man ſich in Hamburg erzählte, daß Schröder an Charlottes Tode ſchuld ſei, indem er ihr wegen eines zu freien Coſtüms in einem Ballete eine Ohrfeige gegeben habe.

Ich erfuhr nun von Schröder, daß an jener Brochüre über Charlottes „letzte Tage" nicht Ein wahres Wort ſei; das Ganze ſei eine elende Buchhändler-Speculation geweſen.

„Ja wohl" ſagte er, „beſaß das Mädchen ein großes Talent, und ihr Tod überraſchte uns fürchterlich. Ich erinnere mich noch vollkommen: ich wollte des Morgens um zehn Uhr zu meiner Mutter gehn um die Schweſter zu verklagen."

Schröder machte hier eine Pauſe, ſchritt im Zimmer auf und nieder und fuhr nach einigem Beſinnen, ſtets unterbrochen von tiefen Seufzern, in ſichtlicher Bewegung fort: „Ich kam hin, und die Mutter antwortete mir auf meine Beſchwerden: „Was iſt zu thun? Sie liegt zu Bette, ſie iſt krank." Ich ging zu ihr hinauf und erſchrak heftig bei ihrem Anblick; ſchnell lief ich hinunter zur Mutter und ſagte: „Das iſt keine Verſtellung, ſie iſt ſehr krank; es muß ſogleich zum Doctor geſchickt werden!" Die Aerzte kamen, doch alle Hilfe war vergebens; um Mitternacht war ſie todt!"

Wiederum ſchwieg Schröder — auch ich fand keine Worte, um die Pauſe zu unterbrechen. Endlich hub er wie-

der an: „Ihr Tod hat mir vielen Kummer gemacht; man maß mir die Urſache desſelben bei. Ich hatte damals die Arrangements der Ballete und eben den „Faßbinder“ einſtudirt. Charlotte tanzte meine Frau. Da ich der Arbeit zu viel hatte, ſo konnte ich mich um alle Details nicht immer bekümmern; ſo ſchrieb ich z. B. das Koſtüm vor und erwartete nun am Abend die Perſonen in den von mir beſtimmten Kleidern. Wie erſchrak ich daher, als ich auf die Bühne kam und meine Schweſter als arkadiſche Schäferin koſtümirt fand! Ich machte ihr heftige Vorwürfe. „Wie ſoll ich mich denn kleiden?“ fragte ſie. „Nach der Vorſchrift!“ gab ich ihr zur Antwort. Bei der Wiederholung des Ballets war ſie nun zwar anders gekleidet, aber ein ſo kurzer Rock umgab ihre Kniee, daß ich mich abermals darüber ärgerte. „Es iſt gut“ ſagte ich zu ihr, „morgen will ich zur Mutter gehen; die ſoll es dir ſchon ſagen!“ Dieſe meine Worte wurden Anlaß zu dem Gerüchte, wir hätten uns auf das Heftigſte gezankt, ja, ich hätte Charlotten ſogar geſchlagen! Was ich bei dieſer Verläumdung empfand, können Sie wohl denken! — Nachher erzählte man mir, ſie habe an jenem Abend, während des Ballets, nach dem Haupttanze ein Glas Waſſer gefordert und es in der kleinen Garderobe haſtig ausgetrunken, hierauf ſich mit nackten Schultern und Armen, erhitzt wie ſie war, an das von ihr aufgeriſſene Fenſter geſtellt. Ich ſelber ſuche die Urſache ihres Todes in einem Unfalle. Etwa zehn Wochen vor dem erzählten Zwiſte war die Geſellſchaft in Schleswig; Charlotte er-

ging ſich in einem kleinen Gehölz, wo ſie ein, dem Anſcheine nach, geduldiges Pferd weidend fand. Sie liebte das Reiten, ſchwang ſich auf das Thier, dieſes ging durch und flog einer nahegelegenen Scheune zu; die Thür war geöffnet und ſo klein, daß der Kopf der Reiterin zerſchmettert worden wäre, wenn ſie ſich nicht kurz vorher herabgeworfen hätte. Sie hatte von dem Falle eine große Erſchütterung in der Seite empfunden, der Schmerz wich indeß und es war nicht weiter die Rede davon; doch kann leicht eine innerliche Verletzung ihren Tod herbeigeführt haben. Ein langes Lebensziel hätte ſie ohnehin gewiß nicht erreicht, ſie war zu nervös, zu reizbar, voll romanhafter Ideen. Alles trieb ſie bis zur Extravaganz. Sie biß wirklich in die Kette, und rauſte ſich wirklich das Haar aus, wenn der Dichter es vorgeſchrieben hatte."

Auf meine eingeworfene Frage: wie ſie mit ihrer Schweſter Dorothea harmonirt habe? antwortete Schröder: „Ziemlich gut." Nun kam die Rede auf ſeine Mutter; auch dieſe ſei, ſo verſicherte der Sohn, eine brave Künſtlerin geweſen, habe gründliche Kenntniſſe beſeſſen und ſelbſt einen artigen Vers gedichtet. Wie meiſterlich ſie zu ſticken verſtanden, konnte ich an unſerer Theatergarderobe ſelbſt noch bewundern. Der alte Ackermann glänzte hell ſelbſt neben Eckhof; ſein Wachtmeiſter in Leſſings „Minna" war — unterſtützt durch die militäriſche Haltung des einſtigen Soldaten — eine unübertreffliche Leiſtung*).

*) Es iſt uns ein ganz vertraulich gethaner, ſchöner Ausſpruch Leſſings über Conr. Ernſt Ackermann erhalten, der das Geſagte beſtätigt. Als

Ich bewunderte die vielen Talente, die hier in Einer Familie vereinigt geweſen ſeien. „Schade“ erwiderte Schröder lächelnd, „daß ſie nicht alle zugleich gereift waren und wirken konnten. Ich hätte es wohl ſehen mögen! Sonderbar iſt es mir, wenn ich an meine frühere Epoche denke. Damals tanzte ich nur, und tanzte leidenſchaftlich. Für das Schauſpiel hatte ich keinen Sinn. „Wenn ich einmal ein Bein zerbrochen habe und nicht mehr tanzen kann, dann iſt es noch Zeit genug, Schauſpieler zu werden.“ So dachte ich. Als ich nun Schauſpieler wurde, nahm ich es erſtaunlich genau, mit meinem Spiel ſowohl, als mit dem Spiel der Andern; Alles war mir nicht recht, Alles tadelte ich, Alles kritiſirte ich *). Selbſt Eckhof war nicht davon ausgenommen.“

Eva König ihm den durch einen Schaden am Bein verurſachten Tod des Künſtlers (11. Novbr. 1771) gemeldet hat, antwortet er am 20. Novbr. 1771: „Der gute Ackermann! Er thut mir leid. Bſt. hatte die Nachricht mitgebracht, daß er ſich das Bein wirklich abnehmen laſſen, oder doch feſt entſchloſſen geweſen, es thun zu laſſen. Man fragte mich ſchon, ob er mit dem Stelzfuße auch noch den Wachtmeiſter ſpielen könnte? Aber mir war um die Franziska bange, ſo viel ich ihrer Zuneigung auch ſonſt trauen würde“ (Briefwechſel mit Eva König, 132).

*) Dieſe Hinneigung zur Reflexion und eigentlichen Theorie ſeines Geſchäfts war durch Schröders ganzes Leben vorherrſchend. Das Urtheil konnte an ihn ſtets als an die höchſte Inſtanz appelliren. Eckhof hatte ſich als größten Praktiker erwieſen; mit Schröder ward die Theorie der Schauſpielkunſt gleichſam erſt aufgenommen, und — Leſſing war ſein Wegweiſer. Dies iſt in der Beurtheilung von Schröders Weſenheit nicht zu überſehen, wenn im Verfolg meiner Berichte der Leſer oft zu wähnen

Er erzählte nun einige Eigenheiten dieſes Künſtlers. Man glaube jedoch nicht, daß er deſſen Ruhm dadurch ſchmälern wollte; im Gegentheil räumte er willig ein, wie viel er Eckhof zu danken habe, der ein Meiſter geweſen ſei im Vortrag jeder Versart oder Proſa, ja, die holprigſten Alexandriner mit einer Biegſamkeit, einem Schwung, Feuer und Wohllaut ohne Gleichen recitirt habe. Seine ſonore, harmoniſch tönende Stimme ſei ihm dabei ſehr zu Statten gekommen. Dieſe Stimme habe die Gewalt gehabt, auch durch die trivialſte Stelle im Trauer- oder Schauſpiel dem Auge Thränen zu entlocken. Jedoch habe Eckhof oft ganz unverzeihliche Accentuations- und Declamationsfehler gemacht; Schröder habe einſt eine vollſtändige Sammlung davon entworfen, wozu er durch folgenden Vorfall veranlaßt worden ſei.

Auf einer Reiſe von Hannover nach Hamburg habe Schröder ſeinen Sitz im Wagen neben Eckhof gehabt. Dieſer habe in einem unlängſt neu einſtudirt geweſenen Stücke einen Bedienten*) geſpielt, ein Rollenfach, das ſonſt Schröder gab, ſo daß deſſen Frage nahe lag: „wie Eckhof zu der Partie des Bedienten komme?“

verſucht ſein ſollte, daß Schröder vorklug, ſilbenſtecheriſch, mit Einem Worte: immer ein Beſſerwiſſer hätte ſein wollen.

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

*) Es war der Bourguignon in Marivaux' „Spiel der Liebe und des Zufalls“ (vergl. Meyer a. a. O. I. 186 und 189), im Februar 1768. Schröders Kritik dieſer Darſtellung (im „Verzeichniß der von Eckhof geſpielten Rollen“, Meyer III. 13 fg.) beſteht in drei vielſagenden!!! —

Höchſt vornehm habe Eckhof geantwortet: „Es iſt eine Charakterrolle. Wenn Sie, mein lieber junger Mann, erſt dergleichen geben können, ſo werde ich keinen Bedienten mehr ſpielen!“

Das beleidigte Schröder. „Nun, nun“ entgegnete er, „wir wollen einmal ſehen, wer die meiſten Fehler in ſeinem Fache macht, ob ich in meinen Bedienten- oder Sie in Ihren Charakterrollen. Von heute an ſchreibe ich jeden Ihrer Fehler auf, belauſche alſo jeden Abend ihr Spiel; thun Sie mit mir ein Gleiches, und nach einem Monat wollen wir Abrechnung halten.“

In der That fängt Schröder an zu ſammeln und erinnert Eckhof hie und da auch mündlich an einen Fehler. Einſt, als dieſer abgeht, huſcht ihm Schröder wieder entgegen mit der Bemerkung, „er habe einen Schnitzer gemacht.“

„Laſſen Sie mich zufrieden“ antwortet Eckhof verdrießlich. Tags darauf geht er zum alten Ackermann und zeigt ihm an, daß er deſſen Theater verlaſſen werde, weil er vor Schröders Dreiſtigkeit keine Ruhe habe.

Der Beſchuldigte wird gerufen, erſtaunt natürlich bei den Vorwürfen ſeines Stiefvaters und ſagt indignirt zu Eckhof: „Worüber beſchweren Sie ſich? Iſt es nicht freiwilliges Uebereinkommen unter uns, daß wir uns auf unſere Fehler aufmerkſam machen wollen? Warum zeigen Sie mir die meinigen nicht? Sie haben mir mit den „Charakterrollen“ einen zu mächtigen Fehdehandſchuh hingeworfen; ich mußte ihn auf-

heben und gebe ihn nur dann zurück, wenn Sie unſere Convention widerrufen!“ Das geſchah dann.

Eine ähnliche Reibung entſtand unter beiden Künſtlern bei dem Einſtudiren des „Spielers“ von Regnard, worin Eckhof die Titelrolle und Schröder deſſen Bedienten Hektor bekommen hatte. Eines Tages ſagte der alte Ackermann zu ſeinem Sohne: „Geh doch morgen vor der Probe zu Eckhof; er will Deine Rolle mit Dir durchgehen; Du haſt viel mit ihm zu ſpielen!“

Die Rolle mit ihm durchgehen — das wollte Schröder nicht in den Sinn. „Ich ging nicht hin“ erzählte er, „ſondern gradeswegs in die Probe. „Sie haben mich vorher noch ſprechen wollen?“ ſagte ich zu Eckhof. „Allerdings“ antwortete er, „und zwar wegen einiger Theatercoups, die ich anbringen möchte.“

„Das wird ſich ja wohl auf der Probe arrangiren laſſen“ erwiderte ich. Es kam nun eine Scene, wo ich als Hektor nach Eckhofs Wunſch bei einer gewiſſen Stelle den rechten Arm eine Zeit lang ſteif horizontal halten ſollte, damit Eckhof denſelben bei den Worten: „Und ſo zu Boden ſchmettern“ — im Affect berühren und niederſchlagen konnte. Ich ließ mich natürlich auf dieſes hohle Späßchen nicht ein, ſondern ſagte Eckhof, daß ſolche hanswurſtmäßigen Theatercoups meine Sache nicht wären.“

Noch recitirte Schröder mir eine Stelle aus der Rolle des Orosman in Voltaires „Zaire“, die Eckhof regelmäßig falſch

declamirt habe. Ja, als er Ackermanns Theater verlaſſen machte ſich Schröder den Spaß, nach Gotha an den Schauſpieler Dauer zu ſchreiben und dieſen zu befragen: ob Eckhof die Stelle noch immer ſo ſpräche?

Dauer antwortete mit „Ja" und fügte hinzu, er habe mit Eckhof über den rechten Sinn dieſer Stelle geſprochen und beſcheiden bemerkt, daß ſie ohne Zweifel anders zu betonen ſei, als Eckhof gethan. „Dafür ſind Sie auch der Schauſpieler Dauer" habe Eckhof ihm ſehr empfindlich geantwortet — „und ich bin Eckhof!"

Das Hofmeiſternde eines Kritikers, wie es Eckhof ihm gegenüber herausgekehrt zu haben ſchien, liebte Schröder gar nicht; deſto höher ſchätzte er ein geſundes Volksurtheil, wie es z. B. die Beſucher der Gallerie, während die des erſten Ranges Nicolinis Zauberpantomimen (im Jahre 1773) über alle Beſchreibung reizend fanden, kopfſchüttelnd gefällt hatten, indem ſie ſagten: „Wat ſchall de Kram? Dat is doch keine „Gunſt der Fürſten"! — welches die Geſchichte vom Grafen Eſſex behandelnde Trauerſpiel Schröder kurz zuvor gegeben hatte. Höchſt ergötzlich war auch das Scheidewort dieſer Gallerieбeſucher, als Schröder vor ſeinem Abgange nach Wien noch einmal die größten Triumphe durch Wiederholung ſeiner beſten Rollen feierte. „He ſpeelt wahrhaftig gaud!" hörte man die alten Hamburger urtheilen, „aberſt nu gaiht he weg, de undankboare Kierl! Wy hefft em bill'dt!" Noch jetzt aber ergötzte ſich Schröder an der Naivetät eines reichen Ham-

burgers, der ihm einſt begegnet war und ihn gefragt hatte: „Wat ſpeelt ſe hüte?“ „Ein Trauerſpiel“ antwortete Schröder. „Speelt He ook mit?“ fragte Jener weiter. „Nein!“ — „Och“ bat nun der alte Herr, „köm He man immer 'n bitten mit 'rut. Ik hev Dem gar to geern!“

Doch nicht nur ſolche Späße — auch ernſte Dinge ſprach Schröder mit mir an jenem für mich denkwürdigen Morgen. Die Rede kam auf die allgemeine Lage des Theaters in Hamburg unter der damaligen Direction, für welche Schröder durchaus keine Sympathie gewinnen konnte. „Ich hatte im Vorjahre“ ſagte er, „als die Kriegsunruhen mich veranlaßten, Relingen auf kurze Zeit mit Hamburg zu vertauſchen, keinen Begriff, wie die Sachen hier ſtanden, ich überſah jedoch mit Einem Blick den gänzlichen Verfall der Theaterverwaltung in allen Zweigen und beſchloß auf der Stelle, daß die gegenwärtige Direction nach Ablauf ihres Contracts die Verwaltung nicht ferner führen ſolle.

Zu derſelben Zeit theilte mir der Theaterdichter Schink ein Manuſcript mit, das er nach meinem Vorſchlage mehrmals umgearbeitet, aber doch nicht zu meiner Zufriedenheit geändert hatte. Die Direction bot ihm zwanzig Thaler dafür. Das ſchien ihm zu wenig; ich kaufte es ihm alſo ab und — machte mir den Spaß, es ſo zu bearbeiten, wie ich Schink mehrmals geſagt, er aber nie getroffen hatte. Es gelang mir. „Ei“ dachte ich, „es geht ja noch!“ (nämlich das Arbeiten für's Theater) und nun benutzte ich den ganzen Sommer 1807 zur

Verfertigung neuer dramatiſcher Schriften. Ich durchſuchte zu dem Ende auf's Neue meine engliſche und franzöſiſche Bibliothek, fand manches, was mir gefiel und — in fünf Tagen hatte ich eine Arbeit fertig." Nach dieſen Worten zeigte er mir einen Stoß Manuſcripte: es waren deren einunddreißig. Schröder gebot mir jedoch, hierüber zu ſchweigen und las mir dann, mittheilſam wie er an dieſem Morgen war, aus ſeiner Selbſtbiographie, welche ſpäter Profeſſor Meyer aus Bramſtedt zu ſeinem Lebensbilde des Menſchen und Künſtlers benutzt hat, einige Abſchnitte vor. „Es iſt unglaublich" hieß es darin unter Anderm, „wie ſchwer man mir in Hamburg die Ausübung meiner Kunſt gemacht hat und — die ſogenannten Kunſtkenner waren es eben, die mir ſelten Gerechtigkeit zu Theil werden ließen; ich mochte thun, was ich wollte — ſie tadelten, geiferten, verläumdeten. Das Hamburger Publicum an ſich iſt das ungebildetſte, das ich je kennen gelernt habe. Ganz geſcheidte Leute haben mir in's Geſicht erklärt: „Intriguen-Stücke lieben wir nicht; wir müſſen dabei denken." Die „Comödie der Irrungen", nach Shakeſpeare, mißfiel, weil — „die Brüder zu ähnlich geſpielt würden!" — „So war es damals" ſchloß Schröder ſeufzend ſeine Vorleſung, „und wie ich ſehe, iſt's jetzt noch ebenſo. Manche wacker geſpielte Rolle wird gleichgiltig betrachtet, und Geheul, widerliches Geſpreize, eine Declamation, deren Töne um eine Terz zu hoch ſind, wird beklatſcht. Daß Iffland ernſthafte Rollen zur Caricatur macht, daß er im „Tell" ohne Hut er-

ſcheint, tadelt Niemand; ſeinen „Lear", ſeinen „Geizigen" findet man vortrefflich! Indeſſen" (unterbrach der Sprecher ſich ſelbſt) „ich verdanke dieſem Publicum meinen Wohlſtand, und ſo vergeb' ich ihm den Mord an meiner Kunſt."

Schmeichelhaft war es für mich, daß er mit meiner Darſtellung des Franz in den „Räubern" ſehr zufrieden war; ebenſo lobte er meinen Melchthal im „Tell". So wenig auch der Landmann vom Dichter durch die Sprache gekennzeichnet worden ſei, ſo hätte ich denſelben doch durch die Haltung des Charakters nach Gebühr erkennen laſſen.

Bald nach dieſer Unterredung ſchied Schröder von Hamburg, um nach Rellingen zurückzukehren, während ich die Gelegenheit wahrgenommen hatte, ein Logis zu miethen, wo ich ihm — wenn er im nächſten Winter wieder nach der Stadt käme — noch näher wäre als zuvor. Am 18. Mai zog ich auf den Opernhof, in das nämliche Haus, in welchem einſt Schröders Eltern, die alten Ackermanns, gewohnt hatten, und worin Charlotte Ackermann geſtorben war. Noch jetzt, da ich dies ſchreibe, ſind jene hiſtoriſch denkwürdigen Häuſer, ſammt dem Theater, welches einſt einen Leſſing in ſeinen Räumen ſah, im Aeußeren unverändert erhalten, wenngleich pietätloſer Weiſe nicht mit Votivtafeln geziert*). Damals gehörte der ganze Gebäudecomplex der alten Demoiſelle Willers, der einzigen Tochter des längſt ſchon ſteinreich verſtorbenen holländiſchen

*) Dieſer Stand der Dinge iſt bis zur Herausgabe vorliegender „Denkwürdigkeiten" unverändert geblieben.

Reſidenten Willers*) — einer Dame, die in ganz Hamburg, ja, weit über das Weichbild der Hanſaſtadt hinaus wegen ihrer Schrullen und ihres Geizes verrufen war. Ich komme auf dies merkwürdige Menſchenexemplar zurück.

Während ich ſo für jährlich 350 Mark eine bequeme und ſchöne Wohnung nahe beim Theater und bei dem Hauſe Schröders bezogen hatte, ſollten die Verhältniſſe es fügen, daß ich den verehrten Mann bereits weit eher wiederſah, als im folgenden Winter. Ich beſchloß nämlich, auf das Jahr 1809 einen „Almanach für Schauſpieler und Schauſpielfreunde“ herauszugeben, ähnlich wie das Iffland Jahre lang gethan hatte. Für dieſen Almanach wollte ich eine „Geſchichte des Hamburgiſchen Theaters“ ſchreiben, zu welcher Schröder die unvergleichlichſten Materialien beſaß, die in ſeltener Vollſtändigkeit zurückreichten bis in die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, wo die berühmte Hamburgiſche „Deutſche Oper“

---

*) Er war ein vorzüglicher Gönner von Schröders Mutter geweſen, die im Opernhof eine kleine Wohnung bezog, nachdem ſie Schönemanns Bühne, auf der ſie am 12. Januar 1741 ihre theatraliſche Laufbahn begann, mit Ende des Jahrs wieder verlaſſen hatte, da ihr der Principal nicht die 2½ Thaler Wochengehalt geben wollte, welche ſie forderte; ſie erhielt deren nur 2. Nun ermunterte ſie Willers, ſelbſt eine Schauſpielergeſellſchaft zu errichten, was ihr aber doch wohl unmöglich geweſen wäre, hätte Jener ſie nicht mit Vorſchuß unterſtützt. Ohne ihn würde es vielleicht nie eine „Principalin Schröder“ in der deutſchen Kunſtgeſchichte gegeben haben.

geblüht hatte. Dies treffliche, ganz unschätzbare Material*) war nicht nur absolut vollständig, sondern auch in mustergiltiger Ordnung gehalten, und ich durfte hoffen, daß Schröder mir eben so liberal, wie meinem Vorgänger, dem dänischen Kanzlei-Secretair Schütze, bei seiner ähnlichen, leider nur zu umfangreichen und schwerfälligen Schrift die Benutzung seiner vorzüglichen Schätze gestatten würde.

Vorher jedoch, ehe ich dem Meister mit meinen Bitten nahte, wandte ich mich an den inzwischen auch mir immer

*) Die Trümmer desselben, sowie diejenigen der ungemein reichhaltigen theatralischen Bibliothek Schröders sind im Jahre 1873 gelegentlich der Reorganisation des Hamburger Stadttheaters der dortigen Stadtbibliothek übergeben, nachdem das durch den Verlauf der Zeit doppelt werthvoll gewordene „unschätzbare Material" Jahrzehnte lang in staubigen Winkeln auf dem Schnürboden des Hamburger Stadttheaters gelagert hatte, von Oel beschmutzt, von Würmern zerfressen, von Mäusen benagt, verschollen, vergessen. Als es endlich zufällig entdeckt wurde, nahm man, wo für den scenischen Bedarf Pappstückchen gebraucht wurden, ohne Weiteres die Einbände der Bibliothek Schröders; die Theaterzettel aus den Zeiten des Magisters Veltheim, Neubers, Reibehands, Kochs, Schuchs, Nicolinis, der „Entreprise" bei der Lessing Dramaturg war, wurden nebst einer Reihe von Cassenbüchern und Nachweisen, die von Ackermann und Schröder herrührten, sowie einer starken Anzahl alter Manuscripte (auch classischer Dramen!), welche nachweislich von den Dichtern selbst bezogen und mit literarhistorisch werthvollen Correcturen und Bemerkungen von ihrer Hand angefüllt waren — pfundweis an Käsehöker verkauft. Vergl. über diesen Vandalismus „Hambg. Nachr." 1872, No. 121, Feuilleton S. 2.

werther gewordenen Professor Meyer aus Bramstedt, den ich zu bewegen hoffte, mir diejenigen Notizen über Schröders Wirken, deren ich zu meiner Arbeit benöthigt war, von denen ich aber befürchtete, daß der Patriarch von Rellingen sie mir nicht selber ausliefern würde, kurz aufzuschreiben. Kein Anderer in ganz Hamburg war dazu so durchaus im Stande, wie er.

Mein Gesuch wurde in Bramstedt liebenswürdig aufgenommen und durch einen langen, vertraulichen Brief beantwortet, den ich hersetze, weil er gar manches Detail enthält, das der allzudiscrete Meyer später in seinem Werke über Schröder unterdrücken zu müssen geglaubt hat. Das interessante Schreiben lautet:

„Gutshof Bramstedt, den 16. Juni.

Sehr werther Herr und Freund!

Die engen Grenzen des Aufsatzes, den Sie selbst als einen kurzen Auszug der für das Publicum viel zu langen Schützeschen Theatergeschichte angekündigt haben, erlauben — erfordern vielleicht, daß Sie sich, in Ansehung eines so bedeutenden Umstands als die Zergliederung und Entwickelung der Schröderschen Verdienste ist, auf das allgemeine, unwidersprochene Urtheil aller Zuschauer berufen, die ihn an den verschiedenen Orten Deutschlands gesehen haben. Glauben Sie indessen, da Sie selbst nicht Augenzeuge gewesen und daher nicht aus eigener Ueberzeugung reden können, — denn Sie selbst sind zu bescheiden, auf eine Jugenderinnerung weniger

Rollen aus Hannover Gewicht zu legen — das Urtheil eines Anderen epitomiren zu müſſen, und ſteht Ihnen Schütze dazu nicht an, ſo bieten Ihnen Schinks mancherlei dramaturgiſche Arbeiten eine reichliche Aehrenleſe dazu an. Sie finden ſolche wahrſcheinlich alle in Schröders Bücherſammlung, die ſich jetzt größtentheils in Hamburg befindet, und deren Mittheilung Ihnen Schröder gewiß nicht verſagen wird. Sie werden auch darin manches über Brockmann antreffen, und über andere Mitglieder und Verhältniſſe der Hamburgiſchen Bühne. Ich beſitze ſie nicht, aber ich habe ſie immer mit Vergnügen, nicht ſelten mit Belehrung geleſen. Von Heß' „Journal aller Journäle" enthält ſehr ſchätzbare dramaturgiſche Aufſätze von Fahrenkrüger; des verſtorbenen Albrechts „Hamburgiſche Dramaturgie" iſt ein ſehr geiſtvolles Blatt; ſogar die hingeſudelten Reichardſchen Gothaiſchen Theaterkalender und Theaterjournale und Bertrams „Literatur- und Theaterzeitung", „Ephemeriden" u. ſ. w., zu denen d'Arien manche nicht verächtliche Beiträge geliefert hat, ſind Ihrer Durchſicht werth und können, wenn Sie ſich ſolche zu verſchaffen wiſſen, Ihrem Gebrauche Ehre machen. Ich ſelbſt habe keine Stimme über Schröder, die ſich in wenig Worten darlegen läßt. Ich müßte mein Urtheil über ihn motiviren und mich zuvor über die Grundſätze vergleichen, von deren Annahme ich ausgehe, und ohne deren Einräumung ich kein Wort zu ſagen habe. Nach dieſen Grundſätzen kann ich ihm nicht ſchmeicheln: wer ſie aber nicht anerkennt, würde mich für einen Schmeichler hal-

ten. Denn das Resultat meiner Ueberzeugung von ihm sind die Worte Hamlets von seinem Vater: „Nimm ihn für Alles in Allem, wir werden seines Gleichen nicht wieder sehen!“ Da es nun dem anerkannten Freunde nicht geziemt, vor dem Publicum von seinem lebenden Freunde so zu reden, damit der, von dem er redet, nicht mißverstanden werde; so begreifen Sie, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als mich über Schröder niemals erklären zu dürfen, wie gleichgiltig es mir auch ist, mißverstanden zu werden. Verstehe ich aber Ihre Frage über Schröder recht: „Wie er sich zum tragischen Schauspieler ausgebildet habe?“ so liegt derselben ein gewöhnlicher Irrthum zu Grunde, gegen den ich Sie verwahren möchte. Sie scheinen nämlich zu glauben, daß er erst spät in dieses Fach übergegangen sei. Schröder aber hat von Jugend auf, sobald er die Schule in Königsberg verließ und ihm sein ansehnlicher Wuchs erlaubte, mehr als Kind zu scheinen, jugendliche Helden und feurige Liebhaber mit großem Beifall gespielt. Erst, da er sich aus Neigung und Nothwendigkeit vorzüglich dem Tanz widmete und zugleich erster Tänzer und Balletmeister war, überließ er Andern das Fach der ersten Liebhaber im recitirenden Schauspiel und beschränkte sich auf das Fach der Cavaliers, komischen Bedienten und auf solche Rollen, die mehr Spiel, als Anstrengung des Gedächtnisses und buchstäbliche Erlernung erforderten, doch hat er in großen pantomimischen Balleten auch sehr ernste, tragische und heldenmüthige Charaktere vorgestellt und selbst im

Trauerſpiel, Schauſpiel und höheren Luſtſpiel Anſtandsrollen, Raiſonneurs und rührende Charaktere zur Befriedigung des Kenners und zu allgemeiner Bewunderung ausgeführt. Nie hat Schröder daran gezweifelt, ſelbſt zu der Zeit, da er ſich hauptſächlich mit Tanz beſchäftigte, daß er im recitirenden Schauſpiel große Wirkung hervorbringen werde, ſobald er nur wolle, und hat aus dieſer Ueberzeugung nie ein Geheimniß gemacht. Als daher die Koſten des einreißenden Operngeſchmacks eine Beſchränkung des Ballets erforderten und dieſes nach und nach von der Hamburger Bühne verſchwand; als die beliebten tragiſchen Schauſpieler Borchers, Reinecke, Brockmann nach und nach Hamburg verließen und kein würdiger Erſatz ſonſt für ſie gefunden werden konnte, da entſchloß ſich Schröder, ſeine längſt geprüften Kräfte auch auf dieſem Felde geltend zu machen, und er bedurfte dazu keiner langwierigen, obgleich einer ſehr überlegten und ſorgfältigen Vorbereitung, da ihn der Gedanke durchdrang, daß auch das körperliche Aeußerliche hoher Anſtands-Perſonen dem Charakter entſprechen müſſe, und daß die ihm vor allen ſeinen Vorgängern eigenthümliche Gewalt über ſeine Bewegungen, durch den Tanz ausgebildet, den Tänzer nirgends verrathen dürfe. Eine der erſten, vielleicht die erſte bedeutende Rolle dieſer Art, der Fürſt im „Julius von Tarent", bedurfte daher vielleicht einiger Proben mehr (oder veranlaßte ſie wenigſtens für den beſcheidenen, vorſichtigen Künſtler), als er in der Folge nothwendig fand; aber dafür war auch gleich die erſte öffentliche Dar-

ſtellung von der Art, daß ſie nichts zu wünſchen übrig ließ, und kein noch ſo aufmerkſamer Beobachter den Mangel der Uebung an ihm entdeckte. Auch ſeine Sprache (die er in ernſthaften, gehaltenen Rollen etwas tiefer ſtimmen zu müſſen glaubte, ohne ihr den Vorzug der leichteren Natürlichkeit zu benehmen, die immer den Tenor vor dem Baß auszeichnet) zwang er, ihm zu gehorchen; und nie iſt vielleicht irgend ein Schauſpieler, auf irgend einer Bühne, beſſer verſtanden worden, ohne der Lebhaftigkeit des Vortrags etwas zu benehmen, oder jemals über die Grenzen der natürlichen Beſcheidenheit hinauszuſchweifen. Soll ich ſagen, wodurch ſich Schröder in meinen Augen vor allen mir bekannten Schauſpielern auszeichnet, ſo iſt es durch die Richtigkeit ſeines Urtheils, welches ihn in den Stand ſetzt, die erreichbaren Abſichten des Dichters vollkommen zu faſſen und danach ſeine Kräfte zu ordnen. Er iſt nie überſtudirt, noch unterſtudirt geweſen. Er kannte die Bühne und die Wirkung, welche auf ihr hervorgebracht werden kann. Er verſtand den Dichter und verbeſſerte ihn, wo dieſer Unmöglichkeiten oder Unziemlichkeiten begehrt hatte. Er hatte ſeine Sprache, ſeinen Körper und ſeine obgleich ſehr reizbare Einbildungskraft abſolut in ſeiner Gewalt. Die Rolle lief nie mit ihm weg und ſeine Beſinnung war immer ſtärker, als ſein ſehr tiefes und lebendiges Gefühl. Dazu kam freilich die glückliche Lage, nichts ſpielen zu dürfen, dem er ſich nicht gewachſen fühlte, ſich nie zu übereilen und ſeinen Kräften nie mehr zutrauen zu dürfen,

als mit ſeiner Ueberzeugung übereinſtimmte. Indeſſen war die Mannigfaltigkeit ſeiner Darſtellungsgabe ſo groß, daß ſie faſt an Allgemeinheit grenzte, und der Kenner eine Rolle, zu der ihn die Natur nicht begünſtigt hatte, doch immer mit Vergnügen von ihm ſah. Wenigſtens weiß ich aus Erfahrung, daß Rollen, die er abgegeben, weil er fand, daß das Publicum etwas dabei in ihm vermiſſen müßte, von keinem Andern jemals ſo geſpielt worden ſind, daß Schröder darin verdunkelt oder auch nur erſetzt worden ſei.

Da dieſes nicht für den Druck beſtimmt iſt, und nichts enthält, was ich Schrödern nicht tauſendmal gelegentlich geſagt habe, ſo habe ich deßhalb kein Geheimniß für ihn daraus zu machen. Ich erlaube Ihnen daher, ihm dieſen Brief mitzutheilen, und wenn er nichts dagegen hat, mit Kälte und Prüfung daraus zu entnehmen, was Ihnen brauchbar ſcheint. Aber wohlverſtanden, nur das, was Schröder billigt.

Ueber Schröders Schweſtern, über Reinecke, Brockmann und Fleck gilt das, worauf ich im Anfange dieſes Briefes verwies; die ältere Demoiſelle Ackermann, nachherige Unzer, vereinigte Zartheit und Innigkeit des Gefühls mit einem meiſterhaften Anſtande und ausgezeichnet ſchönem Körperbau. Die zweite Schweſter, die frühverklärte Charlotte Ackermann, beſaß Feuer, Lebhaftigkeit und Wahrheit, wie dieſe Eigenſchaften deutſchen Schauſpielerinnen nur ſelten zu Theil werden. Ihr ſtand Alles wohl an, und ihre Blüthe berechtigte zu den größten Hoffnungen. Brockmann gefiel ſeines ſchönen Organs und

ſeines edlen Aeußeren wegen allgemein, und verdiente zu gefallen. Fleck hatte ein ſchönes Organ, eine männliche, athletiſch gebildete Geſtalt, aber mehr innerliche Würde, als äußerlichen Anſtand. Seine Blüthen waren daher lieblicher und empfehlungswürdiger, als ſeine Frucht, und vielleicht war er folglich vorzüglicher in Hamburg, als in Berlin, wo er nicht immer genug über ſich wachte, um ſich vor Unarten zu bewahren, und keinen würdigen Beobachter hatte; wenigſtens ſo lange nicht, als Iffland nicht in Berlin war."

Hätte dieſer ungemein inhaltreiche Brief einer Ergänzung bedurft, ſo lag ſie höchſtens in einer geiſtvollen Bemerkung eines wiſſenſchaftlich gebildeten Kunſtkenners vom reinſten Waſſer, des Etatsraths Barons von Vogt*), eines Zeitgenoſſen Schröders, der mir das komiſche Talent des Letzteren folgendermaßen beſtimmte: „Er war unübertrefflich, wenn er gefoppt wurde; weniger, wenn er foppte."

Den Brief des Profeſſors Meyer in der Taſche, machte ich mich an einem der nächſten Tage nach Rellingen auf den Weg. Leider ſollte ich mit keiner guten Nachricht bei Schröder

---

*) Er hatte 1780 in Gemeinſchaft mit dem Agenten Greve und dem Poſtdirector Boſtel das Theater aus den Händen der ruhebedürftigen Madame Ackermann übernommen und als „die Seele des Ganzen" wie Meyer (a. a. O. I. 336) ihn nennt, etwa ein Jahr lang geleitet (Entrepriſe der Aktioniſten; Schütze, Hambg. Theatergeſch. 487 fg.). „Schröder hat von ſeiner Einſicht, Kunſtliebe und Großmuth immer mit der höchſten Achtung geſprochen."

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD LIBRARY

debütiren; am Tage vor meinem Aufbruch hatte ſich nämlich unſer Theaterfriſeur Albrecht, ein Mann von 74 Jahren, der bereits ſeit drei Jahrzehnten der Hamburger Bühne angehörte und noch unter Ackermann gedient hatte, zu Flottbeck erſchoſſen. Ein in der Perückenkammer aufgefundener Zettel, den er an die Mohrenperücke geheftet, beſagte über die That: „Da ich halb taub und blind bin, und da meine alte Hülle nicht mehr halten will, ſo habe ich geſucht, mein einſames Leben zu endigen.“ Er hatte ſich vom Theatermeiſter eine Doppelpiſtole geben laſſen, dieſe mit Steinen geladen und ſich ſo den Kopf zerſchmettert.

Von dieſem trüben Ereigniß gab ich Schröder die erſte Kunde und bemerkte bei dieſer Gelegenheit ſeine Scheu, vom Tode oder von Todten ſprechen zu hören. Ich lenkte daher auch bald das Geſpräch auf andere Dinge und kam auf mein Anliegen.

Dieſes wurde von Schröder ſehr gütig aufgenommen; bereitwillig verſprach er mir, mich auf alle Weiſe zu unterſtützen, ja, mir ſelbſt die nothwendigſten Notizen aufzuzeichnen. „Sie können auch“ fuhr er ſcherzend fort, „ein lebendes Exemplar der älteren Schauſpielergeneration bei mir ſehen — die alte, einſt hochberühmte Madame Starke.“

Dieſe war nämlich (ebenſo wie ehedem der bekannte Schauſpielprincipal Abel Seyler*), Gemahl der vormaligen

*) Beglaubigte Nachweiſe über dieſen für die deutſche Kunſtgeſchichte merkwürdigen Mann fehlten bis jetzt durchaus. Hier folge wenigſtens

Henſel und Schwiegervater von Leiſewitz) ſeit ihrem Abgange von der Bühne, der ſie länger als fünfzig Jahre angehört hatte, Schröder 1798 nach Rellingen gefolgt, wo ſie auf ſeinem Landgute ein kleines Nebenhaus bewohnte.

Da ſie — 1731 geboren — ſehr alt und ſchwach war, ſo mußte ich es als eine beſondere Vergünſtigung anſehen, als Schröder verſprach, mir den Zugang zu ihr zu öffnen.

Wir ſchritten ihrer Behauſung zu; Schröder ging, um mich zu melden, während ich im Garten wartete. Nach kurzer Abweſenheit erſchien er wieder, winkte mir, und ich trat hinein, indeß er nach ſeiner Wohnung zurückkehrte.

Wenige Augenblicke — und ich ſtand, zum erſten und zum letzten Male in meinem Leben, vor der Greiſin, die einſt

---

ſein Todtenſchein, auf Veranlaſſung des Herausgebers ausgezogen aus den Kirchenbüchern der erſten Rellinger Gemeinde: „Im Jahre achtzehnhundert am fünfundzwanzigſten April iſt in Rellingen geſtorben und am erſten Mai begraben worden Herr Abel Seyler, aus Lieſtal bei Baſel gebürtig, alt 69 Jahre 8 Monate. Er hinterläßt zwei Söhne und eine Tochter. Er iſt zweimal verheirathet geweſen: 1) mit Sophie Eliſabeth Andrea, mit welcher er jene Kinder zeugte; 2) mit der Wittwe Sophie Henſel, ohne Kinder.“ — Wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters, am 23. Juni 1800, ſchrieb Sophie Leiſewitz geb. Seyler, als Schröder ſie in Braunſchweig beſuchte, in deſſen Stammbuch die herzlichen Worte: „Mir fiel das glückliche Loos, aus kindlicher Pflicht den Mann zu verehren, den Tauſende nur bewundern dürfen.“ Dann folgt die Bitte, mit dem Andenken an den Vater auch das an deſſen „dankbare Tochter“ zu vereinen.

in ihrem Fache die erſte Schauſpielerin Deutſchlands geweſen war. Man kann denken, mit welcher Ehrfurcht ich ihr nahte; war ſie mir doch eine eben ſo ehrwürdige, wie intereſſante Erſcheinung!

Da ſaß die große Künſtlerin, von der Gotter einſt ſang:

„Licht ſtreueſt Du auf Dunkelheiten,
Weißt aus den größten Schwierigkeiten,
O Starkin, Dich als Meiſterin zu ziehn,
Und wo der Dichter ſchläft, da wacheſt Du für ihn!“

Da ſaß ſie nun, in Pelze und Betten eingehüllt, kämpfend mit allen Schwächen des Alters, mit gichtiſchen Plagen und ſchwerem Gehör! Sie trug ein einfaches Kattunkleid; an der Seite hing ein Schlüſſelbund, den Kopf bedeckte eine ſogenannte Fanchonhaube, in der Hand zitterte ein Stab.

Daß ſie ſchön geweſen, verriethen ihre Züge noch immer. Die Naſe war in edler Form gebogen; die blauen Augen waren wundervoll geſchnitten, Stirne und Kinn ſehr regelmäßig. Des Alters und der Kränklichkeit ungeachtet bemerkte man weniger Runzeln in ihrem Geſichte, als ſonſt gewöhnlich bei betagten Frauen.

Nachdem ſie die Abſicht meines Beſuches vernommen, war ſie hoch erfreut, daß ſich doch noch irgend Jemand ihrer erinnere; ſie habe darauf längſt verzichtet.

Genau bekannt mit ihrer früheren Wirkſamkeit, war ich fähig, in ihrem Geiſte viele angenehme Erinnerungen aus ihrer Blüthezeit aufzufriſchen und gedachte namentlich eines ihrer wärmſten Verehrer, des Regierungsraths Breitſprach zu

Magdeburg, der die reinſten Huldigungen ihres Talents ſeit vielen Jahren bewahre, der ihre vorzüglichſten Rollen im Anfange der 1770er Jahre als junger Referendar in den Berliner Blättern anonym beſungen habe und der gegenwärtig als Kanzleidirector in Magdeburg lebe.

Eins ſeiner Gedichte ſchloß mit den Worten:

„Nimm, wenn der Pöbel Deinen Werth verkennt,
Den Kranz, den Dir Apollo reicht,
Wenn er nur Dich die Sara nennt,
Die ſeines Leſſing Sara gleicht.“

Ich erzählte nun, daß mir der jetzt ergraute Verfaſſer des obigen Gedichts daſſelbe noch vor drei oder vier Jahren mit jugendlichem Enthuſiasmus recitirt habe.

Erſtaunt wiederholte ſie: „Iſt es möglich? Gedenkt noch Jemand meiner?“

Ihr verletztes Gehör erſchwerte die Unterhaltung; ſie ſelbſt ſprach, wie Taube pflegen, ungewöhnlich laut, doch war Alles nur abgeriſſen. Den Faden des Geſprächs fortzuſpinnen ward ihr ſchwer.

„Ich habe kürzlich einen Comödienzettel geleſen“ ſagte ſie, „kenne faſt Niemand mehr — auch die Stücke nicht — buntes Repertoire! Ei ja, andere Zeiten! „Miß Sara Sampſon“*) ſpielt man wohl nicht mehr?“

*) Einſt eine Glanzrolle der Starke. Nachdem Koch, bei dem ſie engagirt war, das preußiſche Privilegium erhalten, ging er nach Berlin, wo er am 10. Juli 1771 ſeine Bühne mit „Sara Sampſon“ eröffnete. „Man ſagt“ berichtet Schröder im Nekrolog der Künſtlerin, „die Geſell-

„Aber „Emilia Galotti“ noch oft“ antwortete ich. „Nur Ihre Claudia fehlt.“

Mit welcher hohen Vortrefflichkeit ſie dieſe Rolle gegeben, bezeugte — einer Theater-Anecdote zufolge — Ramler, als er einſt einen Fremden in Berlin zur Vorſtellung von „Emilia Galotti“ führte. Claudias Rolle endet bekanntlich mit dem Schluſſe des vierten Aufzugs. „Nun wollen wir gehen“ ſagte Ramler.

„Das Stück iſt ja noch nicht aus!“ erwiderte der Fremde.

„Ja“, entgegnete Ramler, „*hier* iſt's jetzt aus.“

„Emilia Galotti!“ rief die Starke, und ein Lächeln flog über ihre Züge. „Ach, hätt' ich dieſe Rolle in meinem ſechszehnten Jahre ſpielen ſollen, ſo würde ich ſie nicht verſtanden haben, und als ich ſie verſtand, war ich ihr entwachſen. Die Claudia habe ich ſpäter geſpielt, in Gotha, und in meinem letzten Hamburger Engagement.“

Sie erinnerte ſich noch lebhaft ihres kräftigen Strebens in jener Zeit. „Und von da ab“ ſagte ſie, „ging es noch ein hübſches Streckchen in den Mütterrollen. Nun iſt das Mütterchen ganz da. Jetzt bin ich nichts mehr!“ ſeufzte ſie und fuhr über die Augenwimpern, „nur ein läſtiges Glied der menſchlichen Geſellſchaft. Der Kopf iſt ſchwach: eine Folge des vielgebrauchten Gedächtniſſes, und ein Nervenfieber verzehrt mich.“

ſchaft habe ihre günſtige Aufnahme vorzüglich der Starke als Sara zu verdanken gehabt.“

Es war Pflicht, meinen Beſuch abzukürzen. Mir ahnte, daß ich ſie nicht wieder ſehen würde, und ich konnte mich eines wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, als ich mich von dieſer einſt ſo gefeierten Frau verabſchiedete. Ein Kuß, den ich auf ihre welke Hand drückte, war vielleicht der letzte ihrer Kunſt dargebrachte Tribut.

Sie wollte reden, wollte ſich aus dem Seſſel erheben, aber ſie vermochte es nicht ſondern ſank wieder zurück.

Als ich Schröder meinen Auftritt mit ihr erzählte, ſagte der Muthwillige ſchalkhaft: „Sie ſpielt noch immer gut!“

„Uebrigens“ bemerkte er, „hat ſie ihren kränklichen Zuſtand dadurch befördert, daß ſie ſich ſchon ſeit Jahren ganz von der freien Luft entwöhnte, ungeachtet ſie aus ihrer Hausthüre in den ſchönſten Garten treten konnte. Sie zog es aber vor, ſich einzuſperren und an einem nur im Mindeſten kühlen Sommertage einzuheizen.“

Hatte ich ſo das Glück gehabt, eins der hervorragendſten Mitglieder der vaterländiſchen Bühne aus jenen fernen Tagen zu ſehen, wo das deutſche Theater gleichſam erſt entſtand, ſo ſollte es der Zufall fügen, daß kurze Zeit ſpäter ein geiſtvoller Mann mir begegnete, der dieſes Entſtehen mit erlebt und das lebendigſte Andenken daran bis in ſein höchſtes Alter bewahrt hatte. Dies war der ſiebenzigjährige, aber überaus geiſtesfriſch gebliebene Bürgermeiſter Heiſe — der Bruder jenes Arztes, von welchem ich ſchon geſprochen habe. Der Bürgermeiſter war Schröders Jugendfreund geweſen und hatte Eckhof

und Leſſing ſehr genau gekannt. Da das Urtheil ſolcher Augenzeugen oft zuverläſſiger iſt, als ein Heer kritiſcher Schriften, ſo bewahre ich ſeine Mittheilungen hier auf. „Ich habe" erzählte er, „Schröder aufwachſen ſehen. Er war einer der wildeſten, lebensfroheſten Menſchen, aber von jeher höchſt beſtimmt in ſeinem Willen und durchaus honnet. Er tanzte und ſpielte die komiſchen Bedienten ſehr gut, aber Alles erſchien an ihm, als ob er's zum Scherz triebe. Nie hätte ich damals geglaubt, daß er ein ſo großer Künſtler werden würde. Unbedingt beſtätige ich alles Lob, welches ihm, beſonders in komiſchen Rollen, wie der Geizige u. a. m., von jeher geſpendet worden iſt. Nur hat er ſich den vornehmen Anſtand nie aneignen können." (Das Nämliche verſicherte auch Iffland.)

Auffallend, fuhr der Bürgermeiſter fort, ſei in Rollen, welche ſolchen Anſtand erforderten, die Verlegenheit ſeiner Hände geweſen; er habe ihm daher die Uebernahme des Marinelli widerrathen, den er denn auch ſchnell wieder abgegeben habe. Keine Spur von dem abgeſchliffenen Höfling ſei in der Darſtellung geweſen, wiewohl Schröder die Rolle mit unendlichem Verſtande geſprochen habe. — Ich fragte dann nach der übrigen Familie Ackermann, und der getreue Chroniſt berichtete: „Auf den Ruhm ſeiner Schweſtern war der Stiefbruder ungemein eiferſüchtig; die jüngere, Charlotte, konnte einen kleinen Hang zur Koketterie nicht verleugnen, und daher entſtand auch der bekannte Zwiſt, welcher Veranlaſſung ihres Todes ward." Ueber dieſem ſelbſt ſchien dem

Erzähler noch ein Dunkel zu ſchweben. „Man ſah ſie“ betheuerte er, „am Abend vor ihrem Ende in Willers' Garten weinend auf den Knieen liegen, im Gebete ringend; am andern Tage war ſie todt! Ihren Arzt, den Dr. Cropp, befremdete ein ſo plötzliches Ende gewaltig; aus ſeinem Munde weiß ich, daß Charlotte einige Tage zuvor Opium gegen Zahnſchmerz gebraucht hatte. Man fand am Todestage dieſes Opiumfläſchchen leer im Fenſter ihrer Kammer ſtehen; „Werthers Leiden“, ihr Lieblingsroman, lag offen auf einem Seitentiſchchen!“

Der Erzähler wollte keineswegs den Selbſtmord behaupten; er berührte jene Thatſachen (die zum Theil nie bekannt geworden ſind) nur als ſo wichtige Umſtände bei dem merkwürdigen Ereigniß, daß dieſelben in der Reihe der Schlüſſe nicht zu überſehen ſeien. Charlottes Gebet und Weinen im Garten Abends vor ihrer Erkrankung läßt allerdings faſt auf einen beſtimmten Abſchied von der Welt ſchließen; auch ſoll (wie mein Gewährsmann hinzufügte) die öffentliche Stimme laut von einer Vergiftung geredet haben; ein Gerücht, dem freilich die Familie der Künſtlerin aus guten Gründen entſchieden entgegentrat.

Jener übermäßigen Erregtheit Charlottes, von der ich früher bereits geſprochen habe, gedachte der Bürgermeiſter gleichfalls, namentlich erinnerte er ſich ihrer religiöſen Exaltation, als ſie zur Confirmation vorbereitet wurde. „Sie glich“ ſagte mein alter Herr, „in Wahrheit den inſpirirten Jüngern

zur Zeit des erſten Chriſtenthums. Ich habe ſie oft getroffen, indem ſie den Katechismus und ihre Rolle wechſelſeitig lernte, mich ſtumm begrüßte und fort memorirte, während ſie hin und wieder ein Wort zu unſeren Geſprächen gab, bis ſie mich endlich mit dem vollſten Ernſte aufforderte, ſie zu überhören, und zwar erſt den Katechismus und dann die Rolle. Ihr keuſches, völlig ſittliches Gemüth fand in dieſer ſeltſam ſcheinenden Miſchung der Beſchäftigungen nichts anderes, als die reine und gleiche Pflicht des Chriſten, wie ihres Berufs."

Mein Erzähler kam zu der Zeit, als Charlotte confirmirt wurde, aus dem Grunde öfter in das Ackermannſche Haus, weil er damals der älteren Tochter, Dorothea, den Hof machte. Der ſonſt ſo ſtrenge Schröder ſchenkte ſeinem erprobten Jugendfreunde unbedingtes Vertrauen, und dieſer hatte deßhalb jederzeit Zutritt zu den Schweſtern. Gar drollig erzählte der alte Herr nun, wie ihn einſt, „da er noch ein junger Fant geweſen", ein Nebenbuhler geärgert habe. Der Balletmeiſter Sacco nämlich, ein feuriger Italiener, huldigte gleichfalls Dorotheas Schönheit. Eines Morgens kam er, ihr Tanzunterricht zu ertheilen; es fehlte an Muſik. Heiſe, der die Geige ſpielte, ward zum Accompagnement des Unterrichts aufgefordert. „So mußt' ich denn noch dazu aufſpielen, während die Beiden tanzten!" ſagte er ſauerſüß lächelnd.

Von Eckhof berichtete er die Eigenheit, daß derſelbe auf dem Theater ſtets die eine Hand auf dem Rücken getragen habe.

Von Leſſings Beſcheidenheit erzählte er einen liebenswürdigen Zug. In einer frohen Geſellſchaft ward derſelbe befragt, was er mit den Worten der Gräfin Orſina in „Emilia Galotti“ habe ſagen wollen: „Nichts unter der Sonne iſt Zufall“. Nachdem ſich der Dichter darüber erklärt, habe Bubbers, einer der Mitdirectoren der Hamburger Entrepriſe von 1767, ihn corrigirt und mit wichtiger Miene einen andern Sinn dargethan. „Nein“ erwiederte Leſſing; „das hab' ich nicht bei dieſer Stelle gedacht.“ — „Das hätten Sie aber dabei denken ſollen!“ verſetzte Bubbers in ſehr beſtimmtem Tone.

„Gehorſamer Diener!“ ſprach hierauf der gelehrte Mann und lächelte.

Hinſichtlich der Einzelnheiten, welche Bürgermeiſter Heiſe mir von Charlotte Ackermanns Tode erzählt hatte, ſollte ich, merkwürdig genug, nur kurze Zeit ſpäter aus dem Munde der, nächſt Schröder, am genaueſten von allen Lebenden über dieſe Tragödie unterrichteten Perſon alle Details noch einmal hören — aus dem der Doctorin Unzer, geborenen Dorothea Ackermann. Sie beſtätigte mir im Weſentlichen genau daſſelbe, was Schröder mir geſagt, nämlich daß Charlotte mit dieſem, der überſtrenge ſein konnte, ſchon mehrmals Zank wegen zu freier Kleidung gehabt. In dem Böttcherballet ſollte ſie einen braunen wollenen Rock anziehen, zog aber ſtatt deſſen einen braunen ſeidenen an. Schröder, der ſie vor dem Ballet nicht angekleidet geſehen hatte, erblickt ſie auf der Scene, tritt tanzend zu ihr und murmelt ihr durch die Zähne zu: „Was iſt

das? Dich ſoll das Wetter holen!“ Mit dieſen Worten ſtürzt er vom Theater und eilt durch die Hinterthür in das Gärtchen ſeiner Mutter, die mit der Erzählerin und dem damaligen engliſchen Miniſter in einer Laube ſaß. „Ich gehe ab“ ſchreit er der Mutter zu; „ich betrete Ihr Theater nicht wieder“ — und erzählt nun die ganze Geſchichte.

Unterdeſſen war Charlotte, über die öffentliche Beſchimpfung außer ſich, doch gefaßt genug geweſen, um den Vorgang vor dem Publicum ſo viel wie möglich zu verſtecken nicht nur ihre Soli, ſondern aus dem Stegreif mit ungeheurer Anſtrengung auch die ihres Bruders mit zu tanzen. Ganz aufgelöſt tritt ſie keuchend von der Bühne ab und verlangt Waſſer; ein Mädchen bringt es, ſie tritt in die Garderobe, reißt die Fenſter auf und trinkt. Es war ihr Todestrank.

Als ſie nach Hauſe kommt, bietet ſie der Mutter ruhig einen guten Abend, und da ihr dieſe nicht dankt, fragt ſie nach der Urſache.

„O geh“ antwortet die Mutter, „laß mich in Ruhe, Ihr ſeid die Furien meines Lebens.“

Ganz entſetzt erwidert Lotte: „Auch Sie, Mutter, auch Sie?“ Weinend geht ſie in ihr Zimmer, verweigert das Abendeſſen aber genießt noch etwas Obſt. Dann geht ſie in den Garten, ſchluchzt bitterlich, kniet nieder und betet ſtill zum Himmel. „Hieraus“ meinte die Schweſter, „läßt ſich vermuthen, daß ſie ſchon eine gänzliche Verwandlung in ihrem Innern fühlte und die ſchreckliche Kataſtrophe vielleicht ahnte.“

Endlich ging Charlotte zu Bett und ſchlief ruhig die ganze Nacht; da ſie aber auch am Morgen nicht erwachte, ſo ging die Magd zu ihr, um ſie zu wecken. Da ſie vergebens ruft, ſo holt ſie die Schweſter Dorothea zu Hilfe. Dieſe tritt an's Bett und ſagt: „Liebe Lotte, ſteh' doch endlich auf; ſie warten ſchon in der Probe auf Dich!“

„Ja, gleich!“ antwortet die Arme, durch die Zähne murmelnd. Nun erkennt die Schweſter die gänzliche Verwandlung der Kranken und ruft der Mutter; dieſe ſchickt nach Aerzten, — aber alle Hilfe iſt vergeblich. „Früh Morgens am 10. Mai 1775*) war die noch nicht achtzehn Jahre alte Charlotte todt!“

*) In den Sterberegiſtern der St. Petrikirche zu Hamburg iſt der 9. Mai notirt. Meyer widerſpricht ſich in Schröders Biographie nicht weniger als zwei Mal; denn während nach I, 279 und III, 138 auch er den 9. Mai, aber Nachts ein Uhr, als Todestag angiebt, ſagt er III, 83 und 133, Charl. Ackermann ſei am 4. Mai geſtorben. Schütze und der Goth. Theat.-Kal. von 1776 nennen den 10. Mai (die Nacht 1 Uhr bezw. den Morgen) als Sterbe- und mit Meyer den 14. als Begräbnißtag, welchen jener kirchliche Ausweis auf den 13. Mai — wo wahrſcheinlich das Begräbniß angeſagt wurde — ſetzt. Eingehende Forſchungen ergaben noch Folgendes. Theaterzettel von 1775 fehlen, aber die Hambg. Adreßcomtoirnachr. 36 St. Mont. 8. Mai S. 287 haben die zu Schützes Angaben ſtimmende Anzeige: „Schauſpiele. Heute: Der Schein betrügt. Der Böttger. Dienſtag: Die Gunſt d. Fürſten“ u. ſ. w. Folglich trat Charlotte am 8. Mai 75 zuletzt auf; am 9. wurde ihrer Krankheit halber die Vorſtellung geändert (Schütze, 431), in der Nacht vom 9. auf den 10. (woher ſich die Notiz der Sterberegiſter leicht erklärt) ſtarb ſie; Stück 37 der A. C. N. vom Donnerſt. 11. Mai ent-

ſchloß die Erzählerin unter Thränen. Nach einer Pauſe fuhr

hält die Notiz: „Die hieſige Geſellſchaft der Schauſpieler hat einen unerſetzlichen Verluſt erlitten, da in der geſtrigen Nacht die jüngſte Dem. Ackermann durch einen ſchnellen Tod hinweggenommen worden. Sie ſtarb in der Blüthe ihrer Jugend, von Allen, die ſie gekannt haben, in ihrem Leben bewundert u. in ihrem Tode beklaget.“ Stück 38 (Mont. 15. Mai) berichtet, am Abend vorher um 7 Uhr (alſo Sonntags, 14. Mai) ſei Charl. beſtattet, und hat das Inſerat: „Heute zuletzt: Der Edelknabe, und das Duell. Vorher wird Hr. Brockmann eine Rede halten.“ (Ebenſo der Hbg. Corresp.) Dieſe von Suſe gedichtete „Abſchiedsrede, gehalten von Hrn. Brockmann d. 15. May, als die verſtorbene Ch. A. den Tag vorher begraben war,“ an deren Schluſſe Brockmann die ſchwarz verſchleierte Dorothea Ackermann ſchweigend über die Bühne führte, ſteht ſchon am 16. Mai in No. 77 des Wandsbecker Bothen und des Corresp., am 17. in No. 78 der N. Ztg. Im Beytrag zum Reichspoſtreuter St. 38 v. 15. Mai 1775 ſtehen Wittenbergs Verſe „Dem Andenken der Dem. Ch. A. geweyht an ihrem Begräbnißtage, 14. May 1775.“ (Ws. Epigramme S. 77.) Die durch Chs. Tod veranlaßte Pauſe in den Vorſtellungen giebt Meyer auf vier Tage an; da alſo die Gedächtnißfeier am 15. Mai ſtattfand, ſo wäre am 11., 12., 13. u. 14. nicht geſpielt worden; dieſe Rechnung (ganz wie das von Meyer u. Schütze übereinſtimmend angegebene Alter der am 23. Auguſt 1757 geborenen Künſtlerin: 17 Jahre 8 Monate 17 Tage) ergiebt mithin ebenfalls den 10. Mai als Todestag, den auch die Inſchrift auf Chs. Sarge und die Unterſchrift unter ihrem Bilde vor der Brochüre Rathleffs nennt, ebenſo wie Wittenbergs Recenſion der letzteren (65. St. des Beytr. z. Reichspoſtr.). Unzweifelhaft ſind alſo Meyers Angaben falſch und Charlotte Ackermann iſt in der erſten Stunde des 10. Mai 1775 geſtorben und Sonntags den 14. Mai Abends 7 Uhr beſtattet.

ſie fort: „Nach ihrer Todesfeier, wo Brockmann ihr eine Gedächtnißrede hielt, ward nicht mehr geſpielt, weil das aufgebrachte Publicum Schröder mit öffentlicher Beſchimpfung drohte. Wenige Tage ſpäter reiſte die Geſellſchaft nach Lübeck.“

Alles in Allem — ſo ſcheint es doch faſt — iſt Schröders unüberlegte Heftigkeit, neben anderen ſchwerwiegenden Urſachen, ein indirecter Anlaß des frühen Todes der Künſtlerin geweſen, wäre es auch nur deshalb, weil dieſe Heftigkeit die ungeheure Aufregung Charlottes, welche ſie befähigen konnte ein ganzes großes Ballet allein zu tanzen, zur Folge hatte. Ob ſich das exaltirte Mädchen vergiftet, ob, wie Meyer von Bramſtedt meint, ein Schlagfluß ihrem Leben ein jähes Ziel geſteckt — „nur Helios vermag's zu ſagen, der alles Irdiſche beſcheint“, und ich wäre der Letzte, der ſich unterſtehen würde, dieſe Frage entſcheiden zu wollen!

Doch zu lange ſchon habe ich Streifzüge in das Gebiet fernſter Vergangenheit unternommen; zu lange von Todten geſprochen. Es iſt Zeit, „mich zu dem Leben wieder aufzuwinden“ um mit Pylades zu ſprechen. Ohnehin iſt aus dem ſcheidenden Jahre 1808 noch ein Umſtand zu berichten, der von den wichtigſten Folgen für mich ſein ſollte.

Am 2. Januar 1807 hatte nämlich der Buchhändler Cotta im „Morgenblatt für gebildete Stände“ drei Preisaufgaben geſtellt: für die beſte Satyre in gereimten Verſen über den Egoismus, für das beſte Trauerſpiel und für das beſte

Luſtſpiel. Letzteres ſollte mit 300 Ducaten, eine Arbeit, welche das „accessit“ erlangte, mit 75 Ducaten belohnt werden.

Zu der letztgenannten Concurrenz hatte ich meine neueſte dramatiſche Arbeit, das Luſtſpiel: „Der leichtſinnige Lügner“ eingeſendet, zwei angeſetzte Termine waren bereits ohne Entſcheidung verſtrichen und ich hatte endlich, ungeduldig, mein Stück zurückgefordert. Da brachten die Zeitungen das Reſultat der Concurrenz: den Hauptpreis von 300 Ducaten hatte keins der eingeſandten Luſtſpiele errungen, weil ſie insgeſammt unvollkommen waren; nun aber wurden von dreizehn derſelben drei auf die enge Wahl gebracht, und unter dieſen hatte das meinige, als das beſte, das „accessit“ und ſomit 75 Ducaten als Preis erhalten. Das Geld hatte wenig Reiz für mich, einen deſto höheren aber die Ehre, meine Arbeit öffentlich und unparteiiſch (denn mein Name war den Preisrichtern verborgen geblieben) auf dieſe Weiſe anerkannt zu ſehen. Hieß es doch auch in dem Concurrenz-Ausſchreiben: „Möge nicht die Spende, ſondern der Lorbeer und die Ehre des Siegers unſere guten Köpfe zum edelſten Wetteifer entflammen!“

Die frohe Nachricht half meiner lieben Frau und mir glücklich hinweg über bange Stunden welche faſt gleichzeitig mit der erwähnten Freudenpoſt an uns herantraten. Sie gingen indeß gut vorüber und brachten in ihrem Gefolge am 30. November Vormittags neun Uhr einen munteren Knaben, über den des Glücks kein Ende war. Am 17. December ward

das Kind vom Prediger Müller in der lutheriſchen St. Petrikirche getauft und erhielt die Namen Philipp Martin Chriſtian Otto.

Daß mir zu beiden frohen Ereigniſſen, von denen ich ſoeben geſprochen, Freunde und Theilnehmende von allen Seiten gratulirten, kann man denken. Nicht der letzte, der ſeine gütigen Gefühle in Worte kleidete, war der würdige Schröder, den der Winter wieder in die Stadt geführt hatte.

Nun brachte ich freie Abende öfters wieder bei ihm zu, und es ward nach alter Weiſe geplaudert oder von zukünftig in's Werk zu ſetzenden Planen geſprochen. Häufig las er mir neue dramatiſche Arbeiten, die er verfaßt hatte, vor; Gelegenheiten, bei denen ſich ſein großes Künſtler-Talent am deutlichſten verrieth. Mit der ſchärfſten Präciſion wurden durch ſeinen Vortrag die Charaktere unterſchieden; bei verſchloſſenen Augen konnte man ſich einbilden, vor der Bühne zu ſitzen. Nirgends war ein Haſchen nach Ausdruck ſichtbar, aber überall reine ungekünſtelte Wahrheit. In einem Schauſpiel: „Die Stimme der Natur" las er den Charakter eines Verzweifelten, der ſeinen grauſamen Schwiegervater beſtiehlt, mit ſo kräftigem Ausdruck, daß ich erſtarrt da ſaß. Ich bemerkte, daß ich bei dieſer Gelegenheit einige Fragmente des Lear von ihm zu ſehen mir eingebildet hätte. „Recht geſagt" antwortete er; „Fragmente!"

Bei dieſem Anlaß wurden einige gewichtige Worte über die Darſtellung des Wahnſinns auf der Bühne geſprochen.

Schröder erzählte, daß er nie einen Wahnſinnigen im Leben geſehen und dennoch die verſchiedenen Charaktere, die Shakeſpeare in dieſer Gattung geſchrieben (Ophelia, Edgar, Lear, den wirklichen Narren in dieſem Stück u. A.), einſt in Berlin Moſes Mendelsſohn vorgeleſen habe. Der Vortrag derſelben müſſe ſchroff verſchieden ſein, und dieſe Verſchiedenheit auszudrücken ſei ihm ſo gut geglückt, daß Mendelsſohn ſeinen ganzen Beifall zu erkennen gegeben habe. Erſt ſpäter, verſicherte Schröder, habe er zum erſten und einzigen Male ein Irrenhaus in Lübeck beſucht.

Nachdem der erfahrene Bühnenkenner dann noch einige geiſtvolle Bemerkungen über Shakeſpeariſche Stücke, welche er bekanntlich zuerſt auf dem Theater heimiſch zu machen verſtand, vorgetragen hatte, kam die Rede auf die vielberufene „Einheit der Zeit und des Orts“. Schröder bearbeitete eben damals ſeinen „Alfonſo von Ferrara“ nach Maſſingers „Duke of Milan“, und zwar, um die Einheit des Ortes zu wahren (die Handlung beginnt in Sicilien und endet in Norditalien), mit der Landkarte zur Seite. Die Mißgriffe, welche die neueren deutſchen Dichter durch die Nichtbeobachtung jener Einheiten begangen hätten, wie z. B. in Schillers „Räubern“ die eine Scene in Böhmen, die andere in Franken ſpiele, tadelte er höchlich. In Klingemanns „Columbus“ gehe der erſte Akt gar in Amerika, der zweite in Madrid vor ſich. Auch Schillers „Tell“ ſei ein ſolcher Guckkaſten; das Publicum laſſe ſich aber in dieſem Stücke die Verletzung der Zeit und

des Orts gefallen, weil es darüber in Unklarheit sei, wie weit ein Canton von dem andern entfernt liege. Während der Directionsperiode Schröders von 1786—1798 habe man es mit solchen Freiheiten der Dichter strenger genommen; so sei Goethes „Götz" damals wegen seiner theatralischen Unform gänzlich durchgefallen, und ein Kunstrichter habe sehr zutreffend bemerkt: daß Lessing noch wenn er betrunken wäre, ein Stück wie den „Götz" würde schreiben können, Goethe hingegen nie eine „Emilia Galotti".

Die Urtheile eines erfahrenen Theaterkenners sind merkwürdig, auch wenn sie irren; in diesem Falle aber war Schröder offenbar auf falscher Fährte. Ich entgegnete ihm, wie nach meinem bescheidenen Dafürhalten das, was wir bei unserer „regelrechten" Anordnung der Zeit und des Orts „Täuschung" genannt hätten, lediglich eine Selbsttäuschung gewesen sei, die uns irre geleitet habe. Die Handlung eines Jahres wollten wir einem Schauspiel nicht verstatten, aber diejenige einiger Tage solle in ein Stück gezwängt werden dürfen! „Wenn ich nun aber" fuhr ich fort, „der Phantasie zumuthe, sich die Handlung von Tagen in einigen Stunden vorgestellt zu denken, so erschwere ich ihr Geschäft um nichts, wenn ich ihr zumuthe, statt der Tage sich Wochen, Monate, selbst Jahre zu denken. Der Sprung, den sie macht, wird um nichts größer. Hat sie einmal den festen Boden verlassen, so ist es ihr gleichviel, wann und wo sie wieder Fuß faßt; wenn nur die Handlung Uebereinstimmung hat und die Fäden der-

ſelben nirgends locker werden, ſondern im entſcheidenden Moment mit feſter Hand zuſammengefaßt ſind. Daher vergißt der Zuſchauer im „Tell“ gern die Entfernung der Cantone; er ſieht das Schickſal ſich durch das Land wälzen und dieſes reißt ihn wie eine Lawine mit ſich fort, ſo daß er zu keiner geographiſchen Bemerkung Zeit behält. Der Dichter, der auf dieſe Weiſe die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu feſſeln verſteht, darf mit dem Raum und der Zeit ſchalten wie ein Gott;

„Ihn hält kein Band, ihn feſſelt keine Schranke,
Denn ſein geflügelt Werkzeug iſt das Wort!“

Obwohl ich dieſe meine Anſichten, natürlich mit der gebührenden Beſcheidenheit, dem Meiſter eindringlich vortrug, ſchienen ſie ihn doch nicht zu überzeugen, wenngleich er ſonſt — ſo groß ſein Eigenſinn übrigens war — ſich niemals auf ſein Urtheil ſteifte, ſobald es einer wiſſenſchaftlichen Frage galt. Die Wahrheit, welche durch Für und Wider ſchließlich zu Tage kam, pflegte er ſcherzend „den mathematiſchen Beweis“ zu nennen.

Wir kamen bald auf ein anderes Thema, bis Schröder nach gewohnter Art mit Anekdoten aufwartete. Ergötzlich war, was er über die Taufe des Directors Jacob Herzfeld erzählte, die in einem der letzten Jahre des vorigen Saeculi zu Rellingen ſtattgefunden hatte. Schröder, der Theaterdichter Schink und der verſtorbene Abel Seyler, denen Jener — ähnlich wie noch jetzt der alten Starke — ein freies Aſyl bei ſich eingeräumt hatte, waren Zeugen geweſen, wie der 1763 zu Des-

ſau von jüdiſchen Eltern Geborene zum Chriſten geweiht wurde. Während aber oben getauft worden und der Täufling auf zwölf ihm vorgelegte Fragen keine Antwort ſchuldig geblieben ſei, habe unten plötzlich eine luſtige Geſellſchaft von Schauſpielern einen Chor aus der „Zauberflöte" angeſtimmt, worüber Seyler in's Lachen gekommen ſei, während Schink ſich aus Verlegenheit umgedreht und eine Fliege todtgeſchlagen habe. Der Paſtor habe ſich nach vollzogenem Taufact bei Schröder bedankt, daß dieſer ganz ernſthaft geblieben, und hinzugefügt: „Ich hätte ſelber lachen müſſen, hätten Sie nicht an ſich gehalten." Herzfeld hatte ſich, beiläufig bemerkt, aus Liebe zur Demoiſelle Caroline Stegmann taufen laſſen, die er heirathen wollte und die ihm lange Jahre eine treue Hausfrau geweſen iſt. Zur Ausſtattung des jungen Paares ließ Schröder eine Vorſtellung des „Abällino" geben, und das damals ungemein beliebte Zugſtück verfehlte ſeinen Zweck nicht.

Im Laufe des Abends kam dann die Rede auf eine Sängerin, welche eben damals gaſtirt und ſehr gefallen hatte, aber trotzdem nicht engagirt worden war*). „Die Direction hat ganz Recht daran gethan" meinte Schröder ſcherzend, „denn wie kann ſich dieſes Frauenzimmer einfallen laſſen, die Worte ihres Geſanges ſo deutlich auszuſprechen, daß man ſie alle verſteht? Erſtens ſtört ſie dadurch das Enſemble, und zweitens — verkauft die Direction ja keine Arienbücher!"

*) Wahrſcheinlich Mad. Marchetti vom Theater zu Berlin, welche zwei Mal in dem muſikaliſchen Drama „Hero" von Filiſtri aufgetreten war und mit Einlagen von Righini und Gürlich großes Glück gemacht hatte.

Dem Sängervölkchen war Schröder übrigens im Allgemeinen wenig hold; ich ſympathiſirte darin mit ihm. Folgende Unverſchämtheit eines Sängers erregte noch bei der Erzählung ſeinen ganzen Abſcheu: Ein renommirter Baſſiſt, deſſen Name nichts zur Sache thut, war bei dem Regierungsrath Streit in Breslau, der auch eine Zeit lang Director des dortigen Stadt-Theaters war, zu Tiſch geladen. Die Hausfrau, eine ſehr würdige Dame, bittet den Sänger, ihr den Genuß einer kleinen Arie zu ſchenken. „Was koſtet mein Abendeſſen?“ antwortet Jener brüsk, indem er den Geldbeutel zieht. Die Hausfrau hatte jedoch die Faſſung, ganz unbefangen ihrem Bedienten zu klingeln und dieſem zu ſagen: „Chriſtian, der Herr will nach Hauſe. Leuchte ihm!“

Harmloſer und dadurch drolliger erſcheint Baſſiſten-Eitelkeit in einer Anekdote über den Sänger Ludwig Fiſcher. „Der Junge hat auch vor Napoleon geſungen“ erzählte dieſer prahleriſch von ſeinem Sohne Joſeph, dem ſpäteren berühmten Baſſiſten der Berliner Hofbühne. „Der Kaiſer hat zu ihm geſagt: ‚Wäre ich nicht Napoleon, ſo möcht' ich Fiſcher ſein!' — ‚Sie ſcherzen, Sire!' antwortete mein Sohn. ‚Ich ſcherze nie!' hat der Kaiſer erwiedert, ‚am wenigſten mit Ihnen!'“

„Aber“ bemerkte Schröder ſehr richtig, „ſind die Sänger dünkelvoll, ſo ſind die Schauſpieler anmaßend. Herr Chriſtel, ein außerordentlich dicker Mann von mittelmäßigem Talente, klagte einſt gegen mich über den Verfall der Schauſpielkunſt. ‚Sie iſt nun bald ganz zu Grabe getragen' ſagte

er wehmüthig. ‚Eckhof iſt todt, Fleck iſt todt, und — wie lange wird es noch währen, ſo werd' auch ich dahin ſein!'"

Der Abend, an welchem ſolche theils lehrreichen, theils beluſtigenden Geſpräche geführt wurden, war der vorletzte, den ich im Jahre 1808 bei Schröder zubrachte; der letzte war zugleich der letzte des ganzen Jahres überhaupt, nämlich Sylveſter. Außer mir waren noch Profeſſor Meyer, die Profeſſoren Vogt und Wächter mit ihren Frauen und der Billetabnehmer des erſten Ranges, Herr Lendpradl, geladen. Letzterer war ein ohne ſeine Schuld herabgekommener, wohlunterrichteter und überaus rechtſchaffener vormaliger Kaufmann, der früher Schröders Gutsnachbar neben Rellingen geweſen war. Der jetzige Billetabnehmer — ein Poſten, den ihm Schröder verſchafft hatte — war dieſem grade ſo lieb wie der einſtige Gutsbeſitzer, und der edeldenkende Künſtler zeigte dies bei jeder Gelegenheit, während Herr Eule dem armen Alten, wenn ihn dieſer artig grüßte, nicht einmal zu danken pflegte.

Schröder war an dieſem Abend in der beſten Laune. Als es elf Uhr ſchlug, erſchien auf ſeinen Wink Burgunder, und er rief: „Nun wollen wir denken, elf ſei zwölf und uns in's neue Jahr hineintrinken. Dann gehen wir, wie ordentliche Leute, zur rechten Zeit zu Bette."

Und ſo geſchah es; fröhlich trennten wir uns nach Mitternacht mit einem herzlichen „Proſit Neujahr".

Mit dem 1. Januar 1809 nannte ſich die Unternehmung zum erſten Male „Stadttheater" auf dem Zettel; ein leerer

Name, mit deſſen Einführung weder an den äußeren, noch inneren Verhältniſſen der Bühne das Geringſte geändert ward. Zum Beweiſe für den Fortbeſtand des nach und nach immer ärger gewordenen Schlendrians in der Leitung will ich anführen, daß wir um jene Zeit ein Stück gaben: „Graf Monbelli, oder der Vater und ſeine Kinder", auf deſſen Titelblatte Herrn Eules Hand den Namen des wahren Autors mühſam ausgeſtrichen hatte, um dafür die Worte zu ſetzen: „Vom Verfaſſer des Fridolin". Dies war bekanntlich Herr von Holbein.

Eules Verfahren dünkt mich niederträchtig. „Fridolin" hatte ſehr gefallen, und der gewiſſenloſe Principal verſchmähte es nicht, durch die Erinnerung daran einige Gaffer mehr in das Theater locken zu wollen. Wie Herr von Holbein ſowohl, als auch der wirkliche Urheber des „Monbelli" dabei fuhr, galt ihm gleichviel — als ob es nicht auch eine literariſche Ehre und Schande gäbe! Gefiel das Stück, ſo war ſein Verfaſſer um einen Erfolg betrogen; mißfiel es, ſo haftete ein Makel auf dem Autornamen Holbeins, für den Herr Eule gar keine Genugthuung geben konnte. So ſchutz- und rechtlos lag die Sache deutſcher Schriftſteller damals, und ſo wenig wurde ihrer ſelbſt bei bedeutenden Theatern geachtet — zum Glück indeſſen nur von frechen Riffpiraten, denn daß Schröder dergleichen Kniffe aus tiefſter Seele haßte, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen.

Der Letztere ſollte in den erſten Wochen des neuen Jahres durch einen ihm nahe gehenden Todesfall tief erſchüttert

werden: am 2. März Nachts gegen 3 Uhr ſtarb zu Rellingen im Alter von 78 Jahren die berühmte Schauſpielerin Johanna Chriſtina Starke geb. Gerhard, ſie, die ein Schröder den „Stolz des deutſchen Theaters" genannt hatte*). Da auch mir kurz zuvor in Hannover die Stiefmutter geſtorben war, ſo mußte, als ich am Abend des 3. März zu Schröder ging um mit ihm eine Partie Schach zu ſpielen, unſer Beider Stimmung begreiflicher Weiſe eine ſehr ernſte ſein, und ſo kam es, daß die Unterhaltung diesmal einen ganz anderen Charakter trug, als ſonſt. Schröder ſprach nur höchſt ungern von traurigen Gegenſtänden; Kranke oder Sterbende zu beſuchen, eine Leiche zu begleiten war wider ſeine Natur. Ja, ſelbſt der Anblick von Geſtalten, in Trauerkleider gehüllt, verſtimmte ihn; doch alles dies nicht etwa deshalb, weil ihm die Erinnerung an den Tod fürchterlich geweſen wäre, ſondern weil ſein gefühlvolles Herz den Anblick fremder Leiden nicht ertragen konnte. „In meinen wilden Jahren war das anders" ſagte er; „in Hannover habe ich den Schauſpieler Mylius ſterben ſehen, habe auf ſeinem Bette geſeſſen und ihm auf ſeinen Wunſch während ſeines Todeskampfes komiſche Geſichter geſchnitten. Ich mußte ihm auch eine fröhliche Leichenfolge verſprechen. Zur Beerdigung kaufte ich mir daher einen Trauerflor von acht Ellen Länge und ließ dieſen auf lächerliche

*) Ein von Schröder verfaßter Nekrolog der Starke ſteht in Schmidts „Almanach für Schauſpieler" Jahrg. 1810 S. 82 ff.; wieder abgedruckt in Meyers „Schröder", III, 215 ff.

Art im Winde flattern. So wurde das Begräbniß, verſteht ſich vor Tagesanbruch, ſehr froh vollbracht. Jetzt aber — bleib' ich davon. Selbſt meine Mutter und meinen Stiefvater konnte ich nicht ſterben ſehen. Wohl aber habe ich vor der Thür der Unterredung zugehört, die der Paſtor Zornickel mit Ackermann auf dem Sterbebette führte; er betete ihm nämlich: „Komm', Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt" vor."

Wir kamen nun ſehr ernſthaft auf Tod und Sterben zu ſprechen, und Schröder erzählte: „Für den Fall, daß meine Frau mich überlebt, erbt ſie meine geſammte Habe. Nur behält meine Schweſter die Hälfte der Einnahme, welche aus der Verpachtung des Theaters entfließt. Aber wenn — was doch möglich iſt — wir Beide raſch nach einander ſtürben, ſo iſt noch nichts verfügt" fuhr er wie im Selbſtgeſpräche leiſe fort; „und das iſt doch nothwendig!"

Selten wird ein Mann eine ſo unbegrenzte Anhänglichkeit für ſeine Frau fühlen, wie Schröder für die ſeinige. Von jeher ließ er Alles durch ihre Hände gehen, und bei ſeinen öfteren Veränderungen und vielen Bauten in Rellingen war das keine Kleinigkeit; alle Handwerker wies er an ſie; alle Dienſtboten und Arbeitsleute in der nicht unbedeutenden Landwirthſchaft wählte ſie; aus ihren Händen erhielt Jeglicher ſeinen Lohn. Ohne ſeine Frau that Schröder nichts. Ja, ſo ſehr war er von ihr abhängig, daß ſie ihm jeden Abend den Rock auszog und ihm die Pantoffeln reichte. Beide waren

im eigentlichſten Sinne die Unzertrennlichen, Beide unbeſchreiblich ordnungsliebend und rechtlich.

„Wenn du ſie einſt verlieren müßteſt!“ dachte ich unwillkürlich, und ehe ich meine Worte noch recht überlegt hatte, war der Gedanke geäußert. „Sowie ſie ſtürbe“ entgegnete er ganz ruhig, „würde ich mich in einen Wagen ſetzen und davonfahren. Von einer Reiſe, vorzüglich aber von der wohlthätigen Zeit, die ja Alles heilt, erwarte ich in ſolchen Fällen viel.“

„Und von der Religion!“ ſetzte ich hinzu. „Man muß ſich aber nicht nur im Unglück zu Gott flüchten. Wer das thut, nährt eine verdächtige Religion, denn auch der Spötter flüchtet dann zu ihm; wer aber auch im Glück Seiner gedenkt und durch das ganze Leben einen frommen, gottvertrauenden Sinn bewahrt, der iſt ein wahrer Chriſt*). Nur für dieſen gilt der Spruch: ‚Rufe mich an in der Noth, ſo will ich Dich erretten und Du ſollſt mich preiſen!‘“

Schröder ſah, als ich ſchwieg, in einer beſtimmten Richtung nach oben; er bejahte nicht, er verneinte nicht; er ſchien zu erwägen.

„Ja“, antwortete er endlich ausdruckslos, „frommer Glaube hat unbezweifelt ſein Gutes, und von einer Sache bin auch ich lebendig überzeugt.“

---

*) „F. L. Schmidt hatte ſich einen religiöſen Sinn bis in ſein hohes Alter bewahrt; oft klagte er darüber, daß ſein Geſchäft ihm den Beſuch der Kirche ſo ſelten erlaube.“

(Notiz Philipp Schmidts.)

„Und von welcher?“ fragte ich.

„Ich weiß, — daß ich nichts weiß“ antwortete er, nicht etwa ſpöttiſch, ſondern ſehr ſanft, faſt weich, indem er gedankenlos auf den Tiſch ſtarrte.

Wir kamen nun auf die Starke zurück. „Eine Wahrheit wie ſie in ihrem Spiele lag, wird ſobald nicht wieder auf der Bühne erſcheinen“ ſagte Schröder. „Nur Einen Fehler hatte ſie, der ihr aus der Schönemannſchen Schule anklebte und den, außer Eckhof, faſt Jeder von dorther mitgebracht hatte: in tragiſchen Rollen, vorzüglich wenn ſie vornehme Charaktere repräſentirte, ſprach ſie oft mit zu viel Emphaſe; auch hatten ihre Geſticulationen dann ein gutes Theil von der alten franzöſiſchen Manier. Aber in häuslichen oder überhaupt edlen Müttern war ſie unübertrefflich. Die Oberförſterin in Iffflands „Jägern“ war (am 29. December 1797) ihre letzte Rolle. Sie war in der That die „letzte Oberförſterin“ auf der Bühne.“ — „Haben Sie ſchon gehört?“ unterbrach er ſich lächelnd ſelbſt, „die Leute laſſen mich 60,000 Mark von der Starke erben. Ich hätte Profit, wenn mir Jemand für meine Erbſchaft das wiedererſtatten wollte, was ich der Starke gab; aber die Hamburger ſind groß im Erfinden und Uebertreiben!“ Er erzählte mir nun den Vertrag, den ſie mit ihm gemacht habe. Als er 1798 die Direction niedergelegt, habe ſie keine Neigung mehr gehabt, das Theater noch ferner zu betreten; ſie habe deshalb ihre 250 Thaler Penſion genommen, während Schröder ebenſo viel jährlich zugelegt habe, ſo daß ſie

alſo bis an ihr Ende ihren vollen Gehalt, 500 Thlr., bezogen hätte. Dabei habe er ihr noch freie Wohnung in Rellingen gegeben. Sie dagegen habe ihm aus freiem Antriebe ihren einſtigen Nachlaß verſchrieben, den ſie auf 1200 Thlr. angegeben. „Die haben ſich auch gefunden“ ſagte er. „In einem ſeidenen Beutel befanden ſich 100 Louisd'or und 123 Ducaten. 500 Thlr. (die Einnahme ihrer letzten Benefiz-Vorſtellung) hat ſie mir ſogleich gegeben, und dieſe habe ich ihr verzinſt. Ihre übrigen Sachen waren, einigen Schmuck abgerechnet, den ſie ſelbſt als Andenken vermacht hat, ohne Werth; ich werde ſie verſchenken.“ Ich nahm dieſe Gelegenheit wahr, mir ein Andenken von ihr zu erbitten; in der That gab Madame Schröder mir zu meinem innigſten Vergnügen zwei Gegenſtände, welche Eigenthum der Verſtorbenen geweſen waren, nämlich eine porzellanene Tabacksdoſe, in Gold gefaßt, und einen ſeidenen Geldbeutel.

Die geringe Habe der Todten hatte ſich übrigens in bewunderungswürdiger Ordnung befunden. Als man ihren Koffer öffnete, ſah man ſogleich das obenauf liegende Teſtament; dann folgte ihr Sterbehemd, mit Spitzen beſetzt, eine Haube, gleichfalls mit Spitzen beſetzt, und ein Kopfkiſſen. In einem drap d'or-Beutelchen fand man ihre verlorenen Zähne, mit feinem Draht zuſammengehäkelt; daneben lag die Vorſchrift: man ſolle dieſelben mit in ihren Sarg legen. Es geſchah. Am 7. März wurde ſie in einem Gewölbe zu Rellingen beigeſetzt. Schröder, treu bis über das Grab hin-

aus, bezahlte ihr das Gewölbe auf zwanzig Jahre. Ihren Tod zeigte er im „Hamburgiſchen Correſpondenten“ vom 4. März 1809 mit folgenden, für ihn höchſt bezeichnenden, Worten an:

„Am 2. März ſtarb in Rellingen bei völligem Bewußtſein, im 78. Jahre, die einſt berühmte Schauſpielerin, Madame Chriſtine Starke.

Möge immer, wie bei ihr, die Kunſt mit der ſtrengſten Rechtſchaffenheit gepaart ſein.“

An demſelben Tage, wo die ſterblichen Reſte dieſes heimgegangenen Stückes deutſcher Theatergeſchichte zu Grabe getragen wurden, erſchien auf der Bühne, welche ihre letzten Triumphe geſehen hatte, wieder ein Gegenſtand, der ihr Eigenthum geweſen: als Sommer in der „Ueberraſchung“ benutzte ich ihre Tabacksdoſe.

Aber die greiſe Starke ſollte nicht die Einzige bleiben, welche im Jahre 1809 der Tod aus dem Verbande des Hamburger Theaters — dem ſie, wenn auch nur als Penſionärin, doch immer noch angehört hatte — hinwegriß. Fünf Wochen nach ihr, am 13. April, Morgens $12^1/_2$ Uhr, ſtarb der Regiſſeur Anton Steiger*) nach langen, ſchrecklichen Leiden, deren Natur die Aerzte nicht klar erforſchen konnten. Er hinterließ eine Wittwe und ſieben hilfloſe Kinder in gänzlichem Mangel. Hier nun zeigte ſich die Wohlthätigkeit der Ham-

*) Nekrolog von F. L. Schmidt in deſſen „Almanach“ für 1810, S. 110 ff.

burger wieder in glänzendem Lichte: Steiger, als Schauſpieler außerordentlich begabt und (abgeſehen von einem manierirten Pathos und etwas Predigerton in ernſten Rollen) höchſt verdienſtlich, hatte ſich durch ſeine Künſtlerſchaft, ſowie durch ſein grades, rechtſchaffenes, echt deutſches Weſen Freunde erworben, welche ſeine Hinterbliebenen nicht verließen. Dies trat bei Gelegenheit einer Benefiz-Vorſtellung an den Tag, welche zum Beſten der Steigerſchen Familie am 21. April mit Leſſings „Nathan" gegeben wurde. An der Caſſe ward eine ganze Reihe von Ueberzahlungen, deren bedeutendſte 600 Mark betrug, geleiſtet, ſo daß der bedrängten Wittwe nicht weniger als 2700 Mark eingehändigt werden konnten, und da ich durch eine Collecte unter meinen Collegen 48 Mark monatlicher Unterſtützung für ein Jahr zuſammengebracht hatte, ſo war der erſten Noth wirkſam geſteuert, und auch ſpäter blieb, wenn die Drangſale am größten, Gottes Hilfe am nächſten, bis endlich die Kinder erwachſen waren und ſelbſt für ſich ſorgen konnten. Schröder, der ſehr bald nach dem Tode der Starke wieder nach Rellingen hinausgegangen war, benahm ſich bei dieſer Gelegenheit großherzig, wie immer.

Die räumliche Entfernung, welche ſich auf's Neue zwiſchen den Meiſter und mich gelegt hatte, war indeſſen dem Verkehr nicht hinderlich, welcher namentlich durch meinen, jetzt der Vollendung und Herausgabe nahen Bühnen-Almanach rege erhalten blieb. Ehe ich jedoch berichte, was in Anbetracht deſſelben zwiſchen Schröder und mir vorging, will ich erzäh-

len, daß ich mehrere renommirte Literaten zu Beiträgen aufgefordert hatte, darunter Klingemann in Braunſchweig.

Dieſer hatte im Sommer 1808 das bereits in einem Geſpräche zwiſchen Schröder und mir erwähnte, von dieſem als „abſchreckendes Beiſpiel" angeführte Drama „Columbus" vollendet. Während der Arbeit ſchrieb er mir: „Ich habe jetzt den „Columbus" begonnen, und dieſes Werk macht mir den Geiſt friſch! Ihre Idee von der Scene auf dem Schiffe war auch die meinige, und ſie iſt im Vorſpiel ausgeführt, von dem Sie den Schluß in der Theaterzeitung abgedruckt finden werden. Die Decoration geht recht gut, und iſt, auf meine Nachfrage deßhalb, auf der Bühne nicht einmal neu. Das Theater ſtellt einen Theil des Verdecks vor, Seiten und Hinter-Couliſſe ſind Luftperſpective, um das Theater läuft eine kleine Galerie. In der Mitte ſieht man den Maſt bis in die oberen Couliſſen hinaufragen, und Tauwerk und Strickleitern ziehen ſich daran nieder. Der Schiffsjunge und die Matroſen klettern in die Höhe u. ſ. w."

Ueber die theatraliſchen Verhältniſſe in Braunſchweig ſchrieb er mir: „Hoſtovskys und Fabricius' Geſellſchaft haben uns wieder verlaſſen und ſind nach Magdeburg zurückgekehrt. Die Direction hatte ſich wieder in der Angſt verrechnet und Fracht und Wagen zu der Zeit beſtellt, als ſich eben das Haus hier immer mehr zu füllen anfing. Am Donnerstage in der letzten Meßwoche ſtanden alle Wagen vor den Thüren und die Directoren ſtiegen wehmüthig und ſich gegenſeitig Vorwürfe

machend ein. Fabricius weint dann immer, und Hoſtovsky fällt ſich ſelbſt in die Haare, daß es tragiſch anzuſehen iſt. Mit kleinen Gelegenheitsſtücken von mir haben ſie, ſeltſam genug, viel Geld gemacht. Das eine hat ihnen in vier Vorſtellungen gegen 900 Thlr. eingebracht und ich — habe zwei Louisd'or dafür empfangen. So rächen ſie ſich, daß ſie mir für den „Luther" hundert Thaler zahlen mußten, ob er ihnen gleich mehrere Tauſende eingebracht hat. Doch lieben die beiden Alten mich jetzt wie Väter und ſenden mir dann und wann Magdeburger Sauerkohl und Wein in Fäßchen, um mich durchzufüttern, daß ich zur rechten Zeit wieder ſinge. Das ganze Völkchen hat mir als Zuſchauer manche komiſche Stunde gemacht, während die Handelnden ſelbſt ſich gewöhnlich in den Haaren lagen. Dazu hat Hoſtovsky die üble Gewohnheit, gleich zu beißen, wobei mir immer der Ausruf jenes Schwaben, der ſeinem General mit den Worten: „Willſcht Du beiſſe?" eine Ohrfeige gab, unwillkürlich einfällt. Er beißt immer bis auf's Blut."

Dieſe eben ſo wahre als ergötzliche Schilderung meiner ehemaligen Kameraden ließ mein Herz um ſo dankbarer ſchlagen, daß mir jetzt ein beſſeres Loos gefallen war.

In Angelegenheiten meines Almanachs ſchrieb mir Klingemann einige Zeit ſpäter, er wolle mir „eine Charakterſkizze des Wallenſtein als Beitrag liefern, die leicht zwei Bogen füllen könnte." Wer ſich die Mühe nehmen will, meine Theater-

almanache anzuſehen, wird darin mehr als einen werthvollen Beitrag von Klingemann finden.

Ueber allerlei Theatralia ſchrieb er mir am 26. März 1809 wieder ſehr ergötzlich: „Fabricius hält ſich hier mit ſeiner Geſellſchaft bereits ſeit Ausgang Januars auf und denkt noch bis Mai zu bleiben. Er hat in Braunſchweig einen Glücksſtern. Nur ein Nagel iſt ihm aus ſeinem Karren geſprungen: der dicke Nagel nämlich hat einen Ruf nach Breslau angenommen und iſt bereits dorthin abgegangen. Die Direction ſcheint mit dem Vulcan einen Bund geſchloſſen zu haben, denn erſt ſchmiedeten Sie, darauf gab's einen Nagel, und nun iſt ein anderes Metall — Kupfer verſchrieben, der in Altona ſein ſoll. Ob dieſes Kupfer keinen Grünſpan anſetzen wird, muß man erwarten. Daß Reinhold, der cidevant Redacteur der Theaterzeitung hier iſt, werden Sie wiſſen. Er ſpielt im Komiſchen bedachtſam und ruhig, hat aber eine böſe Angewohnheit oder einen Krampf, und ſchüttelt in jeder Minute dreimal mit dem Kopfe. In ernſten Rollen wirkt das auf mich immer ſehr ſonderbar, denn es ſcheint, wenn er ſtumm daſteht und immer ſchüttelt, als ob ihm das ganze Weſen nicht recht wäre, was um ſo komiſcher wirkt, da in den meiſten Fällen das Weſen überhaupt auch wirklich nicht recht iſt, und ſein Krampf daher zu einer pantomimiſchen Kritik wird.

Mein „Columbus" geht mir reißend ab. Auch in Wien haben ſie ihn angenommen und honorirt, wobei mir der Fürſt

Eſterhazy eigenhändig ſehr ſchmeichelhaft geſchrieben hat. Am 4. wird er dort in Scene gehen. In Dresden iſt er am 16. März gegeben, und ich habe von dorther ſogar ein Sonett erhalten, deſſen Verfaſſer Hofrath Winkler (Theodor Hell) iſt.

Ich hätte Luſt, mich der Ausarbeitung einer derben Poſſe zu unterziehen, die in Deutſchland ganz untergegangen iſt; aber das feinfühlende und ekele moderne Volk kann über das bloß Lächerliche (das nach Kant in einer in Nichts aufgelöſten Erwartung beſteht) nicht lachen, ohne nachher zu ſchimpfen und „dummes Zeug!" zu rufen. Im Herzen ſehnt es ſich nach Luſt und Lachen, aber der kecke gute Scherz gehört ihm doch nicht zur guten Geſellſchaft, weil er ohne Sentiment und ein roher wilder Burſche iſt. So peitſchen ſie alles eigentlich Genialiſche zur Welt hinaus. Das ſchwache, zerbrechliche Zeitvolk!"

Freund Klingemann iſt aber (wenigſtens für's Erſte und hauptſächlich!) bei der Tragödie geblieben, die er als ſein Steckenpferd ritt. Wir werden ihn noch öfter auf demſelben ſich tummeln ſehen.

Für jetzt muß der vielbeſprochene Bühnen=Almanach fertig werden, der ſchon im Manuſcript vollendet war. Ich ſandte dies an Schröder, damit er meine „Geſchichte des Hamburger Theaters" erſt leſe — aber, o weh! Was antwortete er mir?

„Lieber Herr Schmidt!

Sie haben meine Freundſchaft auf eine harte Probe ge=

ſtellt. Ihr Aufſatz wimmelt von Unrichtigkeiten und iſt mehr Schröders Panegyricus, als Geſchichte. Erſteren habe ich hin und wieder gemildert und letztere verbeſſert. Ich will Ihnen auch gern, aber nur auf kurze Zeit, die Bücher leihen, welche ſichere Wegweiſer ſind."

Da ſtand ich nun, ich armer Thor, und war ſo klug als wie zuvor! Sogleich ſetzte ich mich nieder und bat den verehrten Meiſter, er möge mir doch auf einem Zettel die nöthigen Bemerkungen notiren, da ich mir erſt aus Büchern mühſam zuſammenſuchen müſſe, was er ohnehin feſt und ſicher im Kopfe habe; es käme mir namentlich auch auf raſche Expedition der Sache an, weil das Manuſcript in die Druckerei wandern müſſe. In der That war es, wenn der Almanach noch zur Leipziger Oſtermeſſe das Licht der Welt erblicken ſollte, die allerhöchſte Zeit.

Umgehend antwortete mir Schröder: „Obgleich ich grade in dieſen Tagen viel zu thun habe, ſo will ich mich doch bemühen, Ihnen meine Bemerkungen nebſt Ihrer Geſchichte den 12. wieder zuſtellen zu können. Es iſt ſo manches Irrige in ihr, daß ich gezwungen geweſen wäre, öffentlich gegen Sie aufzutreten, wenn es wäre gedruckt worden. Um Ihnen Wahrheit und einige andere Sachen zu geben, hat meine Pflegetochter den Auftrag, Ihnen ein Buch zuzuſtellen, das ich nur Wenigen anvertraue, und deßhalb auch Sie bitte, es nicht aus Ihren Händen zu laſſen: ein Verzeichniß der ſeit 1753 aufgeführten Stücke, in welchem die Hauptſachen aus meiner Eltern und meinem Leben aufgezeichnet ſind. Da

mein Stiefvater der eigentliche Gründer des stehenden Theaters in Hamburg ist, so verdient er, daß Sie etwas mehr von ihm sagen, wozu Ihnen das Buch Gelegenheit geben wird. Hauptsächlich bitte ich Sie, weniger von mir zu sagen, da ich bekannt genug bin. Noch gebe ich Ihnen zur Ueberlegung, ob es nicht besser sei, diesen ersten Kalender vor Ankunft des Ackermannschen Theaters in Hamburg zu schließen, da alsdann eine neue Epoche anfängt.

Auch die Zettel, aus denen Schütze seine alte Geschichte nahm, stehen zu Dienst und können Ihnen von Lendpradl mitgetheilt werden. Es ist nothwendig für Sie, daß Sie sie sehen."

Charakteristisch für Schröder ist auch, was er mir über meine Absicht, den Almanach mit seinem Bildniß zu zieren, schrieb. „Ich kann nicht leugnen" lauteten die Worte des Bescheidenen, „daß es mir sehr unangenehm ist, mein Bild vor dem Kalender zu sehen. Da indessen jeder Mensch, der sich malen läßt, der Gewaltthätigkeit*) ausgesetzt ist, so muß ich mich darein

*) Diese „Gewaltthätigkeit" ist Schröder öfters angethan worden. Zuerst wurde er als König Lear 1780 in Hamburg silhouettirt (Brustbild, oder wie man damals sagte: „Kopfstück"). Sein Portrait als Odoardo steht vor Schinks allg. Theateralman. v. 1782, sein Bildniß von Berger, nach Frisch, vor dem 4. Bd. der Literat. u. Theaterztg. v. 1782; von Grögory vor dem Gothaer Theaterkalender auf 1788. 1790 wurde er und seine Frau „als Kopfstücke auf Einem Blatt" gestochen; „beide Personen sind darin nicht zu verkennen" versichert der Gothaer Theaterkalender von 1799. „Eben so ähnlich steht Herr Schröder, von

ergeben.“ So ziert denn Schröders Portrait meine beſcheidene Publication, und freundlich erneuerte ſein Anblick bei der Mitwelt die Erinnerung an jene ſchönen Gebilde, die der Künſtler einſt geſchaffen hatte.

Wie aus dem Eingange des vorletzten Briefes hervorgeht, ſteckte Schröder eben damals tief in Geſchäften, denn wenn dieſer raſtlos fleißige Mann ſchon ſelber ſagte, „er habe viel zu thun“, ſo galt ſicher von ihm das Leporelloſche: „keine Ruh bei Tag und Nacht.“ Die Arbeit, der er ſich eben unterzog, war aber eine Reviſion der Penſionsſtatuten des Theaters, derzufolge nicht mehr eine Anzahl von Dienſtjahren, ſondern nur erſt wirkliche Invalidität zur Penſion berechtigen ſollte; eine Aenderung, welche die Betheiligten durch ihre Abſtimmung billigten*).

Die unruhigen Zeiten, welche wieder ausgebrochen waren, veranlaßten Schröder außerdem, ſich ein neues Wohnhaus in dem als Feſtung geſchützten Hamburg einzurichten, wohin er ſich bei ausbrechenden Feindſeligkeiten von Rellingen aus zu

Ernſt geſtochen, vor dem Mannheimer Theaterkalender auf 1796.“ Oelbilder von Schröder exiſtiren mehrere, namentlich in einigen Freimaurerlogenhäuſern, wie z. B. in Hannover und Hamburg; letzteres iſt neuerdings vom Maler und Photographen Kindermann in Hamburg photographiſch trefflich nachgebildet worden. Auch in der Kunſthalle zu Hamburg hängt ein Oelgemälde von Schröder; ein treffliches Paſtellbildchen aus dem Jahre 1786 befindet ſich im Beſitze des Herausgebers.

*) S. die „revidirten Geſetze der Penſionsanſtalt des Hamburgiſchen Deutſchen Theaters“ bei Meyer, III, 230 ff.

flüchten gedachte. Denn ſchon gährte es im Vaterlande hie und da. Oeſterreich erhub ſein Schwert, und im Norden erſtanden Schill, Dörnberg und der tapfere Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels. Die erſten Scharmützel zwiſchen Frankreich und Oeſterreich fanden im April 1809 ſtatt; am 30. deſſelben Monats löſten die Franzoſen in Hamburg ſchon 100 Kanonen, um einen Sieg zu feiern! Die Schlacht bei Aspern war noch nicht geſchlagen — freilich auch die von Wagram nicht, welche Oeſterreich zuſammenbrechend dem Corſen zu Füßen legen ſollte. Daß in einem Vorſtadttheater zu Hamburg am Tage, als die Franzoſen jubilirten, ironiſcher Weiſe ein Stück: „Der Verbrecher aus Infamie, oder Räuber und Mörder aus verlorner Ehre, ein Schauergemälde aus den Barbareien des 15. Jahrhunderts, nach Schillers Erzählung" aufgeführt wurde, will ich als politiſches und literarhiſtoriſches Curioſum doch nicht unerwähnt laſſen.

Im Uebrigen war man in Hamburg luſtig und guter Dinge; ſchlugen doch die Völker beinahe „hinten weit in der Türkei" aufeinander. Davon brauchte man am Ausfluß der Elbe keine ſonderliche Notiz zu nehmen, namentlich war es kein Grund, ſich die landesüblichen Volksbeluſtigungen, wie den „Lämmerabend" benannten Jahrmarkt*) u. ſ. w., zu ver-

*) Ein großes Feſt für die Hamburger, gelegentlich deſſen jeder Hausvater, der Raum dafür zu ſchaffen weiß, ein Lamm für ſeine Kinder kauft.

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

ſagen. Selbige wurden denn auch mit üblicher Solennität gefeiert. Nur einmal kam etwas mehr Leben, ja, eine gewiſſe Aufregung in die Stadt, als nämlich am 17. Mai ein Gerücht: „Schill ſei im Anmarſch!“ die Deutſchen wie die Franzoſen allarmirte. Ich ſpazierte an jenem Tage zufällig über den Wall. Ein Capitain, durch ſeine kleine Geſtalt bei ſehr dickem Bauche ſchon an ſich eine komiſche Erſcheinung, ſtand, aus einer langen Pfeife rauchend, neben einer Kanone, die eben aus einem Schuppen hervorgezogen und geputzt worden war. „Na“ ſchnarrte er, „mein lieber Herr Director, wollen Sie auch ein bischen zuſehen? Da ſteht ſie, die Kanone! Nun laß den Monſieur Schill man kommen, wir wollen ihn ſchon bürſten!“

Der kühne Mann ſtand damals bei Dömitz an der Elbe, aber hier wurde er mit überlegenen Streitkräften angegriffen und nach Stralſund zurückgeworfen, wo er bekanntlich am 31. Mai 1809 den Heldentod ſtarb.

Auf dem Hamburger Stadttheater war zu eben der Zeit eine ziemlich alberne einactige Oper: „Der Unſichtbare“, Text von Coſtenoble, Muſik vom Sohne unſeres Directors, dem Oſtern 1809 als Muſikdirector angeſtellten Carl Eule, Repertoireſtück.

Die Allarmgerüchte ſcheuchten bereits im Anfang Mai den allzu beſorgten Schröder nach Hamburg hinein; er kam grade recht, um der erſten Aufführung meines Preisluſtſpiels: „Der leichtſinnige Lügner“ beizuwohnen, welches ihm, wie er

verſicherte, viel Vergnügen machte. In der That brachte jede Scene, jeder Gedanke die Wirkung hervor, die ich mir beim Niederſchreiben gedacht hatte, und der allgemeine Beifall ſteigerte ſich ſchließlich zu einſtimmigem Hervorruf für mich. Nicht minder günſtig war der Erfolg in unſerer Nachbarſtadt Lübeck, wo der fleißige Löwe*) meine Arbeit faſt ebenſo ſchnell einſtudirt hatte, wie wir. Auch ſpäter blieb die Neigung des Publicums dem Stücke überall treu; der „leichtſinnige Lügner“ darf bis auf den heutigen Tag einem wohlgewogenen Parterre ſeine Schnurren und Schwänke vorgaukeln — und nicht in Deutſchland allein; wie mehreren meiner dramatiſchen Arbeiten iſt auch dieſer die Ehre widerfahren, in verſchiedene lebende Sprachen, darunter in die holländiſche, überſetzt zu werden.

Schröder ging, da Alles ruhig blieb, zwiſchen Rellingen und Hamburg hin und her. So war er auch in den letzten Tagen des Auguſt wieder in der Stadt angelangt, als er (am

*) Schmidts ehemaliger Schwager (vergl. Seite 27 fg.), der mit Jenem beſtändig in guten Beziehungen geblieben zu ſein ſcheint, wenigſtens führte er, wie aus Asmus' Geſch. d. Lübecker Theaters erhellt, F. L. Schmidts neue Arbeiten ſtets ſehr bald auf. F. A. Leopold Löwe (geb. 1767 zu Schwedt) hatte nämlich vier Jahre nach Tillys Tode, 1799, die Bühne zu Lübeck übernommen, welche er mit wechſelndem Glück zu einer ſtehenden zu erheben ſuchte. Er ſelbſt, früher Tenoriſt und Schauſpieler, trat als Director nicht mehr auf, ſondern fungirte nur noch als Dirigent und Componiſt. Ueber Ort und Jahr ſeines Todes, der 1815 oder 1816 erfolgte, ſchwanken die Angaben.

29. des genannten Monats) ein ſehr ſeltſames Abenteuer erleben ſollte. Zwiſchen elf und zwölf Uhr Morgens nämlich macht ihm der Muſikdirector des Stadttheaters, Hönicke, ſeinen Beſuch. Dieſer, ſeit 1780 in Hamburg angeſtellt, und (wie man zu ſagen pflegt) „kein Jüngling mehr", war krank geweſen; Schröder meinte daher ſcherzhaft, als er ſich melden ließ: „Ich will ihn unten ſprechen; er ſoll die hohen Treppen nicht ſteigen; ich mag nicht an ſeinem Tode ſchuld ſein." Er empfing Hönicke neckend mit der Anrede: „Und Sie ſind noch nicht begraben?"

Dieſer antwortete, es ſei zwar hart bei ihm hergegangen, er hoffe aber, auf eine lange Zeit dem Tode noch einmal entlaufen zu ſein. Schröder erſucht ihn nun, ein neues Clavier, das kürzlich angekommen war, zu probiren. Hönicke thut es, aber nachdem er einige Accorde gegriffen hat, faßt er plötzlich an ſeine Stirn und ſagt zu Schröder (der neben ihm ſtand): „Sollten Sie wohl glauben, daß ich meinen Schwindel jetzt wieder bekomme?" Hierauf neigt er ſein Haupt und ſinkt ſanft auf die Taſten. Schröder glaubt, ſein Gaſt werde ohnmächtig; er und ſeine Frau heben Hönickes Kopf empor — aber wie erſchrecken ſie: ſie halten eine Leiche in den Armen!

Schröders Benehmen bei dieſem außerordentlichen Falle war ſehr merkwürdig. Er, der ſonſt Todte, ja ſelbſt Kranke ängſtlich floh, der, wie er hernach ſelbſt bemerkte, „nicht um eine Million Jemand in ſeinen Armen hätte ſterben laſſen, wenn er es zuvor gewußt" — war jetzt ganz gefaßt, ging

nicht von dem Todten hinweg, ließ ihn auf einen Tiſch legen, durch Wundärzte und durch ſeine Domeſtiken reiben und trat dabei mit ſichtbarer Theilnahme zu der Leiche, ſie immer unterſuchend, ob etwa ein Lebensfunke zurückkehre. Als nach einigen Stunden der Todte fortgetragen war, ging Schröder ſchnell zu ſeiner humoriſtiſchen Laune wieder über. „Wenn mich künftig Jemand beſucht" ſagte er, „werde ich ihm erſt unter die Augen ſehen und ihn fragen, ob er auch nicht etwa Luſt hat, bei mir zu ſterben!"

Ich antwortete: „ich glaubte, in Hönickes Seele verſprechen zu dürfen, daß er es nicht gern gethan habe."

„Darum vergeb' ich's ihm auch!" erwiederte Schröder lachend.

Der Schluß des politiſch ſo denkwürdigen Jahres 1809 ſollte auch noch für unſere kleine theatraliſche Republik merkwürdig werden durch ein Gaſtſpiel Jfflands; das letzte, welches dieſer Künſtler in Hamburg gab, wo er ſtets mit Enthuſiasmus aufgenommen war. Bei dieſer Gelegenheit ſahen die Koryphäen des deutſchen Schauſpiels, unſer berühmter Gaſt und F. L. Schröder, einander zum letzten Male. Jener nahm ſich, wenn er den „Alten" in ſeiner Loge wußte, immer ganz beſonders zuſammen; „die hohe Obrigkeit iſt auf dem Poſten!" pflegte er zu ſagen. Schröder konnte ſich ſo recht eigentlich nie ganz in Jfflands Spielweiſe finden, woran freilich die Rollen des Letzteren die Hauptſchuld tragen mochten. Ich meine dies ſo: der tragiſche Ausdruck folgt ſeit Alters her un-

wandelbaren Geſetzen; der komiſche wechſelt mit der Zeit, die ſtets neue Narrheiten gebiert. Er iſt daher unerſchöpflich und bedingt große Mannichfaltigkeit; um ſo leichter wird der geniale Darſteller zu Uebertreibungen verleitet. Ja, es giebt Rollen, die gleichſam dazu nöthigen; man findet ſie vorzüglich in den Luſt- und ſ. g. romantiſchen Spielen aus jener Zeit, wo der bürgerliche Zuſchnitt des bisherigen Dramas anfing, ungenügend zu werden, ohne daß ſogleich ein paſſender Erſatz dafür herbeizuſchaffen geweſen wäre. Damals wurde von der Romantik (deren Gebiet unbeſtreitbar das Theater iſt) aus Mangel an Bühnenkenntniß oft ein verkehrter, bizarrer Gebrauch gemacht; zu transparenten Lauben, in Paläſte verwandelten Grotten u. ſ. w. wurden abenteuerliche Handlungen, überſpannte Situationen und verſchrobene Charaktere erfunden; die komiſchen Figuren wurden grell, in Hogarths Manier, aber ohne innere Conſequenz gezeichnet, ſo daß es beim beſten Willen ſchwer, wo nicht unmöglich wurde, Wahrheit in die Darſtellung ſolcher überladenen Geſtalten zu bringen. Sollten ſie nichtsdeſtoweniger intereſſiren, ſo war man faſt gezwungen, dieſe Zwittergeſtalten zu karikiren — eine Manier, in welcher der virtuoſe Iffland, unbeſchadet ſeiner übrigen großen Verdienſte, Meiſter war. Dies mißbilligte Schröder, den ich die ewige Wahrheit der Darſtellung nennen möchte; „keine Beſtechung auf Koſten der Wahrheit!“ lautete ſein Spruch. Wäre er noch als Schauſpieler thätig geweſen — ich bin überzeugt, er würde die glänzendſte und dankbarſte

Rolle verſchmäht haben, wenn er nicht die höchſte Wahrheit in die Darſtellung hätte bringen können, denn ihm kam es eingeſtandener Maßen „nicht darauf an, zu ſcheinen und hervorzuſtechen, ſondern auszufüllen und zu ſein.“ Von dieſem Standpunkt aus erklärt ſich ein Geſpräch zwiſchen ihm und Iffland, welches in jene Zeit fällt. „Sie haben“ ſagte Schröder, „mit großem Beifall geſpielt, aber welche mir unbekannte Art des Spiels haben Sie ſich angeeignet? Ich würde neben Ihnen nicht mehr gefallen, Sie nicht neben mir!“

„Und was fehlt meinem Spiele?“ fragte Iffland betreten.

„Ich bewundere Ihre Kunſtfertigkeit“ entgegnete Schröder; „Sie wiſſen jeder Thorheit eine liebenswürdige Seite abzugewinnen! Ein Mann, der den Scherz ſo angenehm ſteigert, muß auch als Geck gewinnend erſcheinen! Sie amüſiren, Sie intereſſiren, doch ich vermiſſe das, was ich im Zuſammenhange Wahrheit des Spiels nenne!“

„Sie mögen Recht haben“ gab Iffland zu; „Erfahrung aber, die ich an vielen Orten Deutſchlands geſammelt habe, hat mich zu meiner Darſtellungsweiſe gezwungen. Früher habe ich in Ihrem Sinne zu ſpielen verſucht, doch ohne Erfolg. Meine Individualität iſt von der Ihrigen zu verſchieden; ich verſuchte es daher auf meine Manier und fand, daß man ſie überall mit Beifall aufnahm.“

Damit endigte die intereſſante Discuſſion, zu der ich nur zu bemerken habe, daß Iffland eben ſeine Manier mit einer

Feinheit, einem Reize übte, an deren Mangel alle ſeine Nachahmer ſcheiterten. Ganz eigenthümlich war ihm die unendliche Wachſamkeit ſeines Geiſtes, mit welcher er während der Vorſtellung hundert von Keinem geahnte Aeußerlichkeiten in Spiel und Gegenſpiel aufnahm, um ſie pfeilſchnell in die Handlung zu verweben. In den Proben beſonders trieb er dieſe Fertigkeit oft bis zum Muthwillen und ſpielte dann am allerbeſten. „Ich genieße nur das Leben, wenn ich auf der Bühne bin" geſtand er mir einſt ſelbſt; „ich bilde mir dann ein, zwiſchen mir und dem ärgerlichen Tagesverkehr ſei ein Schlagbaum niedergelaſſen, und innerhalb dieſer Grenze begeiſtert mich meine Kunſt bis zur Ausgelaſſenheit." So kam es, daß er insbeſondere die komiſche Darſtellung auf den höchſten Gipfel ihrer Ausbildung erhob; man kann ſagen, Iffland habe ſie geadelt.

Er mochte aber bei ſeinem letzten Gaſtſpiele in der Hanſaſtadt auftreten worin er wollte: immer blieb ihm die Theilnahme der ſonſt nicht leicht in Flammen zu ſetzenden Hamburger treu; an 26 Gaſtabenden, bei 39 Rollen Ifflands (die Nachſpiele und Wiederholungen mitgerechnet) war das Haus ſtets überfüllt. Oft ward er herausgerufen; ſo auch bei ſeiner Abſchiedsvorſtellung am 12. October. Als der Künſtler erſchien, redete eine Stimme aus dem zweiten Range ihn mit den Worten an: „Nehmen Sie unſern Dank, mit der Bitte, Sie bald wieder zu ſehen!" Iffland antwortete: „Ich weiß Ihr Wohlwollen zu ſchätzen; Ihr Andenken wird mir unver-

geßlich ſein!“ Nun verneigte er ſich zweimal gegen die Seiten-Loge, wo Schröder ſaß, und — warf dieſem einen Kußfinger zu! Die Hamburger fanden dies mit Recht ein Wenig taktlos. Nachts 11 Uhr reiſte Iffland dann mit Extrapoſt nach Lübeck; Tags darauf ſpielte er dort den Eſſighändler und in der „ehelichen Probe!“ Bei ſolchen Anſtrengungen, die ſich Iffland immerfort zumuthete, war es nicht überraſchend, wenn ſeine von Hauſe aus eiſenfeſte Geſundheit endlich ſo erſchüttert ward, daß der Künſtler in der Blüthe ſeiner Jahre hingerafft wurde.

Da wir Iffland als Darſteller hier zum letzten Male begegnen, ſo ſei mir ein kurzer Rückblick auf ſeine ſchauſpieleriſche Eigenthümlichkeit ſowie auf einzelne ſeiner Hauptrollen geſtattet, zu dem ich mich um ſo mehr berechtigt glaube, als ich den berühmten Mann in den Zeiten ſeiner Blüthe (zu Magdeburg), wie ſeiner Reife (1806), und endlich auch dann eingehend beobachtet habe, als (1809) dem ſcharfen Blick Vorzeichen ſeines Verfalls nicht entgehen konnten. Wie ſehr ihm das unabläſſige Gaſtiren geſchadet, habe ich ſchon bemerkt; bei ſeiner Vielgeſchäftigkeit mangelte ihm die nöthige Muße, ſeine Rollen gehörig zu repetiren; dies hatte zuletzt eine gewiſſe ſchleppende Manier, eine erzwungene Ruhe, und, im Gegenſatze zu dieſer, an einzelnen Stellen ganz gegen Iffland's eigene Grundſätze ein Ueberladen mit Geſten, Worten und — oft unpaſſenden — Extempores und Flickwörtern zur Folge. Spielte Iffland eine Rolle nach längerer Pauſe

gleichſam neu, ſo lieferte er ſtets ein vollendetes Gemälde; bei Wiederholungen wollte er ſich meiſt ſteigern und noch Frappanteres bieten, daher ſetzte er alsdann hie und da häufig zu ſcharfe Lichter auf, namentlich in gewiſſen Geckenrollen. Auch begegnete es ihm in der Zerſtreutheit, daß er aus dem Tone Eines Charakters in den eines andern fiel; ſo hatte er (1806) meiſterhaft den Juden von Cumberland geſpielt und gab hinterher den Kapuziner in „Wallenſteins Lager", ebenfalls köſtlich. Es war der Typus eines ungebildeten Mönchs, wie man ſie beſonders in Weſtfalen damals noch täglich antraf. Plötzlich aber verirrte er ſich auf einen Augenblick in den jüdiſchen Dialect; blitzſchnell fiel dies auch dem Profeſſor Meyer auf, der neben mir ſtand. Jenen Schewa rechne ich beiläufig zu Iffflands Glanzrollen; das ſorgfältige Beſehen des Geldes, der Documente, das behutſame Verſchließen der Brieftaſche, das ängſtliche Zuknöpfen der Taſchen des Kleides, die Vorſicht, mit der er die Rockſchöße aufhob wenn er ſich niederſetzte, verhalf mit tauſend andern ergötzlichen Pinſelſtrichen dem Bilde zu einer Wahrheit und Friſche, die unvergleichlich iſt — vom Aeußeren ganz zu geſchweigen, auf das Iffland überhaupt mit Recht den größten Werth legte. Sehr oft gewann er das Publicum mit Einem Schlage durch ſeine bloße Erſcheinung. Auch ſagte er mir einmal ſelbſt: wenn ihm ſein Kopf nicht gelungen ſei, oder wenn ſein Fuß nicht bei jedem Tritte freien Spielraum habe (um dies zu erreichen, trug er, wo es irgend anging, Tuchſchuhe), ſo mache es ihn durchaus unſicher.

Ueber Iffland's Wallenſtein hat Klingemann ſich ſo treffend geäußert, daß ich nichts hinzuzufügen habe; ich wende mich daher zu ſeinem König Philipp im „Don Carlos", den er 1809 bei uns neu einſtudirt hatte. Dieſe Rolle war keine Frohnarbeit, wie ſo manche andere, in der er gaſtirte; und man ſah denn auch, wie großartig und wahrhaft königlich die Aufgabe erfaßt, wie jede Miene, jeder Schritt vor- oder rückwärts, jede Bewegung durchdacht war. Aber die Ausführung fand in Iffland's Individualität zu viele Schwierigkeiten; der Totaleindruck gerieth minder furchtbar, als er ſoll; man ſah nicht ſchroff genug den Despoten in Philipp, dem Iffland vielmehr oft allzu menſchliche, um nicht zu ſagen moraliſche Züge lieh. Auch ſeine (mittelgroße) Geſtalt — der ſtarke Kopf zwiſchen hohen, breiten Schultern, der dicke Rumpf auf ſehr ſchwachen Beinen — kam ihm nicht zu Statten, trotzdem ein wundervolles Coſtüm das Mögliche that, ſie zu heben. — Als dritte Schillerſche Rolle führe ich den Tell an; auch hier glänzten wahrhaft ſchöne Momente neben minder gelungenen Stellen, an deren geringerer Wirkung jedoch wohl des Künſtlers tonloſes, ſchwaches Organ, welches in der Tiefe oft einem monotonen Brummen glich, im Affecte dagegen meiſt nur zu deutlich den Nothbehelf der Berechnung verrieth, die Hauptſchuld trug. Dieſes Organ zwang Iffland, Sätze voll Mark und Nachdruck, ſtatt durch Kraft des Vortrags, durch eine gewiſſe ſingende Manier hervorzuheben, und daher kam es denn auch wohl, daß er die lyriſchen Stellen ganz

proſaiſch recitirte. Den Jambus, oder gar den Reim, der des Hörers Phantaſie Schwingen leihen ſoll, löſte er vorſätzlich auf. Sehr ſchön bürgerlich und väterlich belehrte er z. B. ſeinen Sohn: „Das Korn wächſt dort in langen, ſchönen Auen," ſetzte aber gleichſam naiv plappernd hinzu: „Und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen." Ferner hob er, ganz langſam ſprechend, die Zeile heraus: „Was ich mir gelobt in Höllenqualen," um ſodann nach kurzer Pauſe ſehr raſch in Proſa hinzuzufügen: „Iſt eine heil'ge Schuld; ich will ſie zahlen." Mit ſolchen Seltſamkeiten, die man nur ihm verzieh, verſöhnte dann wieder — neben der geſammten Haltung, die den biedern, einfachen Landmann nirgends vermiſſen ließ — ein ſo feiner Zug, wie der, daß er mit raſchem Schauder ſich zurückbog, als, im letzten Acte, der Kaiſermörder ihm die Hand küſſen will (ſeine reine Seele erlaubte ihm auch nicht die flüchtigſte Gemeinſchaft mit dem Verbrecher); oder das ergreifende Spiel vor dem Apfelſchuß, wo er gleichſam gedankenlos das Haupt des Kindes flüchtig betaſtete, während ſein Auge bald den Baum als die Ferne, bald das Haupt als das Ziel — nicht als Vater (der war nun bekämpft), ſondern als Schütze unterſuchte.

König Lear war 1806 Iffl ands letzte Rolle; Viele ſtellten darin zu ſeinem Nachtheil Vergleiche mit Schröder an, den ich leider nicht geſehen habe. Dennoch fand ich Iffland bis auf ſein ſchwaches Organ auch in dieſem Charakter abermals ganz vorzüglich; ſichtbar hatte er auf den Lear die

größte Mühe verwandt, und daß man kein Studium wahrnahm, blieb das Bewundernswürdigſte. Bedeutend war ſein erſtes Auftreten, wo er das Schwert als Stab gebrauchte; herzergreifend die bittenden Töne der Verzweiflung, die er an ſeine Töchter richtete. Gelegentlich fragte ich ihn, ob denn Schröder in dieſer Rolle wirklich ſo groß geweſen ſei? Mit feurigem Auge antwortete er: „Ja, ja! Das läßt ſich gar nicht beſchreiben; ſehen, fühlen mußte man es!“ Ich wandte die Schwäche von Schröders Stimme ein; „das that Alles nichts“ entgegnete Iffland, „ſein Blick entſchied; wohin er den wandte, da erblindete man. Die Nebenſpieler wagten oft kaum zu ſprechen!“ Aehnlich ſagte eine Hamburger Kunſtkennerin zu meiner Frau während Ifflands Darſtellung: „Er ſpielt ſehr gut, aber was iſt er gegen Schröder! Deſſen Geſicht hätten Sie ſehen müſſen! Sein Kopf war von dem weißen Haar“ (Iffland trug graues) „wie von einer Glorie umgeben; wenn er ſeinen Töchtern den Fluch gab, ſchauderte Jeder!“

Bei vorſtehenden Urtheilen brauche ich wohl nicht zu bemerken, daß ich überall den abſoluten Maßſtab reinſter Kunſtvollendung angelegt habe; zieht man die unglaublichen Schwierigkeiten in Betracht, welche Iffland als Tragiker in Hinſicht der Geſtalt und vorzüglich des Organs zu bekämpfen hatte, ſo muß man ſeinen Productionen im Trauerſpiel nur um ſo wärmer Gerechtigkeit widerfahren laſſen. „Was blieb ihm“ kann man nicht ohne Berechtigung fragen,

„am Ende übrig, als bedeutungsvolle Stellen, welche Andere mehr oder weniger künſtleriſch herunterzuſchreien vermochten, mit einer gewiſſen imponirenden Feierlichkeit, oder auch mit hausväterlicher Gutmüthigkeit zu ſprechen, und den Nachſatz mit einer Art von Drolligkeit folgen zu laſſen?" Dieſe Manier wirkte auch! — Im Luſtſpiel war das anders; ja, ſchon in Trauerſpielrollen, deren Ton ſich dem des Converſationsſtücks nähert, wie z. B. als Marinelli, dürfte Iffland ſchwerlich einen Rivalen zu ſcheuen haben. Gleich ſeinem erſten Erſcheinen merkte man es an, wie er in den Gemächern des Prinzen zu Hauſe iſt; fern von jeder Grimaſſe führte er die Unterhaltung leicht und ungezwungen mit Jedermann. Die verbiſſene Bosheit des geſteigerten: „Eben die!" als der Prinz nach Emilien fragt; das kurze, ernſte: „Marcheſe Marinelli" auf die Erkundigung der Claudia, ob er Marinelli heiße; ſeine Ruhe im letzten Acte, welche es vollkommen anſchaulich und begreiflich macht, wenn Odoardo — durch den Anſchein von Recht, mit dem Marinelli auf die Trennung von Vater und Tochter dringt — ſeine Faſſung verliert (was kurzſichtige Krittler Leſſing immer als Fehler anrechnen) — dies und Anderes bekundete in ebenſovielen Zügen den großen, vollendeten Meiſter. Unſtreitig verdient Iffland das treue Andenken ſpäteſter Geſchlechter; der Ruhm, für alle Zeiten einer der unvergleichlichſten Schauſpieler des Vaterlandes geweſen zu ſein, wird ihm niemals ſtreitig gemacht werden können.

Was mich betrifft, so glückte mir gegen den Schluß des Jahres noch ein besonderer Wurf: am 15. December vollendete ich ein am 17. October angefangenes vaterländisches Trauerspiel: „Johann Vasmer, Bürgermeister von Bremen.“ Abends las ich das Stück im engsten Familienkreise vor; es war mir ein eigenthümliches Gefühl, hierzu bereits meine drei ältesten Kinder einladen zu können.

Ueber die Handlung des Dramas sei bemerkt, daß sie — der Geschichte entlehnt — im 15. Jahrhundert spielt. Im Jahre 1430 nämlich entstanden zwischen dem Senat und den Bürgern Bremens vielfache Zwistigkeiten; die Bürger wollten die Zahl der Senatoren vermehrt wissen und brachten neue Männer in den Senat. Diese nun nahmen sich begreiflicher Weise der Bürgerschaft auf's Wärmste an, dadurch ward aber die Uneinigkeit nur vermehrt. Mehrere der alten Senatoren, sowie der Bürgermeister Johann Vasmer, legten ihre Stellen nieder und flüchteten in's Ausland; die Flucht aber ward für Landesverrath erklärt und die Verräther als vogelfrei jedem Mörderdolche preisgegeben. Bei solcher schrecklichen Sachlage gelang es dem rechtschaffenen alten Vasmer, die Gemüther der Entflohenen zur Nachgiebigkeit zu stimmen; um Friede zu stiften, kehrte er nach Bremen zurück, zog sich aber durch sein Erscheinen den Verdacht der Spionage zu und wurde auf Betreiben seines eigenen Schwiegersohnes, der einer der neuen Senatoren war, enthauptet.

Der Gegenstand war der Art, daß er mit Erfindung

einiger ausſchmückenden Zuthaten ſehr wohl zu einer ergreifenden Tragödie geſtaltet werden konnte. In der That hatte er auch ſchon mehr als eine fruchtbare Phantaſie angeregt, wie aus folgendem, vom 24. April 1810 datirten Schreiben Klingemanns hervorgeht: „Sie haben Johann Basmer für die Bühne bearbeitet; das iſt ein ſeltſames Zuſammentreffen, denn hören Sie nur: vor etwa Jahr und Tag machte mir der Bremer Theater-Director Stadler den Antrag, dieſes Sujet zu bearbeiten, wollte ein bedeutendes Honorar zahlen u. ſ. w., ſchickte mir auch die nöthigen Quellen zu dem Stücke ſelbſt. Ich las alles durch, fand aber den Stoff an ſich zu ſteril und dachte nicht weiter daran, bis vor einigen Wochen mir die Sachen wieder in die Hände fielen, und auf einem Spaziergange in den Frühling hinaus das Ganze ſich ſchnell vor meiner Phantaſie zu einem effectvollen Drama ordnete. Dem Himmel ſei gedankt, daß ich die Feder noch nicht dazu ergriffen habe, und herzlich lieb iſt es mir, wenn Ihnen die Arbeit gelungen iſt. Ich hatte mir einen guten Charakter hineingedacht, nämlich den Johann von Minden, Basmers Schwiegerſohn, und ich wollte ihn echt teufliſch kalt vom Anfang an einführen, gegen den Alten beſtimmt handeln und beiden entgegengeſetzten Parteien als einen fluchwürdigen Gegenſtand erſcheinen laſſen. Recht con amore wollte ich an der Schroffheit dieſes Charakters arbeiten, und weder Weib noch Vater und Bruder ſollten ſein Innerſtes ahnen, bis ihm plötzlich, als Basmers erklärtem Feinde und Widerſacher, die Mittel

alle in Händen geweſen wären, dieſen zu retten und der Haft zu entführen. Aber in dieſem Momente ſollte ſein ganzer Plan an Basmers ſtrenger Pflichtmäßigkeit ſcheitern, dieſer ſein Recht durchſetzen wollen und Jenen verfluchen, daß er durch ſeine heimliche Abſicht ſeine gute Sache vor den Augen der Welt ſo tief verwirrt habe; worauf der Charakter dann in eine echt tragiſche Sphäre überging.

Mich ſoll nun wundern, wie Sie es aufgefaßt haben. Die Gerichtsſcenen ſchienen mir am unfruchtbarſten, weil es keine große begeiſternde Sache iſt, derenthalben ſich Basmer zu verantworten hat.

Soviel hiervon!

In nächſter Woche iſt meine Hochzeit*). Ich habe Ihrer alten Warnung, keine Schauſpielerin zu heirathen, nicht geachtet. Indeß iſt meine Braut" (eine Tochter des Gewehrfabrikanten Anſchütz zu Magdeburg) „weniger zu dieſer Klaſſe zu zählen, da ſie nur erſt ſeit Kurzem die Bühne betreten hat. Es iſt ein luſtiges, frohes Ding, das mich — der ich nachgerade in einen hausſitzenden Schriftſteller ausgeartet bin — erheitern kann, wenn ich im Hauſe nach einer guten Stunde mich ſehne. Die äußere Welt langweilt mich, und ſo würde ich zuletzt ein alter Senfſtock und Klausner, wenn ich nicht im innern Hauſe mir eine Stätte bereitete. Idealiſche Erwart-

*) Am 3. Mai 1810. S. den Nekrolog der Eliſe Klingemann (geb. 17. März 1785, geſt. 26. Juli 1862 zu Heidelberg) in Entſchs Bühnenalmanach, 27. Jahrgang, S. 153 fg.

ungen von der Ehe habe ich alter Wittwer nicht mehr. Meine Frau ſoll mit mir in's Freie hinauslaufen, wenn ich grade eben Luſt zu laufen habe, kurz, ſie ſoll ſo zu ſagen mein Luſt- und Launendiener ſein. Auf keinen Fall würde mich aber eine Frau, wenn es zum Schlimmſten käme, unglücklich machen können; denn die romantiſche Liebe habe ich nur noch in der Phantaſie für die Dichtung, aber nicht in den beiden fleiſchernen Herzenskammern!"

„Auch eine Auffaſſung der Ehe!" dachte ich, als ich dieſen Brief bekommen hatte. Freilich war denn auch das Zuſammenleben der beiden Gatten keineswegs das innigſte.

Mit Klingemanns Briefen bin ich ſchon in den April des Jahres 1810 gerathen, allein aus dem Februar und März bleibt mir noch einiges Mittheilenswerthe nachzuholen.

Am 21. Februar hörte ich den großen Violinſpieler Spohr*) aus Gotha, den man mit Recht „den Einzigen" genannt hat. Nie hätte ich geglaubt, daß man der Geige ſolche Klänge entlocken könne, wie er ſie uns hören ließ; ſein Ton, ſein Strich waren unnachahmlich. Bocksſprünge, wie ſie die modernen Virtuoſen lieben, waren ihm fremd; obwohl ihm nichts zu ſchwer war, ſo ſpielte er doch meiſt Compoſitionen von getragenem, edlem Charakter; wohlfeile Verzier-

*) Vergl. über Spohrs damaligen Aufenthalt in Hamburg deſſen Selbſtbiographie, I, 145 fg. Das Concert vom 21. Febr. war das zweite, welches er gab; ſeiner Mitwirkung in Schmidts Abendunterhaltung hat der beſcheidene Künſtler a. a. O. nicht weiter gedacht.

ungen verſchmähte er. Als man ihm einſt gerathen, leichte, in's Ohr fallende Sachen vorzutragen, ſoll er geantwortet haben: „Dergleichen Kunſtgriffe überlaſſe ich Andern. Wenn ich nicht das Rechte ſpielen darf, wenn ich nicht eine reine und edle Geſchmacksrichtung befördern darf, — wer ſoll es denn thun?“

Edel und nobel, das waren die bezeichnenden Worte für Spohr, für den Künſtler, wie für den Menſchen. Er, der mich von Magdeburg her nur ſehr oberflächlich kannte, erbot ſich, als er von den Sorgen hörte, die eine ſtarke Familie bei dem ſchweren Druck der Zeit, bei Theuerung und Einquartierung mir verurſachte, unaufgefordert und aus freien Stücken: wenn ich eine Abendunterhaltung arrangiren wollte, darin für mich unentgeltlich zu ſpielen! Dies war wahrlich ein Opfer von ſeiner Seite, denn er hätte ebenſowohl an dem nämlichen Abende für ſich ſelbſt concertiren können. Er entſagte dem ſichern Gewinne zu meinem Beſten, hatte aber auch dafür die ſchöne Freude, daß die Einnahme die namentlich in Anbetracht der Zeitverhältniſſe koloſſale Summe von 1688 Mark erreichte! Dies war wohl bis dahin der größte Treffer meines Lebens.

Daß ich mit Vergnügen Gelegenheit nahm, Spohr einen Gegendienſt zu leiſten, braucht wohl keiner Verſicherung. Es war mir bekannt, daß Schröder, der bei der geplanten Wiederübernahme des Theaters neben ſeinen Schauſpielnovitäten auch neue Opern vorzuführen geſonnen war, vier Textbücher

an ſich gebracht, drei derſelben freilich ſchon für beſtimmte Tondichter zurückgelegt hatte. Das vierte aber, Schinks „Zweikampf mit der Geliebten", ruhte noch in Schröders Pulte; es glückte mir jedoch, den Meiſter zu bewegen, dasſelbe Spohr zur Compoſition zu übergeben. Die ganze Angelegenheit wurde unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſehr geheim betrieben, da Schröders Abſichten in Bezug auf das Theater zwar reif waren, aber, ſeinem Wunſche gemäß, noch nicht in die Oeffentlichkeit dringen ſollten. Spohr, als Componiſt, erhielt ein Honorar von 60 Louisd'or, der Dichter bekam 10, zuſammen wurden alſo 70 Louisd'or bezahlt. Wenn die Oper der Direction dieſen Preis, ſowie die Copiegebühren wieder eingebracht hätte, ſo ſollte Spohr überdies von allen weiteren Einnahmen zwei Drittel, der Dichter aber ein Drittel des Nettoeinkommens erhalten. Es war dies eine Art von Tantième-Verhältniß, welches den Urhebern des Werkes gute Früchte tragen konnte.

Schröders Entſchluß, die Bühne wieder zu übernehmen, war aber nicht lange mehr geheim zu halten. Am 30. April kündigte er der Direction den Contract durch folgendes Schreiben:

„Der Direction des hieſigen Theaters.

Wohlgeborne Herren!

Sie wünſchten im Juli vorigen Jahres zu wiſſen, ob ich geneigt ſei, Ihnen das Theater noch länger zu laſſen. Ich kann Ihnen jetzt beſtimmt antworten.

Nicht ohne Urſache bemerkte ich damals verſchiedene Dinge, die unſerm Contracte entgegen und unleugbar dem Werke nachtheilig ſind. Ich glaubte, durch die Erinnerung Abſtellungen zu bewirken, die Geſetze, die vorige Ordnung wieder hergeſtellt zu ſehen; meine Erwartung wurde nicht erfüllt. Ich will meine Beſchwerden nicht wiederholen, aber es iſt nur zu gewiß, daß das Theater mit einem verpachteten Stücke Land, in den letzten Zeiten der Pachtung, zu vergleichen iſt, und daß Kraft und Koſten erfordert werden, es wieder herzuſtellen. Und wie ſehr haben ſich andere Umſtände geändert! Ich übergab vor zwölf Jahren das Theater fünf thätigen Familien. Drei Familien ſind geblieben, von denen die mehrſten Glieder ſich als Darſteller beinahe ganz zurückgezogen haben. Daß aber bei der traurigen Lage der Stadt und der daraus unverbleiblichen Verringerung der Einnahme große Thätigkeit in jeder Art nöthig iſt, werden Sie zugeſtehen.

Mein damaliger Entſchluß hat Sie geſegnet; Sie haben eine Einnahme gehabt, die man kaum für möglich hielt, und die nie wieder kommen wird. Wer von Ihnen nicht ſo viel erſpart hat, um das Theater allenfalls entbehren zu können, deſſen eigne Schuld iſt es; der hat nicht an die Zukunft gedacht. Ich freue mich aufrichtig Ihres Wohlſtandes, ich hätte — obgleich die Kunſt nicht unter Ihnen gewonnen hat — um meinetwillen an keine Aenderung gedacht, aber meine Familie legt mir Pflichten auf, denen ich mich — beſonders in dieſen Zeiten — nicht entziehen kann, und ich bin daher genöthigt,

um dieſer Familie und um der Kunſt willen dieſe Verpachtung mit dem letzten März nächſten Jahres aufzuheben.

Ich könnte noch jetzt, vermöge unſeres Contracts, auf die pünktliche Handhabung der Geſetze, auf die Einſetzung eines Regiſſeurs, auf die Wiederherſtellung der Maskeraden (die Sie von dem Hauſe entfernt haben) beſtehen; ich will es aber nicht, ich will es Ihrer Billigkeit überlaſſen, was Sie zur Aufrechterhaltung des Theaters und der Penſionscaſſe (deren Vernachläſſigung mir am weheſten gethan hat) in dem künftigen Jahre verfügen werden. Dagegen erſuche ich Sie um die Erfüllung des folgenden Wunſches. Viele Decorationen bedürfen einer Auffriſchung. Der Maler geht ſeit längerer Zeit beinahe müſſig. Halten Sie ihn zu jener Arbeit an; ich will die Farben u. ſ. w. bezahlen. So können Sie dem Ganzen ohne Schaden dienen.

Es iſt ſelten, daß bei einer Verpachtung die Theilnehmer friedlich und freundlich ſcheiden; laſſen Sie uns zu den Ausnahmen gehören. Ich erbitte mir von Ihnen, der Ordnung wegen, ein paar Zeilen, daß Sie meine Aufkündigung erhalten haben, und bin mit der vollkommenſten Achtung

Ihr

Friedr. Ludw. Schröder.

Hamburg, den 9. März 1810."

Die Würfel waren gefallen! — Intereſſant war es, den Eindruck zu beobachten, den das Bekanntwerden des Schröderſchen Entſchluſſes, das Theater ſelbſt wieder zu übernehmen

— man muß ſagen: in ganz Deutſchland — weckte. Die Meldung von einer über die Franzoſen gewonnenen ſiegreichen Schlacht hätte unſer Vaterland nicht mehr in Bewegung ſetzen können, als dieſe theatraliſche Angelegenheit, in Folge deren es an allen Enden zu ſummen begann, wie in einem Bienenkorbe. Zuſchriften auf Zuſchriften liefen ein: Schauſpieler, Theaterdichter boten ihre Dienſte an; der Intendant des Wiener Theaters, Graf Palffy, ſchrieb an Schröder: „Da er das Theater wieder übernehmen wolle, ſo lade er ihn nach Wien zu Gaſtrollen ein.“ Schröder antwortete lakoniſch: „Um Gaſtrollen zu ſpielen, bin ich zu wenig eitel, zu alt, und zu wohlhabend.“ Iffland ſchrieb mir: „Herr Schröder übernimmt allerdings eine große Laſt, allein er hat auch die Kräfte dazu, und Niemand iſt ſo ſehr dazu gemacht, wie Er, bei der Einheit ſeiner Führung nicht an Einſeitigkeit zu ſcheitern“ — eine Schlußbemerkung, welche die Achillesferſe der neuen Unternehmung berührte. Der Intendant der Bayeriſchen Bühne zu München bat mich um fortlaufende Mittheilung des Schröderſchen Repertoires: „denn alle Augen ſind nun auf Hamburg gerichtet.“ Klingemann ſchrieb: „er habe ſich entſchloſſen, in der Nähe eines bedeutenden Theaters zu leben und zu wirken und habe Schröder daher um Engagement für ſeine Frau gebeten, die er an keine Winkelbühne verſchleudern wolle; er ſelbſt wolle etwas Dramaturgiſches unternehmen.“ Ueber ſeine gegenwärtige Thätigkeit bemerkte Klingemann: „Ich habe ein Trauerſpiel „Moſes“ angefangen und denke daraus ein Stück

zu ſchaffen, das ſtatariſch für die deutſche Bühne werden ſoll. Meine „Deutſche Treue“ hat Ihre kaufmänniſche Direction refüſirt, weil die Herren nicht ganz überzeugt ſind, ob ſie gleich genug Geld dafür in die Hände bekommen; ſie wollen jetzt nur noch Zugſtücke an ſich kaufen.“

Der Ausgang von Klingemanns Bewerbung bei Schröder ſei ſogleich im Nachſtehenden durch Briefe des Erſteren an mich dargelegt, und zwar um ſo mehr, als der kluge Braunſchweiger Dramaturg den Verlauf der Dinge unter Schröders Direction merkwürdig richtig vorherſah. Leidenſchaft und Einſeitigkeit hatten ſeinen Blick geſchärft, ohne ſein Urtheil zu trüben, wenn dieſes auch mit rückſichtsloſen und oft wenig pietätvollen Worten ausgeſprochen wurde.

Gleich nachdem er ſich an Schröder gewendet, ſchrieb mir Klingemann: „Der Grund warum ich meine Lage zu verändern wünſche, geht nicht aus ökonomiſchen Rückſichten hervor, ſondern beruht einestheils in der Liebe zu meiner Frau, die nun einmal mit ganzer Seele am Theater hängt, und aus der, ihren offenbaren Talenten gemäß, für die Folge etwas werden kann; anderntheils in meiner eigenen Sehnſucht, in der Sphäre einer bedeutenden Bühne zu leben und zu wirken, um ſo mehr, da ich durch Unterhandlungen, die ich in gleichem Sinne mit Stuttgart auf Veranlaſſung dieſer Bühne geführt habe, gewiſſermaßen in meinen Ideen hier flott geworden bin. Oekonomiſche Rückſichten können mich gar nicht treiben, denn ich habe hier beſtimmt 400 Thaler, und da nun

meine literariſchen Einnahmen in den letzten Jahren ſtets 1000 Thaler überſtiegen haben, ſo konnte ich mit dieſen 1400 Thalern recht gut leben, und auch jährlich ein paar nicht unbedeutende Reiſen machen.

Dies der Geſichtspunkt im Allgemeinen. Was das Engagement meiner Frau betrifft, ſo ſtimme ich vollkommen mit Schröders Anſicht, die Sie mir ſchriftlich dargelegt haben, überein, da ſie aus der Sache ſelbſt hervorgeht, daß nämlich jede Rolle ſo gut beſetzt werden muß, als es möglich iſt. Dies ſollte überall, der Vernunft gemäß, Grundregel ſein, und ich würde gegen meine Frau ſelbſt aufgetreten ſein, wenn ſie es jemals wagte, Rollen zu verlangen, für die es ein beſſeres Subject giebt.

Nur für eine — ſo zu ſagen — Statiſtin halte ich ſie auch bei der Hamburger Bühne für zu gut; um ſo mehr, da ich mehrere weibliche Subjecte von derſelben in ihren Talenten kennen gelernt habe. In Magdeburg hat ſie im Chor mitgeſungen; doch iſt das Nothknechterei geweſen und zu dergleichen brauche ich ſie aus den obigen Rückſichten nicht zu verdingen. Kann ſie Schröder alſo nur auf ſo precaire Weiſe engagiren, ſo wünſche ich das keineswegs. Sie muß ihm nützen und ſich ſebſt fortbilden können, ſo allein kann ich die Verhältniſſe billigen.

Was mich betrifft, ſo würde ich allerdings, wenn ich nach Hamburg kommen ſollte, etwas gründlich Dramaturgiſches unternehmen, und das um ſo mehr, weil dieſer literariſche

Artikel jetzt ganz ausgegangen ist. Will Schröder mir ein Fixum als Theaterdichter aussetzen, so fühle ich mich diesem Posten, so weit er ihn ausdehnen mag, gewachsen — das darf ich wohl von mir sagen. Wie hoch dieses Fixum sich belaufen und worin die Gage meiner Frau bestehen sollte, wünsche ich dann zu seiner Zeit zu wissen, um es in ökonomischer Rücksicht prüfen zu können; — wenn überhaupt Schröder unter diesen Umständen noch der Sache gedenken will.

Ein Punkt in Ihrem Briefe ist mir allein zweideutig geblieben; ich meine den in Betreff der Ordnungsliebe. Zweifelt Schröder etwa an derselben bei mir? Dann wünsche ich meines Ehrgefühls willen, daß ich ihm nie geschrieben hätte. Ich gestehe es deutsch heraus — denn ich mache aus meinem Herzen kein Hehl — dieser Punkt hat mich wirklich beleidigt!

Uebrigens habe ich in dem mir von Schröder selbst gesandten Briefe den Mann von gradem Worte erkannt und geehrt. Er schreibt mir auch unter Anderm, er sei mit den Unregelmäßigkeiten in meinen Dramen nicht zufrieden. Es ist sonderbar, wie er, der gerade den Shakespeare auf unsere Bühne brachte, sich für die Regeln erklärt. Indeß können wir bei unserer verschiedenen Ansicht der äußeren Form doch Beide das Köstliche des Inneren auf gleiche Weise schätzen und lieben, und somit macht dieses keine Differenz zwischen mir und ihm. Auch gegen meinen „Moses" erklärt er sich schon vorläufig, da er wahrscheinlich glaubt, ich werde mit ihm 40 Jahre lang durch die Wüste wandern. Doch wird er sich

davon eines Beſſern überzeugen, denn ich habe den Gegenſtand echt dramatiſch aufgefaßt.“

Schröders und Klingemanns äſthetiſche Anſichten gingen indeß ſo weit auseinander, daß aus der Anſtellung des Letzteren nichts wurde. Vielleicht war auch der Umſtand ſchuld daran, daß Schröder Klingemanns Frau engagiren ſollte, die er — nach Allem, was man hörte, mit Recht — für eine nur mittelmäßige Schauſpielerin hielt. Klingemann blieb in ſeiner Vaterſtadt Braunſchweig, wo der Prophet diesmal doch am meiſten galt. Von dort ſchrieb er mir am 17. December 1810: „Aus einem Briefe eines Freundes erfahre ich, daß mein „Vehmgericht“ in Hamburg gegeben iſt, daß aber die Zuſchauer es zu ſchrecklich gefunden haben. Dieſes Sujet ſollte indeß ein Höllen-Breughel werden und das Schreckliche iſt in der Kunſt beſſer, als das miſerable Sentimentale. Der Charakter des Hugo ſtützt ſich in der Idee auf die höchſte geiſtige Kraft und Freiheit — für das Auffaſſen einer ſolchen giebt es freilich nur wenige Gemüther. Da mein Stück die höchſte, im Feuer ſelbſt geläuterte Sittlichkeit darſtellt, ſo bin ich immer damit zufrieden, auch wenn ſchwache Perſonen ſchaudern. Jetzt liefere ich eine hochkomiſche Poſſe „Don Quixote“ und ich hoffe, daß ſie darüber lachen ſollen.

Will die dortige Direction an meinen „Moſes“ nicht anbeißen? Sie läßt ſich dadurch einen offenbaren Gewinn entgehen. Iffands neues Syſtem kennen Sie gewiß; es läuft

mit dem Schröderſchen zuſammen, und wir müſſen nun lauter Stücke ruhigen Ganges liefern!

Vater Schröder, haſt Du denn deinen Shakeſpeare ganz vergeſſen und deinen königlichen Lear?!

Geben Sie Acht — es wird Engbrüſtigkeit hieraus entſtehen; obendrein iſt Schröder zu alt, um ſein Reich feſt zu gründen, und das Iffländſche ſtößt das Berliner Publicum ſelbſt wieder um, denn Iffland hängt ſehr an der öffentlichen Meinung. Seinen Gründen gemäß hat er auch meinen „Moſes" für jetzt zurückgelegt, ihn indeß ſehr anſtändig honorirt."

Wie Recht ſollte Klingemann — leider — mit ſeinen Vorahnungen über Schröders Direction behalten! Auch mir wurde bange, als ich gelegentlich von dem alten Herrn die Bemerkung hörte: „es ſei für den Geſchmack ein Glück, daß Schiller das Zeitliche geſegnet habe. Er würde mit ſeiner Sucht, zu experimentiren, die ſich z. B. in der „Braut von Meſſina" ſo deutlich zeige, ſicher noch den Harlequin wieder eingeführt, jedenfalls mit ſeinem pathetiſchen Jambenſchwulſte zuletzt auf die alten „Haupt- und Staatsactionen" zurückgekommen ſein." Daß dieſe Anſichten bei all meiner Verehrung für Schröder kein Echo in meinem Herzen fanden, brauche ich nicht zu ſagen, ſo wenig ich das Körnchen Wahrheit verkennen will, welches in denſelben verborgen liegt, denn in der That haben ſchwache Nachahmer des großen Schiller, welche das deutſche Theater mit wäſſerigem Jambenklingklang überſchwemmten, der Schauſpielkunſt, wie ſie Schröder ausgeübt

wiſſen wollte — nämlich nach den Grundſätzen realer Wahrheit — unendlichen Schaden gethan. Nichtsdeſtoweniger hätte Schröder nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten, nicht mit Schillers mittelmäßigen Nachtretern den edlen Dichter ſelbſt in Einen Topf werfen ſollen.

Daß die gegenwärtige Direction des Hamburger Theaters, nachdem ſie von Schröder den Kündigungsbrief erhalten, geſchwinde noch Alles that, um für ſich zu ernten, was nur irgend möglich war und die Citrone bis auf den letzten Tropfen auspreßte, läßt ſich denken. Wohl glich das Theater damals „einem Stück Land in den letzten Zeiten der Pachtung"; es wurde auf die erbärmlichſte Weiſe geknauſert. Als die „Sclavin von Surinam" gegeben werden ſollte, war die Direction in Verlegenheit, die Hände der Mohrenſtatiſten zu bekleiden. „Iſt kein ſchwarzer Flor mehr da?" ward der Garderobier gefragt. „Nein" lautete die Antwort, „aber ich kenne einen Juden, der ſchwarze Handſchuhe, das Paar zu ſechs Schillingen, feilbietet. . ." — „Viel zu weitläufig!" ward erwidert. „Laſſen Sie den Kerlen die Hände ſchwarz färben. . . Halt! Das könnte Flecke in die Garderobe machen; die Leute ſollen während der kurzen Scene die Hände auf dem Rücken halten, das iſt das Einfachſte!" Geſagt, geſchehen; die „Mohren", ſchwarze Masken vor dem Geſicht, traten auf und bildeten im Hintergrunde Spalier, ſämmtlich die Hände auf dem Rücken. Aber — war es Zufall oder Bosheit der Statiſten? Alle Augenblicke kam eine weiße Hand zum Vor-

ſchein, fuhr über das ſchwarze Geſicht, wiſchte die Augen u. ſ. w. Man denke ſich das Gelächter des Publicums! — Im „Diener zweier Herren" giebt es einen „Gaſthof zum Pfau." Der Theatermaler hatte das Schild anzufertigen, lieferte aber eins mit dem Buchſtaben V. Alles lachte, aber das Schild ward ſcandalöſer Weiſe nicht geändert, um nicht — die Koſten der Malerei zweimal bezahlen zu müſſen!

Bei ſolchem Stande der Dinge waren Gaſtſpiele noch ſehr noble Mittel zur Hebung der Einnahmen, mochten auch die Gäſte von ſo zweifelhaftem künſtleriſchem Werthe ſein, wie die den Reigen derſelben eröffnende vormalige Eliſe Hahn, geſchiedene Gattin des Dichters Bürger. Dieſe überſpannte, als Bühnenkünſtlerin ſchrecklich mittelmäßige Frau gaſtirte als „Klara von Hoheneichen" und fiel durch; dann gab ſie als „Profeſſorin der Declamation" wie ſie ſich hochtönend nannte, einen Unterhaltungsabend, deſſen Erfolg derart war, daß — er der einzige blieb, ohne daß dies irgend Jemand bedauert hätte.

Der Genannten folgte Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler, als Schauſpielerin und Darſtellerin mimiſch-plaſtiſcher Attituden; letztere gab ſie einige Male im Logenhauſe.

Als Schauſpielerin hatte ſie ſich hohe Aufgaben geſtellt: ſie führte Racines Phädra in der Ueberſetzung von Schiller, ferner die Fürſtin in der „Braut von Meſſina", Gotters Merope, Maria Stuart, Gräfin Orſina und ähnliche Paderoſſe reiſender Gaſtſpielvirtuoſinnen vor, leider aber nach mei-

nem und (darf ich hinzuſetzen) auch nach Schröders Urtheil nichts weniger als vollendet. Als Menſchendarſtellerin fand ich ſie ſehr mittelmäßig. In ihrer Stimme (ein tiefer Alt, der aber alle Augenblicke, gleichſam wie mutirend, in ein Falſet umſprang) lag etwas, das alle Wahrheit der Rede aufhob. Daneben hatte ſie eine Manier der Declamation, die durch ihre ſchleppende Eintönigkeit (ſie betonte Sylbe für Sylbe gleich ſchwer und wuchtig) ſowie durch die ſeltſame Art: jeden Satz zu ſprechen, als ob er eine Frage wäre und folgeweiſe mit der Stimme in die Höhe zu gehen — ganz unerträglich wurde. Auch mangelte ihr, ſobald ſie Comödie ſpielte, aller Adel der Haltung (der ihr auch im Leben nicht eigen war); als Maria Stuart machte ſie den groben Schnitzer, in der Gartenſcene ſo heftig auf Eliſabeth einzudringen, daß man glauben mußte, ſie wolle ſich an ihr vergreifen. Am mindeſten ſchroff traten dieſe Fehler in der „Medea" hervor, vielleicht, weil hier die das Melodram immerfort begleitende Muſik eine feſte Schranke bildete.

Schröder urtheilte, wie bereits bemerkt, ebenſo; über den reichlich geſpendeten Beifall der lieben Hamburger — „welche klatſchten, weil ſie etwas Fremdes und Neues ſahen, wie die Kinder!" — war er ſo unzufrieden, daß er ſchwur: wäre ſein Directions-Project nicht ſchon zu weit gediehen, er hinge es jetzt noch an den Nagel. Am meiſten erbitterte ihn das Kokettiren der Hendel mit dem Parterre. „Ich habe" verſicherte er, „während meiner langen theatraliſchen Laufbahn vielleicht nicht zehn Mal gewußt, ob das Haus voll oder leer

ſei. Zuſchauer waren nie für mich vorhanden. Mußte ich das Geſicht en face wenden, ſo richtete ich meinen Blick ſtets auf die Wölbung zwiſchen dem erſten und zweiten Range."

In ihr Stammbuch, welches Henriette Hendel ihm überreichte, zeichnete er Leſſings goldene Regel ein:

„Kunſt und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur;
Wo Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Da hat Natur mit Kunſt gehandelt*)!"

---

*) Die „Blumenleſe aus dem Stammbuch" der Hendel-Schütz, 1815 von deren Gatten, dem Prof. Schütz, zum Druck befördert, läßt obige Angabe nicht völlig genau erſcheinen, wenn man nicht annehmen will, Schütz habe die betr. Abweichung veranlaßt. A. a. O. S. 63 ſteht nämlich Schröders Einzeichnung folgendermaßen:

„Wo ſo die Kunſt, wie hier, ſich in Natur verwandelt,
Nur da hat die Natur mit wahrer Kunſt gehandelt."

Unmittelbar darunter von F. L. Schmidt:

„Nur was vollendet iſt, trägt einen Götterſtempel."

Seltſam wäre es, wenn Schröder Leſſings bekannten Spruch geändert hätte; um ſo mehr, als ſein Urtheil über die Hendel in der That ſchroff abfällig lautete, wofür Meyer (II, 274) und (ungedruckte) Briefe an C. A. Böttiger Zeuge, in denen er ſie „die unnatürlichſte Schauſpielerin, die je gelebt hat" nennt und hinzufügt: wenn Unnatur die höchſte Stufe der Kunſt ſei, ſo habe ſie dieſe erreicht. Ihre Declamation: „das Kunſtſtück, in einer affectvollen Rede auf einmal in den Ton des Poſſenſpiels zu fallen," verdammte er (Commentar zu Riccoboni, §. 2) als „Gaukelei". — Henriette Hendel-Schütz, der einſt die Koryphäen der Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt begeiſterte Verſe gewidmet, der Fürſt Blücher eine ſchwere goldene Ehrenkette umgehängt, ſtarb, 77 Jahre alt,

Ganz anders und gradezu entgegengesetzt lautet aber das Urtheil über Henriette Hendel-Schütz, wenn man sich an ihre mimisch-plastischen Darstellungen hält. Da war alles groß, stylvoll, edel. Mit Entzücken sah ich bedeutende Kunstwerke der Alten von ihr wiedergegeben; ihre antiken Charaktere, wie die Niobe, die Galathea u. s. w. verdienten das überschwänglich scheinende Lob, welches ihr die Kritik gespendet hatte; gehört doch sogar ein Johannes Falk*) zu ihren mit Emphase sich schriftlich äußernden Bewunderern! Es war ein einziger Genuß, den diese Darstellungen gewährten! Sonst, wenn wir ein schönes Gemälde oder eine Statue betrachten, haben wir wohl, wie Pygmalion, den Wunsch, das Kunstwerk möge Leben bekommen. Hier war uns dieser Wunsch erfüllt; was bei dem wirklichen Bildwerke unmöglich ist, gewährte das nachgeahmte Bild der Hendel-Schütz**).

---

vergessen und verschollen als Hebamme am 4. März 1849 in Cöslin, wo sie unter einem schlichten Steine bestattet liegt. Ihr Nekrolog in Heinrichs Almanach f. 1850, S. 60 fg. ist zu vergl. mit dem Aufs. im Allg. Theat.-Lex. und mit Hagen, 781 fg. Anziehende Einzelnheiten u. A. auch im „Jugendleben der Bardua", 123 fg.

*) „Urania, Taschenbuch für Damen, 1812" bringt eine Reihe von Kupfern, die Hendel-Schütz in ihren Haupt-Attitüden darstellend, zu denen Falk den Text geliefert hat.

**) Die Programme der Hendel-Schütz zeigten stets an, zu welcher Malerschule ihre lebenden Bilder gehörten; als nun in Hamburg zu einem solchen „aus der Florentiner Schule" einige Kinder als Staffage verwendet worden, sagte eine Hamburger „Kunstkennerin": Die Bewe-

Gleichzeitig mit der Genannten gaſtirte, oder vielmehr debütirte (denn er wurde ſogleich engagirt) der treffliche Anton Schwarz, von Königsberg kommend, wo er das Theater geleitet hatte. Er iſt bis zum Jahre 1827 eine Zierde der Hamburger Bühne geblieben*).

Um dieſe Zeit (Ende Mai 1810) erhielt ich einen Schmerzensſchrei der Herren Directoren Fabricius und Hoſtovsky aus Magdeburg, die ſich an mich, den ehemals von ihnen Weggebiſſenen, mit der Bitte wandten: ihr Helfer in der Noth zu ſein. Dieſe war in der That groß, ſie hofften aber, das ſinkende Magdeburger Theaterſchifflein durch ein Gaſtſpiel von mir noch für einige Zeit flott erhalten zu können.

Ich fühlte Mitleid, erwirkte mir Urlaub und ſagte zu. Langſam genug brachte mich der Poſtwagen meinem Ziele entgegen, die Scherereien der Douane gehörten nicht zu den Annehmlichkeiten der Reiſe. In Gifhorn zog eine Anzahl kleiner Jungen mit Kränzen über die Straße und jubilirte; ich

---

gungen der Madame ſeien ſehr gut; „aber daß die Kinder aus der florentiniſchen Schule waren, ſoll ſie mir nicht weiß machen; ſie gehen alle Tage vor meinem Hauſe vorbei, in die Bürgerſchule.“

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

*) Ueber ihn in muſterhafter Gründlichkeit Hagen, 613 fg. Er ſagt, F. L. Schmidt habe, Schwarz' Talent anerkennend, ihm 1817 „einen Antheil an der Direction übergeben und ein Drittel des Reingewinnſtes beſtimmt“, wovon in Schmidts Papieren freilich nichts zu finden war; wie günſtig jedoch Schwarz nach ſeinem Rücktritt von der Bühne geſtellt blieb, wird weiter unten, im ſechſten Abſchnitt berichtet werden.

erſtaunte nicht wenig, als ich dieſe unſchuldige Freude ſpäter in einem Zeitungsblatte, franzöſiſch zugeſtutzt, als „Manifeſtation für Napoleon“ verwerthet fand!

Von Braunſchweig nach Magdeburg mußte man jetzt — o Segen des Royaume de Westphalie! — dreizehn Poſtmeilen, ſtatt, wie früher, elf bezahlen; aus zwei Stationen waren vier gemacht worden. Endlich war Magdeburg erreicht; der Einnehmer am Thor war der alte, kannte mich noch und bot mir zu meinem großen Ergötzen einen freundlichen „Guten Tag, Herr Regiſſeur!“ Herzlich verſicherte er: wie er ſelbſt, gleich der ganzen Stadt, voll Freude über mein Gaſtſpiel ſei. „Omen accipio!“ dachte ich.

Ach, wie bitter ſollte ich enttäuſcht werden! Ich erkannte die Bühne nicht wieder, auf der ich ſo lange gewirkt! Das Perſonal beſtand aus Rekruten und Invaliden; ein widerlicher Dilettantismus machte ſich breit; der Souffleur, permanent betrunken, ließ Einen um den Andern ſtecken; einmal kam es ſogar vor, daß im Soufflirbuche zwei ganze Blätter fehlten! Eine ähnliche Zerrüttung der Verhältniſſe mag nicht leicht wieder gefunden werden; für nichts als Geld hatte die Direction Sinn, und da dies damals ſehr ſchwer zu erwerben war, ſo kann man denken, zu welchen Mitteln gegriffen wurde! Die Garderobe, 1796 mager angeſchafft, war nunmehr ganz in Fetzen aufgelöſt; fünf Lichter brannten hinter den Couliſſen; der Muſici waren nicht viel mehr. Statiſten wurden nicht bezahlt ſondern erhielten freies Entrée; ſo kam

es, daß ſie auf der Gallerie ſaßen und zuſahen, wenn ſie hätten dienen ſollen. Wie unſäglich ich bei der Wirthſchaft litt, kann ich nicht ſagen; ich hatte mir aber vorgenommen, zu Allem zu ſchweigen, und ich hielt mein Gelübde. Wenn, angeſichts ſolcher ſchreienden Mißſtände, das Theater faſt immer leer war, ſo durfte man ſich darüber nicht wundern; ich erhielt für neun Gaſtrollen, bei einem Honorar von einem Drittel der Geſammteinnahme — 164 Thaler 12 Groſchen! Nie hatte ich bis dahin ein Sümmchen ſo ſauer erworben; 60 Meilen mußte ich darum reiſen, täglich auftreten oder doch probiren, Rollen repetiren, die ich lange nicht geſpielt hatte, oder neue lernen, ja, ſogar Rollen ausſchreiben, um die neuen Stücke herauszubringen! Es war wahrlich ein Graus, und wären die vielen lieben und herzlichen Privatbeziehungen nicht geweſen, die mich als Menſchen entſchädigten, wo ich als Künſtler in jeder Weiſe ſo ſehr einbüßte: ich hätte verzweiflungsvoller Weiſe ſchon nach der erſten Rolle mein Bündel wieder geſchnürt.

Auf der Rückreiſe bekam ich in Helmſtädt einen angenehmen Reiſegefährten an einem jungen Apotheker Namens Niemeyer, der ſehr intereſſant vom Hofrath Beireis zu berichten wußte, deſſen Tod vor ganz kurzer Zeit erfolgt war. Der letzte Adept war mit ihm entſchlafen! Herr Niemeyer erzählte viel von dem ſeltſamen Teſtamente des wunderlichen Alten; ſeiner leiblichen Schweſter habe er nur 200 Thaler vermacht, jeder ſeiner drei Domeſtiken habe tauſend Thaler erhalten.

Der gesammte übrige Nachlaß sei einem Seitenverwandten Namens Warneburg aus Nordhausen zugefallen.

In dem Studirzimmer des merkwürdigen Mannes sei — so berichtete Herr Niemeyer ferner — eine Schachtel voll Papier gefunden worden. Nachdem man ein Blatt nach dem andern entfernt, habe man endlich ein ganz kleines, mit schnörkelhaften Charakteren beschriebenes Buch entdeckt. Tags darauf sei dieses verschwunden gewesen — natürlich gestohlen von irgend einem Domestiken; die Helmstädter vox populi behaupte aber steif und fest, dies Buch habe Beireis' Pact mit dem Teufel enthalten und dieser sich wieder in den Besitz des Contractes gesetzt! War doch die Furcht der Bauern aus Helmstädts Nachbarschaft vor Beireis so groß, daß einer dieser dummen Tröpfe dem Professor, welcher rauchte und dem Bauern ebenfalls eine Pfeife Taback anbot, zitternd zur Antwort gegeben hatte: „Ne, gnädiger Herr Düwel — ick frete kein Füer!"

Unter solchen Gesprächen erreichte ich endlich Hamburg angenehm genug; die Freude meiner Familie, den Vater zu sehen, war eben so groß, wie die meinige, die Häupter meiner Lieben wieder zählen zu können.

Kaum war ich jedoch in der Heimathsstadt, so sollten zwei Todesfälle eintreten, von denen der eine nicht ohne Wichtigkeit für mich blieb. Der unwichtige, dessen ich nur um einer Anecdote willen gedenke, ist derjenige des alten Dienst-

mädchens der Schauſpielerin Madame Fiala*). Dieſes war ſeit Jahren der Gegenſtand des Ergötzens der ganzen Geſellſchaft geweſen, und zwar um der treffenden und draſtiſchen Antworten willen, die es gab. In Wuth gerieth aber die wunderliche Alte über fünfactige Trauerſpiele und deren Dichter. Jeder, der ein langes Stück geſchrieben, war ihr verhaßt; den Verfaſſer des „Tell", „Don Carlos" u. ſ. w. betrachtete ſie als ihren Todfeind. Wegen der lange währenden Proben brannte ihr nämlich oft das Eſſen an, und ſie fluchte: „Deſe verdammte Kierl, de Schiller — ſöll ſik wat ſchämen! Wat glövt he denn — kann eck den Kloß bet drei Uhr warm erhollen?" — „Auch eine äſthetiſche Anſicht!" werden meine Leſer denken.

Der zweite, uns viel wichtigere Todesfall war der unſerer Hauswirthin, der Demoiſelle Willers, Tochter des weiland Reſidenten dieſes Namens. Sie entſchlief am Abend des 2. Juli 1810.

Mit der alten Dame ſtarb eine gar merkwürdige Perſon für die Hamburgiſche Theater-Geſchichte. Sie war Eigenthümerin des Opernhofes, und ihrem Eigenſinn (ſie wollte Alles ſo laſſen, wie ſie es von ihrem Vater geerbt hatte) verdankte Hamburg den durch ganz Deutſchland berüchtigten übelrie-

*) Nicht unerwähnt will ich laſſen, daß auch dieſe Schauſpielerin, nachdem ſie am 8. April 1813 von der Bühne zurückgetreten war, bei Schröder in Rellingen eine Zuflucht für ihre alten Tage gefunden hat. (Anmerkung F. L. Schmidts.)

chenden und engen Eingang zum Theater. Ihre widerliche Lebensweiſe verdiente durch einen eigenen Biographen geſchildert zu werden. Aus Furcht vor Dieben machte ſie die Nacht zum Tage, und umgekehrt; ſie ſchlief auf der Erde, ein Dutzend Hunde und Katzen waren ihre beſtändigen Geſellſchafter. Dieſe, welche Demoiſelle Willers um keinen Preis auch nur einen Augenblick aus der Stube ließ, machten ihr Zimmer zu einer wahren Arche Noah, daſſelbe mit Gebell, Miauen, Schreien, Grunzen und Knurren, ſowie mit einem wahren Peſtgeruch erfüllend. Ungeſtört ſprangen die verwöhnten Thiere auf Stühle und Tiſche, zwiſchen die Kaffee-Taſſen und das Eßgeſchirr. Die Luft des Zimmers, ja, des ganzen Willersſchen Hauſes war in Folge deſſen ſo abſcheulich ſchlecht, daß man, wenn der Wind conträr ſtand, ſchon in weiter Entfernung von dem verrufenen Gebäude die Naſe zuſtopfen mußte.

Demoiſelle Willers ſelbſt war in Hinſicht auf Ordnung und Reinlichkeit tief unter das Vieh herabgeſunken. Nach Monaten war ſie kaum zu bewegen, die Wäſche zu wechſeln; man traf ſie daher oft in einem buchſtäblich am Leibe halb verfaulten Rocke; dabei rauchte ſie und ſpie unaufhörlich um ſich. Mußte ſie, wegen eines Fremden, ſich einmal reinlicher zeigen, ſo meinte ſie, genug gethan zu haben, wenn ſie ein Tuch über das verfaulte Zeug deckte.

Die Wände des Zimmers drohten den Einſturz, ganze Fächer waren ſchon herausgefallen. Die urſprüngliche Farbe der Gardinen konnte kein Auge mehr enträthſeln.

Sie aß nichts als Butterbrod, wozu ſie Thee trank; despotiſch verlangte ſie, daß ihre Umgebungen ſich auch nichts kochen ſollten, wenigſtens nichts anderes, als Kartoffeln oder eine ähnliche magere Koſt. Ihre Couſine Flemming, die der Willers ihre ganze Jugend geopfert und 37 Jahre bei ihr kümmerlich verlebt hatte, durfte ſich nicht ſatt eſſen. Oft, wenn etwas mehr, oder wenn ein Stück Fleiſch gekocht worden war, veranſtaltete ſie Unterſuchungen, ließ jeden Einzelnen aus der Küche rufen, verhörte ihn und behielt ihn bei ſich, bis Alle inquirirt worden waren. Sie konnte nämlich ſeit den letzten acht oder zehn Jahren nicht mehr die Treppe hinabſteigen. Als ſie ihre Füße noch gebrauchen konnte, ſoll ſie gewöhnlich Abend-Promenaden hinter der Leute Fenſterläden auf dem Opernhofe gemacht haben, um zu horchen. Dabei war ſie nicht etwa ein unwiſſendes Geſchöpf! Sie ſprach italieniſch und franzöſiſch, war muſikaliſch und hatte bei ſcharfem Verſtande viel Bildung; trotz alledem betrug ſie ſich gegen Perſonen, die von ihr abhängig waren, auf die pöbelhafteſte Weiſe. Auf dem Krankenlager hat ſie noch gekniffen und gekratzt; als eine Magd ihr eine Theetaſſe vorhalten will, erhält ſie von der Willers einen Schlag in's Geſicht mit der Bemerkung: „Meinſt Du domme Goos, dat ick de Taſſ' nicht mehr hollen kann?"

Trotz ihres ſchreienden Geizes ſtand die Willers bei einer großen Claſſe von Menſchen im Geruche der Wohlthätigkeit. In der That verſchenkte ſie enorme Summen; eine große An-

zahl armer Menſchen wurden von ihr fortwährend unterſtützt, erhielten freie Wohnung u. a. m. Aber alles dies — weshalb? „Die Leute" ſagte ſie, „werden für mich beten, und ich werde dafür lange leben!" Nur gemeiner Egoismus war die Triebfeder ihrer Wohlthaten. So hatte ſie denn auch in ihrem Teſtamente keinem der armen, nun verlaſſenen Menſchen ein Legat ausgeſetzt: „weil die Undankbaren ſie nun doch hätten ſterben laſſen!" Uebrigens ſorgte ſie dafür, daß es die ganze Welt erfuhr, wenn ſie Jemand die geringſte Wohlthat erzeigt hatte.

Sie war unumſchränkte Disponentin über ihren großen Nachlaß, aber ſie vermachte Alles reichen Verwandten von ihres Vaters Seite, um — ſtolz wie ſie war — noch in's Grab den ſchmeichelhaften Gedanken mitzunehmen: ſie habe eine reiche und vornehme Familie. Ihr Vater, der Reſident, hatte ſein Dienſtmädchen, die Mutter der ſchrullenhaften Demoiſelle, geheirathet; alle Verwandten der Letzteren von mütterlicher Seite, die zum Theil in ſehr bedürftigen Umſtänden lebten, bekamen nichts. Mit unendlicher Mühe war Demoiſelle Willers erſt wenige Monate vor ihrem Tode dahin gebracht worden, der Couſine Flemming ein Wohnhaus nebſt Garten — nicht als Erbtheil, nur als freie Wohnſtelle, ſo lange Jene lebte, zu vermachen.

Welch ein Charakter! — Sie war 1729, am 12. Juli geboren, hatte alſo ein Alter von 81 Jahren erreicht. Man wollte durch dieſe Thatſache oft den Grundſatz umſtoßen, daß

Reinlichkeit zur Erhaltung des Lebens viel beitrüge; aber wer weiß, ob ſie, wenn ſie reinlich gelebt und ihren Körper gepflegt hätte, nicht hundert Jahre alt geworden wäre!

O — der Geiz iſt unter allen moraliſchen Gebrechen das haſſenswürdigſte und verächtlichſte! Er ſchließt jede hochherzige Idee aus und beſtiehlt ſich ſelbſt um den edelſten Genuß: um den des Wohlthuns. Ich kannte einen reichen Mann, der ſich in einer Krankheit jede Bequemlichkeit verſagte und die erſten zehn Tage derſelben ohne ärztliche Hilfe verbrachte. Als dem endlich hinzugerufenen Arzte dennoch die Wiederherſtellung gelang, triumphirte der Geneſene nicht über ſeine Rettung, ſondern darüber, daß er doch nun zehn Tage weniger Arzt und Medizin zu bezahlen habe! Wer ſelbſt ſo darbt, wird der nicht auch ſeine Nebenmenſchen fühllos darben ſehen? Er gleicht dem Polypen, an dem man weder Herz noch Kopf kennt, und von dem man nur weiß, daß er frißt!

Durch den Tod der Demoiſelle Willers mußte ſich auch in meinen Verhältniſſen mancherlei ändern; ich gab die Wohnung am Opernhofe auf und zog in ein am Gänſemarkt belegenes Haus des Kunſtlackirers Kruſe; die Miethe betrug 550 Mark jährlich. Ich konnte mir die Mehrausgabe ſchon geſtatten, da mir mein „Johann Basmer" fortdauernd gute Einnahmen brachte. Das Hoftheater in München zahlte für die Erwerbung des Manuſcripts zwölf Ducaten, das Hoftheater in Wien nahm die Arbeit gleichfalls an, hüllte ſich aber dann in ein ſo peinliches Schweigen, daß ich mich voll

Unruhe an die (auch als Bühnendichterin bekannte) Schauſpielerin Frau von Weißenthurn wandte. Die liebenswürdige Collegin antwortete mir: „Ich erkundigte mich gleich nach dem Schickſal Ihres „Vasmer" und erfuhr, daß das Drama durch die Cenſur aufgehalten worden, von der es erſt kürzlich als zur Aufführung geeignet zurück kam. Ich glaube, daß es nun binnen vier bis fünf Wochen auf die Bühne gebracht wird."

Freilich, an die Cenſur hatte ich nicht gedacht, obwohl ſie damals in Habsburgiſchen Landen, und — auch in freien Reichs- und Hanſaſtädten eine ſehr große Rolle ſpielte*)!

*) Damals, und — bis auf den heutigen Tag, wenngleich das allgemeine Verdammungsurtheil über dieſe mittelalterliche Einrichtung die Ausübung derſelben bei uns jetzt etwas vorſichtiger betreiben laſſen mag. Es wäre aber für einen beleſenen Literaten eine lohnende Aufgabe, alle die Thorheiten und Lächerlichkeiten überſichtlich zuſammenzuſtellen, welche deutſche Cenſurbeamte zu Tage gefördert haben; ſo z. B. ſchritt zu Weimar Goethes „Fauſt" unter den Augen des Dichters in der unglaublichſten Weiſe verſtümmelt über die Bretter; ſtatt des „Ränzleins wie Dr. Luther" welches ſich die Ratte in Mephiſtos Liede bekanntlich „angemäſt't" hat, hieß es: „Das macht das gute Futter;" — „Lieb im Leibe" durfte das Vieh auch nicht haben, ſondern: „es plagten ſie Liebesſchmerzen." Die „Hand, die Samſtags ihren Beſen führt" wurde — als zu unkeuſch für zarte Ohren — geſtrichen, u. ſ. w. Was für ein Geſicht mag Goethe, der übrigens die ſchrankenloſe Meinungsäußerung, namentlich wenn ſie ihn und ſein Wirken angriff, ebenfalls nicht leiden konnte, zu dieſen eigenthümlichen Textreviſionen gemacht haben! — Daß zu Wien der Cenſor entſchied: man könne Schillers „Don Carlos" geben, nur müſſe man die Liebe des Sohnes zu ſeiner Mutter ſtreichen und des

Wirklich erhielt ich bald darauf vom Grafen Palffy 300 Gulden Honorar, und damit war die Sache abgethan. Dresden führte das Stück auch auf und zahlte acht Ducaten, ebenſo acceptirte es der Prager Schauſpieldirector Liebich. Die Briefe dieſes Letzteren ſind für die damaligen Geldverhältniſſe zu charakteriſtiſch, als daß ich ſie nicht auszugsweiſe folgen laſſen ſollte. Im erſten derſelben (vom 27. Novbr. 1810) hieß es: „Schreiben Sie es nichts Anderem, als unſerm ſchlechten Geldcourſe zu, daß ich Ihnen noch keine Antwort auf Ihr letztes Schreiben gegeben habe. Ich dachte immer, unſer Papiergeld würde ſteigen, um Ihnen ein angemeſſenes Honorar für das Manuſcript „Vasmer" anbieten zu können; ſo aber wird es von Tage zu Tage ärger. Heute ſteht der Cours auf 790 Gulden, und wird wohl in Kurzem — auf 1000 Gulden Papiergeld für 100 Gulden Conventions-Münze ſtehen! Aus dieſer Urſache muß ich auch, wie ſo viele Kaufleute, den Verkehr mit dem Auslande abbrechen, oder wie in unſerm Falle, Zahlungen bis auf beſſere Zeiten ſuspendiren."

Dieſe ſollten aber noch lange nicht kommen. Am 15. Juni 1811 ſchrieb mir Liebich: „Ich zahle für die Manuſcripte des Inlands für jedes 100 Gulden Bankozettel; für die ausländ-

---

Königs Beichtvater in einen Pagenhofmeiſter verwandeln, iſt bekannt. Strich man doch auch zu Hildesheim in meinem „Sturm von Magdeburg" alle Stellen, die ſich auf den Katholicismus bezogen — mithin ſämmtliche Motive der ganzen Handlung!

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

diſchen, und alſo auch vorzüglich für Ihren „Vasmer", will ich gern 200 Gulden B.-Z. zahlen, aber Honorare in baarem Gelde ſind jetzt für unſere Raten unmöglich, der Cours ſteht heute auf Augsburg 1300 Gulden — ein Manuſcript kömmt alſo, wenn es 10 Louisd'or koſtet, über 1000 Gulden zu ſtehen. Dies kann kein Bühnenvorſteher jetzt bei uns leiſten. Lange können ja dieſe papiernen Zeiten nicht mehr dauern; ſie ſind beinahe bis auf's Höchſte geſtiegen."

Daß Liebich keinen Kniff brauchte, um mich warten zu laſſen, wußte ich; er galt in der ganzen Theaterwelt für einen durchaus redlichen Mann. Zur mehreren Bekräftigung ſeines Briefes citire ich aber noch eine Stelle aus einem Schreiben des Grafen Palffy an mich, d. d. 18. Januar 1812. Dort heißt es: „Das Honorar für Ihr neueſtes Stück: „Die ungleichen Brüder" habe ich Ihnen aus Rückſicht auf Sie ſelbſt noch nicht angewieſen, da Ihnen bei dem niedrigen Stande unſeres Courſes der Betrag, welchen die Hoftheaterdirection bemeſſen kann, keine Vergütung für Ihre Arbeit geweſen wäre. Unterdeſſen hat ſich der Cours ſeither gebeſſert, und es iſt zu hoffen, daß dieſe Verbeſſerung noch zunehmen werde; dann werde auch ich den günſtigen Augenblick benutzen, um Sie zu befriedigen."

Am 3. Oktober 1812 endlich honorirte mich Liebich. Er ſchrieb bei dieſer Gelegenheit: „Die 200 Fl. Banko-Zettel betragen jetzt in Einlös-Scheinen nur 40 Fl.; ich ſende Ihnen daher hier eine Anweiſung auf 42 Mark Banko."

So ſtanden die Sachen damals für den „Deutſchen Dichter", ſo honorirten die Theaterdirectoren im „Volk der Dichter und Denker" geiſtige Arbeiten, und mit ſolchen Schwierigkeiten mußte man erſt noch kämpfen, um endlich in den Beſitz des ſauer Erworbenen*) zu kommen!"

Hamburg gab „Johann Vasmer" zuerſt am 12. October 1810. Das Stück gefiel, ja, es ſchlug ſtellenweis außerordentlich ein, hatte aber, im Total betrachtet, zuletzt doch nicht die Wirkung, die ich mir vorgeſtellt hatte, woran der monotone Schmerz Schuld ſein mag, der ſich durch das ganze Stück hinzieht. Außerdem wurde es ſpottſchlecht geſpielt; es war kurz zuvor bekannt geworden, daß Schröder mir bei der Wiederübernahme des Theaters ein kleines Amt zugedacht hatte (welches? war noch nicht einmal beſtimmt) und das genügte, den Neid der lieben Mitſpieler (Collegen darf ich gar nicht

*) Wenn die Autoren nicht ſchamlos darum betrogen wurden. Wie groß die auf dieſem Gebiete herrſchende Niederträchtigkeit bis in die allerneueſte Zeit geweſen iſt, davon iſt ſchwer ein Begriff zu geben. Hervorgehoben zu werden verdient aber eine Klage Schmidts, welche dieſer am 25. Novbr. 1823 gegen Hofrath Winkler in Dresden ausſpricht (Autogr. in genannter Sammlung): daß nämlich ſogar der Souffleur der K. Hofbühne zu Berlin, Wolff, ſich nicht entblöde, „mit Manuſcripten zu marchandiren". Es war demſelben ein ſehr einträgliches Nebengeſchäft, die bei dem K. Hoftheater eingereichten Dichterwerke in widerrechtlich genommenen Abſchriften an kleinere deutſche Bühnen zu verſenden, die dann natürlich dem Autor nie einen Heller Honorar zukommen ließen.

ſagen) ſo rege zu machen, daß einige derſelben ſich nicht ſcheuten, meine Arbeit gefliſſentlich umzuwerfen.

Uebrigens kam nichts darauf an, denn bereits nach der dritten Vorſtellung wurde „Johann Basmer" von dem Weddeherrn Schulte verboten. Als Urſache war der Abfall der Bürger von den alten Senatoren, namentlich die Fahnenflucht der Garniſon angeführt. Der ſcharfſinnige Weddeherr hatte gemeint: „man habe in den jetzigen Zeiten, wo man von fremden Autoritäten abhängig ſei, ſchon genug vom eigenen Anſehen eingebüßt, ſo daß es nicht nöthig ſei, daſſelbe durch Stücke, in denen ein Bürgerkrieg behandelt und in denen Einem Hohen Senate ſo mitgeſpielt werde, noch mehr zu ſchwächen." Man ſieht, die Cenſur, welche in Hamburg geübt ward, gab derjenigen in K. K. Landen an gediegenem Scharfſinn nicht das Geringſte nach.

Je näher das Ende des Jahres, je näher ihr eigenes Ende rückte, deſto gewaltſamer operirte unſere Direction mit Gäſten. Einer der tüchtigſten unter dieſen war der Baſſiſt Strohmeyer, der in der That eine unbeſchreiblich ſchöne Stimme hatte. Dieſer Schmelz, dieſer ſüße Wohllaut des Tons rührten ſelbſt mich alten Theaterpraktikus ein paar Mal zu Thränen. Dabei war er eine ſtattliche Erſcheinung, voll Würde und Anſtand. Er hat ſpäter eine gute Carrière gemacht, indem er, als Goethe 1818 durch den berüchtigten „Hund des Aubry" von ſeinem Intendantenpoſten in Weimar weggebiſſen worden war, deſſen Nachfolger wurde. Großherzoglicher Kam-

merſänger war er ſchon vorher geweſen. Er ſtand ſich trefflich mit der bei Carl Auguſt allmächtigen Demoiſelle Jagemann, genannt Frau von Heygendorf, der Goethe im Gegentheil immer ein Dorn im Auge geweſen war.

„Es ſoll die Bühne nie dem Hundeſtalle gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen!“

lautete damals ein parodirendes Witzwort. Das par nobile fratrum Strohmeyer und Jagemann aber, deren Coalition gegen Goethe dieſem die Grube gegraben hatte, wurde von da an in Theaterkreiſen nicht anders genannt als Jage-meyer und Strohmann.

Die ſchöne Stimme ließ ſich nun freilich dem „Stroh-mann“ nicht abdisputiren, und unſere Hamburger Direction machte mit ihm denn auch gute Geſchäfte. Ein Gleiches war der Fall mit einem Gaſte im Schauſpiel, der ein männlicher Hendel-Schütz genannt zu werden verdient: mit dem Freiherrn von Seckendorf, bekannt unter dem nom de guerre Patrick Peale.

Dieſer, der zu Leipzig und Wittenberg ſtudirt und dann als Muſiklehrer Amerika bereiſt hatte, war 1807 in ſeinem 32. Jahre Kammerdirector zu Hildburghauſen, mit dem Titel eines Geheimraths geworden. Warum er ſeine Stellung ver-laſſen, hat man nie erfahren. Genug, er gab ſeit einiger Zeit mimiſch-plaſtiſche Darſtellungen; anfangs allein, ſpäter zu-ſammen mit der Hendel-Schütz, die er aber bei Weitem über-traf. Seine Stellungen waren beſtimmter, kräftiger, gemüth-

voller; außerdem ſchöpfte Patrick Peale aus einem reichen Born des Wiſſens, welches ſeiner Rivalin gänzlich fehlte.

Intereſſant war mir namentlich die Art, wie er, rein durch die Mimik, verſchiedene Gemüthsaffecte — Schmeichelei, Heuchelei, Scheinheiligkeit u. ſ. w. — unterſchied; nächſtdem war er auch trefflich als „Chriſtus am Oelberg", ganz wie die Hendel als „Mutter Gottes" einen ihrer höchſten Triumphe feierte. Eine Blasphemie ſah Niemand darin.

So ausgezeichnet und eigenthümlich nun Patrick Peale als Mimiker war und ſo geiſtvoll er theoretiſch über die Schauſpielkunſt zu ſprechen verſtand, ſo ſchlecht übte er ſie praktiſch aus. Sein Marinelli war eine ſo vollſtändig verwerfliche Leiſtung, daß es eine Kunſt wäre, ſie abſcheulicher auszuführen. Er ſprach im ſächſiſchen Dialect, er hatte keinen Anſtand; während er im Leben die weltmänniſchſten Manieren, die feinſte Bildung und die größte Gewandtheit immerfort bewies, hatte er als Theaterkammerherr die linkiſche Tournüre des roheſten Anfängers. Nur ein einziger Zug war neu und gut gedacht: in der Scene, wo er die Orſina fortſchaffen will, zog er einmal die Uhr und blickte bedeutend darauf, als wolle er ſagen: „Deine Zeit iſt verfloſſen!" Im Uebrigen fand ich Alles verfehlt. Namentlich merkte man dieſem Marinelli den Hallunken ſchon auf zehn Schritt Entfernung an, und doch iſt der Kammerherr, obwohl ein Schuft und Mörder, der tägliche Geſellſchafter eines ſo geiſtreichen Prinzen, wie Hettore Gonzaga gleich anfangs in der Unterredung mit dem Maler

erſcheint; eines Prinzen ferner, der doch auch mit Ehrenmännern wie Rota umgeben iſt und der ſelbſt auf Ehre hält, denn er bebt zurück bei der Vermuthung, daß Marinelli den Grafen Appiani habe ermorden laſſen: „Hätte ich gewußt, daß es des Grafen Leben koſten würde — eher mein Leben!“ ruft er ritterlich aus. Es iſt daher ein ganz beſonders feiner Zug, wenn Marinelli den Mann von verletzter Ehre ſpielt und Appianis Tod gegen den Prinzen mit der Bemerkung erwähnt: der Graf ſei ohne ihm Genugthuung gegeben zu haben aus der Welt gegangen, „und meine Ehre bleibt beleidigt!“ Abgeſehen davon, daß jeder Schuft den Schein eines „Ehrenmannes“ retten will, ſo muß Marinelli wahrlich eine ganz beſonders glatte und feine Außenſeite haben. Nur wenn die Schale golden war, konnte ein ſo hohler Kern ſich in der Umgebung dieſes Prinzen halten*).

Bei Patrick Peale war wie geſagt von alledem nichts zu ſpüren. Auch in allen anderen Rollen, die ich von ihm ſah: Nathan, Pygmalion, Don Carlos, fand ich ihn gleich ſchlecht. Nichtsdeſtoweniger lobte ihn die Preſſe, und „Kunſtkenner“ riefen ihn nach ſeiner letzten Rolle hervor. Hier ereignete ſich ein kleiner Scandal: der Schauſpieler Jacobi nämlich, der das am folgenden Tage zu gebende Stück verkündigen wollte, rief den Applaudirenden, die nach dem Gaſte verlangten, vorlaut zu: „Erlauben Sie! Erſt meine Annonce!“

*) Man ſehe Schmidts „Entwickelung des Charakters des Marinelli“ in ſeinem Almanach für 1812, Seite 68 fg. und Aphorismen, I, 56 fg.

worauf er ausgepfiffen wurde. In ſolchen Dingen verſtehen die Hamburger — und mit Recht! — keinen Spaß.

Unterdeſſen kam das Weihnachtsfeſt immer näher; es harrte der Hamburger diesmal eine ganz beſondere Beſcheerung. Kurz vor dem heiligen Abend nämlich wurde in Hamburg der Beſchluß des franzöſiſchen Senats bekannt gemacht: die drei Hanſaſtädte zugleich mit dem ganzen nordweſtlichen Deutſchland zum franzöſiſchen Reiche zu ſchlagen.

Bisher war, wenn auch jeder Schein der Selbſtändigkeit nach außen längſt dahin war, die innere Verwaltung der Stadt noch der ſeitherigen Obrigkeit überlaſſen geblieben; nur die Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuches war angeordnet und das Poſtweſen franzöſiſch eingerichtet worden. Jetzt ſollte Hamburg, „von Carl dem Großen erbaut, nicht länger des angeſtammten Glückes entbehren, ſeinem größeren Nachfolger anzugehören" wie es hieß; ein Glück, welches weſentlich darin beſtand, daß Hamburgs Handel durch das Continentalſyſtem ruinirt wurde. Ueber dreihundert Seeſchiffe lagen abgetakelt im Hafen; alle engliſchen Waaren wurden verbrannt; die Habe, welche nun noch übrig blieb, ward bald ein Opfer der ſchamloſeſten Erpreſſungen ſeitens der franzöſiſchen Beamten, die ſich auf eine beiſpielloſe Weiſe beſtechen ließen, oder — wie die Wallenſteinſchen Soldaten — Alles offen forttrugen. Daß der allgemeine Wohlſtand ſtetig ſank und namentlich auch durch zahlreiche Auswanderungen leiden mußte, kann nach dem Geſagten nicht befremden.

So war begreiflicher Weiſe das Weihnachtsfeſt 1810 in Hamburg ein ſehr trübes; auch mir war das Herz ſchwer: unvorhergeſehene Einquartierung hatte mich ſo niedergedrückt, daß ich mir ſchon von Schröder hatte Geld borgen müſſen. Jetzt hatte ich zum 29. December ein Declamatorium angekündigt, um mich etwas wieder flott zu machen — welches Schickſal konnte dies haben?!

Doch ſiehe da! Alles verlief weit beſſer, als ich dachte; die gefürchteten Commiſſäre, welche von Paris zur Uebernahme der Stadt erwartet wurden, blieben noch aus, der erſte Schreck über die Einverleibung war vorüber, das Wetter begünſtigte mich ebenfalls, kurz, ich nahm 1808 Mark ein! Vierundzwanzig Stunden ſpäter wurden alle Stadtcaſſen verſiegelt. Ich war der letzte Concertiſt der „freien Reichs- und Hanſaſtadt Hamburg" geweſen.

Der ſchwere Schlag, welcher dieſer durch des Uſurpators freche Willkür verſetzt worden war, ſollte zunächſt unſägliches Elend herbeiführen; wir werden ſpäter noch ſehen, wie weit daſſelbe ging. Verkannt werden darf aber auch nicht, wie manches Gute aus der unheilvollen Saat emporſproßte. Hamburg ſteckte tief — tiefer vielleicht, als irgend eine zweite Stadt des Vaterlandes — in verroſteten Einrichtungen und Zuſtänden aller Art; der erſte Anſtoß zur Beſſerung derſelben datirt aber ohne Frage von Napoleons Umſturz alles Beſtehenden her. In Folge deſſelben begann es, patriotiſch zu dämmern in den Köpfen und Herzen der Hamburger, welche es noch

1806 kaum beachtet hatten, daß der ſterbende Held von Auerſtädt, Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, in nächſter Nähe der Hanſaſtadt, auf däniſchem Gebiete, den Todeskampf kämpfte*); der Hamburger, aus deren Mitte ein in vornehmen Verhältniſſen lebender, angeſehener Mann bei der Nachricht von Palms Erſchießung — weil er ein verbotenes Buch verlegt habe — ſtumpfſinnig und unwiſſend nur die mitleidloſe Antwort gehabt hatte: „Je, kunn de Mann denn dat nich wedder finnen?“ Anfangs leiſe und unmerklich, bald aber ſtark und ſtärker erwachte auch in Hamburg jener Heldenſinn, der wenige Jahre ſpäter handelnd und leidend wahrhaft Großes vollbringen ſollte. Bis dahin hatte nur Alles im gierigſten Jagen nach Erwerb gelebt und gewebt: „Papiere verlieren — zu $1^3/_4$ notirt —“ und beſonders das mir gründlich verhaßte: „Da kommt nichts nach“; dieſe und ähnliche Reden bildeten den Kern faſt aller Geſpräche. Wohl muß, wie dies Jeder ſollte, auch der Kaufmann ganz ſein, was er iſt, und von ihm zu verlangen, daß er ſich wie

*) Und welchen qualvollen Todeskampf! Seitdem ihm im Schlachtgetümmel ein Auge ausgeſchoſſen war, hatte er, weil natürlich das andere mit litt und verbunden werden mußte, das Licht des Tages nicht mehr geſehen. Er wurde in einem Korbe getragen, ſprach und aß wenig; ſo kam er in Altona an. Zur Erquickung reichte man ihm eine friſche Auſter; als er ſie genoſſen hatte, ſagte er: „Das iſt doch grauſam, daß Ihr mir mein einziges Auge zum Verſchlucken gebt!“ Von welchen unnennbaren Seelenleiden zeugt dieſer Zug!

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

die Elegants im Berliner Thiergarten über Fichte und Schlegel äußern ſolle, wäre Tollheit. Aber damals in Hamburg ſchien es, als lebe „der Menſch vom Brote allein", und als ſei der belebende, ideale Hauch, „der durch den Mund Gottes gehet", unſinnig, verwerflich und lächerlich. War man doch tactlos genug, mir oft in das Geſicht zu ſagen: „Der Kaufmann erhält die Welt; von ihm hängen alle Stände ab; ohne Geld können auch keine Schauſpieler ſein, und überhaupt — nach den Künſten, da kommt nichts nach."

Alle dieſe Weisheit wurde im derbſten Plattdeutſch, das damals noch Jedermann im Munde führte, vorgetragen, und die Sitten entſprachen der Rede. Schicklichkeit, Anſtand und verbindliches Benehmen ließ unſäglich viel zu wünſchen; ein Fremder zwiſchen alten Hamburgern ſchien verrathen und verkauft, dermaßen zugeknöpft verfuhr man gegen ihn. Nicht einmal ſeine Verbeugung beim Kommen oder Gehen ward erwidert; ſo beobachtete ich, wie in einer Geſellſchaft etliche Fremde, die ſchon anweſend waren, kommende Einheimiſche begrüßten; dieſe aber — ſtatt ſich en passant zu verneigen — nahmen von dem Gruße nicht die geringſte Notiz, ſegelten quer durch die Anweſenden auf den Hausherrn zu und ſchüttelten ihm kräftig die Hand: „Guten Dag, Herr!" Dann ſetzten ſie ſich mit der Gevatterſchaft in einen Winkel, als ob Alle einander ſeit Jahren nicht geſehen hätten, und converſirten mit zuſammengeſteckten Köpfen. Von dem Gruße auf der Straße gilt das Nämliche; die reſpectvollſte Verbeugung

erwiderten die Damen nicht auf leichte, verbindliche Weiſe, ſondern durch ein gnädiges Nicken, etwa wie man zu einem Domeſtiken Adieu ſagt. Wie konnte da der Künſtler glauben, man ſuche ſeinen Umgang um ſeiner ſelbſt willen — um ſo mehr, wenn er (wie dies mir geſchah) gelegentlich Zeuge ſein mußte, daß der Hausherr ziemlich vernehmlich ſchimpfte, als eine zu Gaſt geladene Sängerin nicht gleich nach Tiſche ſich bequemen wollte, den Anweſenden Lieder vorzutragen!

Und der Kunſtgeſchmack? — Er war der verdorbenſte, den ich je kennen gelernt, und hat ſich auch bis heute leider nur wenig gehoben. Die Schauſpielerinnen mußten hübſch und üppig ausſehen; die Sänger bedurften vor allen Dingen ſtarker Stimmen, die Schauſpieler kräftiger Lungen; die Leidenſchaften mußten in Fetzen geriſſen, die Späße kräftig und deutlich ſein, dann war der Acteur „en verfluchten Keerl!“ Der Inhalt der Stücke durfte nicht viel Nachdenken erfordern, ſonſt wurden ſie mit den Worten: „Dat is Klöönkram“ abgethan; kein Wunder, wenn man erwägt, wie Mancher das Theater nur beſuchte, weil er mit dem Geſchäftsfreunde, den er an der Börſe nicht getroffen hatte, einen Handel verabreden wollte. Daß unter ſolchen Umſtänden auch einige unſerer „Künſtler“ — ſogar Vertreter erſter Fächer — unter die Kaufleute gingen, kann nicht befremden; einer derſelben hatte ein Materialwaarengeſchäft etablirt, in welchem Häringe nicht fehlten; ein anderer kaufte auf den Lombardsauctionen altes Silber und Edelſteine, denen er eine moderne Faſſung gab, um

ſie alsdann theuer wieder an den Mann zu bringen. Eine Schauſpielerin handelte mit alten Seidenkleidern; ein Sänger beſorgte lange Zeit eine Art Büttelgeſchäft, indem er gegen gewiſſe Procente Gelder eintrieb, welche in den Schuldbüchern als „verlorene Poſten" figurirten. Ein anderer ſuchte durch einen Journalleſezirkel Nebenerwerb.

Auch die Kunſt war, wie man ſieht, vom Krebsſchaden des ſchnödeſten Philiſterthums angefreſſen; mit letzterem aber contraſtirten die gar nicht zu ſchildernden, kaum als glaubhaft zu denkenden Auswüchſe roheſter Sittenverderbniß, welche in dem Laſterpfuhl des Hamburger Berges die wüſteſten Orgien feierten, auf kraſſeſte Weiſe. Machte man darüber eine Bemerkung, ſo wurde man mit nichtsſagenden Redensarten von „nothwendigen Uebeln" und dergl. abgeſpeiſt, hinterrücks aber als grünſchnäbliger „Buttenminſch" bemitleidet.

Vom Zopf in öffentlichen Dingen kann ich billig ſchweigen; er hängt uns auch heute noch hinten. Ohnehin würde es mir ſchwer werden, die Eindrücke auszumalen, welche es in mir hervorrief, als ich zum erſten Male die merkwürdigen „reitenden Diener" (in der barocken Tracht der Gerichtsboten im „Don Juan") ſah; als ich zuerſt den Höllenlärm hörte, den die Nachtwächter zur Warnung der Diebe mit ihren Schnarren und eiſenbeſchlagenen Stöcken machten; als ich die buntſcheckige, krüppelhafte „Bürgerwache" unter Trommeln und Pfeifen, krieg'riſchem Klang aufziehen ſah; als ich gewahr ward, wie man der Thorſperre halber das Poſtfelleiſen durch

eine kunſtvolle Vorrichtung über die Mauer wand; als ich voll Erſtaunen lauſchte, wie laut öffentlicher Geſetzesverleſung auf dem Stadthauſe (der ſ. g. „Burenſprak") den Domeſtiken wöchentlich „nur zweimal Lachs gereicht werden dürfe" — ein Leckerbiſſen, der zu jener Zeit ſchon mit erklecklichen Summen aufgewogen worden mußte, denn die Verordnung datirte aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dies und Aehnliches eingehender zu ſchildern, möge gewandteren Federn überlaſſen bleiben; im Mittelpuncte meiner Darſtellung kann naturgemäß nichts Anderes ſtehen, als das Theater, deſſen Zuſtände und Perſönlichkeiten. Bei der wichtigſten derſelben, bei Friedrich Ludwig Schröder, verlebten wir (und außer uns ein Theil der Bühnenmitglieder) den Sylveſterabend des ſcheidenden Jahres 1810. Zunächſt händigte ich dem edlen Manne das Geld wieder ein, welches er mir vorgeſchoſſen hatte. „Was mögen Sie von meiner dreiſten Bitte geſagt und gedacht haben!" rief ich aus.

„Geſagt habe ich nichts" antwortete er lächelnd, „und gedacht: daß Sie Geld gebrauchten!"

Der Abend ging auf wechſelvollſte Weiſe hin: meine Louiſe, die zum erſten Male mit eingeladen war, ſprach ein Gedicht, wofür ſie Schröder herzlich küßte; dann las dieſer ſelbſt eines ſeiner neuen Trauerſpiele: „Adelheid von Saliſbury" vor. „Ich habe Sie zu dieſer Vorſtellung eingeladen" ſagte er, ehe er begann, „um Ihr freimüthiges Urtheil über meine Arbeit zu erbitten, und indem ich Sie mit dem Beſten

meines ehemaligen Gewerbes bekannt mache, mögen Sie prüfen, ob ich in ſcientifiſcher Hinſicht noch würdig bin, Ihr Führer künftig zu ſein.“ Dann las er mit gewohnter Meiſterſchaft.

Nach beendigter Lectüre kam die Rede auf das neue Unternehmen, und er äußerte einige Grundſätze, nach denen er verfahren wollte. Ausrufe wie: „O Gott! Großer Gott!“ u. dergl. waren ihm ſehr zuwider, beſonders wenn ſie, gedankenlos ausgeſprochen, nur dem Gedächtniß als Krücke dienten. Genaues Memoriren betrachtete er als Baſis der Schauſpielkunſt; ſehr richtig meinte er: „das Publicum werde ſelbſt den minder begabten Darſteller erträglich finden, ſobald er nie eines Wortes wegen in Verlegenheit gerathe.“ Das Knieen, z. B. des Liebhabers vor ſeiner Geliebten, verwarf er als unwahre Uebertreibung. Beſchränkung des überladenen Putzes und Schmuckes empfahl Schröder ſehr; ironiſch beſpöttelte er, „wie eine arme Secretärsfrau unlängſt auf der Bühne mit — Brillantringen erſchienen ſei!“ Die zu einer Umkleidung zwiſchen den Acten nöthige Zeit*) wollte er genau berechnet wiſſen; „der Anzug hat mich nie beſorgt gemacht“ ſagte er, „wohl aber die Ausführung meiner Rolle. Die Fertigkeit, ſchnell mit den Kleidern zu wechſeln, muß der Schauſpieler ſich aneignen; ſie iſt ihm unerläßlich. Dem Zuhörer darf — namentlich im Luſtſpiel — keine ungebührliche Pauſe zugemuthet werden; ſie erkältet unfehlbar ſeine Theilnahme an

*) Iffland bewilligte nie mehr als fünf Minuten zu der ſchwierigſten Umkleidung. (Anmerkung F. L. Schmidts.)

der Handlung, und der Anblick der elegantesten Garderobe kann ihn nicht dafür entschädigen.“ Die sogenannten „ausgeschnittenen Kleider“ der Damen, bei denen die Schultern entblößt sind, wollte er kategorisch von seiner Bühne verbannt wissen. „Maria Theresia“ sagte er scherzend, „gab ein Polizeigesetz deßhalb; ich will versuchen, ob ich diese Unsitte nicht durch Bitten abstellen kann.“ Eben so hegte er den Plan, keinem Recensenten — „Theaterschreiber“ wie er sie nannte — freien Eintritt zu geben. Das stimmte ganz zu einer Anekdote, die ich aus des Professors Meyer Munde hatte. Dieser erzählte mir einst, daß Schröder eines Tages mit dem Theaterdichter Schink einen förmlichen Contract abgeschlossen habe, damit derselbe ihn nie wieder erwähne. „Es ist ja abgeschmackt“ hatte Schröder gemeint, „wenn das Publicum glaubt, der Kritiker lasse sich einen Burgunder schänken und müsse mich dafür loben!“

Schröder endigte dies Gesprächsthema mit der Bemerkung: daß er durch die Wiederübernahme des Theaters bei dem Drucke so schwerer Zeiten zu beweisen hoffe, wie dringend ihm das Heil der Kunst am Herzen liege und wie lauter seine Absicht sei, da er auf Gewinn wohl schwerlich werde rechnen dürfen. Hoffentlich unterstütze ihn das Personal bei seinen ernsten Zwekken — „und dann habe ich guten Muth“ schloß er heiter, indem er uns die Hände schüttelte.

Hier nahm ich Gelegenheit, noch einmal den Verlust zu bedauern, welchen die Schauspielkunst durch seinen frühen

Rücktritt von der Bühne erlitten, und verſuchte, ihn zu bewegen, bei der Uebernahme des Theaters in einigen ſeiner glänzendſten Rollen wieder aufzutreten. Konnte doch daraus der neuen Unternehmung ein ganz außerordentlicher Vortheil erwachſen!

„Ein pecuniäres Intereſſe hat mich nicht zur Wiederübernahme des Theaters bewogen" entgegnete er; „das wiſſen Sie. Dem geiſtigen würde mein ſchwaches Gedächtniß noch mehr als früher entgegenſtehen. Auch bekenne ich offen, daß ich die Neigung zur ausübenden Schauſpielkunſt gänzlich verloren habe! — Nur eine einzige Rolle giebt es" ſetzte er langſamer hinzu, „die mich in Verſuchung führen könnte!"

„Und die wäre?" fragte ich begierig.

„Leſſings Nathan" antwortete Schröder. „Wie gern hätte ich dieſen Charakter früher geſpielt, wäre es zu meiner Zeit für möglich gehalten worden, dieſes wundervolle Werk auf die Scene zu bringen! Ich habe einmal bei Gelegenheit einer Maskerade einen Aufzug der Charaktere aus „Nathan" veranſtaltet*), aber das war auch Alles."

---

*) Am Freitag, 16. Januar 1789, bei Gelegenheit des erſten Bal en masque. „Um 11 Uhr (ſagt der Zettel) „erſcheint folgender Aufzug: Ein Trupp Mamelucken mit ihrem Anführer. Saladin, von den Großen des Hofes begleitet. Sittah im Gefolge ihre Frauen. Der Derwiſch Al Hafi mit dem Schachbrett. Der Kloſterbruder. Nathan. Daja. Recha. Der Tempelherr. Gefolge von Soldaten." Der Aufzug wurde auf dem letzten Maskenballe der Saiſon (20. Febr.) wiederholt.

Ich erzählte ihm, wie ich (am 27. Juli*) 1801) in Magdeburg die Initiative ergriffen habe, das Gedicht für die Bühne wiederzuerobern, worüber er sehr vergnügt wurde. In die beste Stimmung versetzt, recitirte er zuletzt ohne Anstoß die berühmte Erzählung von den drei Ringen — Alle lauschten athemlos, denn der Vortrag war von erhabenster Einfachheit, ganz dem Charakter des herrlichen Dramas entsprechend. Als er geendigt, schien es mir, als sei es für einige Augenblicke gelungen, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen, doch schnell sagte er lächelnd: „Nein, mit einem neuen Debüt von mir ist es zu spät."

Der Rest des Abends ging nun sehr fröhlich hin. Zur Belustigung aller Anwesenden erzählte Schröder höchst komisch: wie er nicht confirmirt worden sei. Er habe sich in seinem vierzehnten Lebensjahre von Königsberg, wo er zurückgelassen war, um im Friedrichscollegium erzogen zu werden, zu Schiff nach Lübeck und von dort nach der Schweiz zu seinen Eltern begeben; dort sei er gefragt worden: „ob er schon confirmirt sei?" Er habe die Frage frischweg bejaht und damit sei die Sache abgethan gewesen.

---

*) Der „27. August" (Aphorismen III, 177) ist ein Druckfehler, als solcher auch übergegangen in Danzel, Lessing, II, 2, 212. Wenn ebenda das Verdienst, „Nathan" auf der Bühne eingebürgert zu haben, Schiller zugeschrieben wird (wie es u. A. auch Weber in seiner Geschichte des Weimar. Theaters thut), so ist dieser allgemein verbreitete Irrthum durch F. L. Schmidts Bericht auf S. 84 fg. d. B. jetzt widerlegt.

Uebrigens hatte man ihn, wie er noch erwähnte, in Königsberg völlig mittellos zurückgelaſſen; einen durchreiſenden „mechaniſchen Künſtler", der ihm allerhand phyſikaliſche Kunſtſtücke zeigte, konnte er daher für ſeinen Unterricht mit nichts Anderm bezahlen, als — mit Decorationen aus Ackermanns Comödienhauſe. „Ich hätte nie gedacht" ſagte er, „daß dieſe Kunſtſtücke mir einmal das Leben erhalten würden." Und doch geſchah es, nämlich bei Gelegenheit jener Seereiſe von Königsberg nach Lübeck, wo das Schiff ſtrandete und der ganz arme junge Burſch in einer öden Küſtengegend nur auf ſich und ſeine eigene Geſchicklichkeit angewieſen war.

Mit dem Glockenſchlage zwölf, wo wir in ein Jahr traten, welches für Schröder ſo verhängnißvoll werden ſollte, leerten wir die Gläſer; nicht lange danach gingen wir fröhlich auseinander. Wie gut, daß Niemand in die Zukunft ſehen kann!

Am 2. Januar 1811 langten die franzöſiſchen Commiſſäre, deren Vorſitzender der Marſchall Davouſt, Prinz von Eckmühl gräuelvollen Andenkens, war, in Hamburg an, die Stadt zu übernehmen. Dies hinderte nicht, daß zwei Tage ſpäter die erſte Redoute nach langer Zeit im deutſchen Schauſpielhauſe wieder ſtattfand und ſehr gut beſucht wurde, ſo daß die Direction am 14. Januar bereits eine zweite veranſtalten konnte. Die Anſchlagzettel mußten jetzt das Unternehmen als „Hamburgs deutſches Theater" ankündigen — als ob das Deutſche bei uns die Ausnahme geweſen wäre.

Die Aufführung eines ſogenannten „Enſembleſtückes“ von mir, nämlich eines ſolchen, das keine Paradepferde für die Einzelnen, keine pathetiſchen Abgänge, keine langen Reden bei denen am Schluß — um Applaus zu wecken — geſchrieen werden konnte, aufzuweiſen hatte, bewies mir, wie wenig ſchon damals unſere Schauſpieler dergleichen einfache Arbeiten ſpielen konnten, denn von einem Unterordnen der Einzelnen unter die große Geſammtaufgabe wollte Niemand hören. Dennoch gefiel mein nach dem „Roman meines Lebens“ von Rochlitz bearbeiteter „rechter Arzt“ am 7. Februar und konnte einige Male wiederholt werden. Im Uebrigen gehörte dieſer und der vorhergehende Monat meiſt der Oper, da Madame Becker geb. Ambroſch eine Reihe von Gaſtrollen mit dem größeſten Beifall gab, ſo daß Schröder ſie ſofort engagirte, obwohl er ihren Mann, einen recht mittelmäßigen Schauſpieler aus Goethes Schule — deren Zöglinge ich immer unerträglich manierirt gefunden habe — mit in den Kauf nehmen mußte*).

*) Auch F. L. W. Meyer, deſſen Blick in ſchauſpieleriſchen Dingen durch das Studium des Schröderſchen ſowie des engliſchen und franzöſiſchen Theaters geſchärft worden war, urtheilte wenig günſtig über die Weimariſche Bühne unter Goethe. Er unternahm auf Schröders Wunſch im Sommer 1810 eine Reiſe durch ganz Deutſchland, um Mitglieder für ſeines Freundes neue Unternehmung zu gewinnen. In ſeinen, von Eliſe Campe zu ihrem Buche („Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer“) nicht völlig ausgenutzten Papieren, welche dem Herausgeber vorgelegen haben, finden ſich die an Schröder entſendeten Berichte des kunſtverſtändigen Beobachters, in denen er u. A. über eine Vorſtellung des „Tell“ (in

Am 29. März machten die Zettel bekannt: die heutige Vorstellung: „Armuth und Edelsinn" und als Nachspiel „Der Unsichtbare" sei die letzte unter der gegenwärtigen Direction; dieselbe werde daher „einige Worte des innigsten Dankes an das verehrungswürdige Publicum richten." Die Wahrheit war, daß zwei Tage später, am 31. März, noch einmal unter der alten Direction gespielt wurde, aber wegen der Geburtstagsfeier des Königs von Rom auf allerhöchsten Befehl „zum Besten der Armen". Hieran hatten die Herren Eule und Genossen natürlich kein Interesse; nach Art der Seiltänzer und Menageriebesitzer kündigten sie daher schon die vorletzte Vor-

---

Lauchstädt) sagt: „Heißt das Ensemble, daß sämmtliche Herren und Damen in Gottes Namen ihre Rollen vertauschen können und ziemlich Einer gespielt haben würde wie der Andere, so läßt sich dieser Gesellschaft das Ensemble nicht absprechen." Graff, einst der erste Wallenstein des deutschen Theaters, erschien Meyer „zu sehr verweimart; er taugt nur für diese Bühne und ihre höchst conventionelle Manier." Haide (Tell) sei „in dieser Schule" ganz untergegangen und habe verlernt, „aus dem Herzen und zum Herzen" zu reden. Dem Ehepaar P. A. Wolff, Goethes Lieblingen, räumt Meyer höchstens das Prädicat „brauchbar und einer größeren Ausbildung fähig" ein; „manierirt" nennt er sie aber ebenfalls. Ein „statuenartiges, kaltes Spiel scheine hier plastisch genannt zu werden." Auch der aus einer reichen Theater-Erfahrung heraus urtheilende Lebrun ist für die Mitglieder, welche von Weimar nach Hamburg kamen, sehr wenig eingenommen, und rügt namentlich „die Uebertreibung im Lustspiele" die er an denselben immer beobachtet habe (Jahrbuch, 294).

ſtellung als letzte an. Dieſe pflegt dann auf Meſſen und Märkten die „unwiderruflich letzte“ genannt zu werden.

Als der Vorhang über dem „Unſichtbaren“ gefallen war, trat die Direction, Herr Herzfeld in der Mitte, die Herren Stegmann und Eule, die als Peter Plum und Stöpſel coſtümirt waren (ſie hatten mitgewirkt), links und rechts an der Hand, vor die Lampen, und der Erſtgenannte ſprach, während ſeine Collegen immerwährend Kratzfüße machten: „Die Direction kann nicht ſcheiden, ohne zuvor dem verehrungswürdigen Publicum den innigſten Dank für die Güte, Nachſicht und Unterſtützung zu bringen, welche ſie ſeit dreizehn Jahren genoſſen hat. Jetzt übernimmt ein Mann die Leitung, der ſich Ihrer Liebe und Achtung ſchon ſeit Jahren erfreut; er bringt den reinſten Willen mit, für Ihr Vergnügen zu ſorgen. Die edlen Bewohner Hamburgs, die in jeder Hinſicht des vollkommenſten Glückes würdig ſind, verdienen auch ein vollkommenes theatraliſches Vergnügen.“

Dieſe Worte wurden wüthend beklatſcht!

Schröder ſagte mir hernach etwas erboßt: für „das Vergnügen“ ſchlechthin ſorge auch ein Bauchredner, Feuerfreſſer u. ſ. w. Er hoffe, für ein edles, geiſtiges Vergnügen zu ſorgen, wenn auch Herr Herzfeld hiervon nicht geſprochen habe.

Der „unwiderruflich letzte“ Abend unter dem Scepter der alten Direction feierte den Geburtstag des Königs von Rom mit „Meiſter Fips“ und „die Tyroler in Wien“ in jeden-

falls eigenthümlicher Weiſe. Die Brutto-Einnahme zum Beſten der Armen betrug — 140 Mark. Am Geburtstage des Sohnes des Uſurpators gingen die Hamburger auch nicht „zum Beſten der Armen“ in's Theater; mochten die leeren Bänke immerhin den Franzoſen zeigen, auf wie wenig Sympathien ſie bei uns rechnen durften.

Druck von Fr. Frommann in Jena.

A:L457 5960091